

Spion

für deutschland



erich gimpel - agent 146



Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering
mit Genehmigung des Süddeutschen Verlages GmbH., München

© Süddeutscher Verlag GmbH., München

Einband und Schutzumschlag E. Diekmann

Schrift Borgis Palatino Linotype

Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh

Printed in Germany • Buch-Nr. 1101

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Ich bin fünfundvierzig Jahre, sieben Monate und sechs Tage alt. Ich habe 424 Dollar und 24 Cent in der Tasche. Ich bin seit sechs Tagen frei. Entlassen aus dem Gefängnis, ausgewiesen aus den USA. Auf Parole. Ich schulde den Vereinigten Staaten von Amerika noch über neunzehn Jahre Haft. Für die amerikanischen Behörden bin ich ein Spion – für die deutschen ein Spätheimkehrer. Eigentlich müsste ich seit neun Jahren und elf Tagen tot sein.

Ich gehe immer erst an Deck, wenn es finster ist. Ich weiss nicht mehr, wie man mit den Leuten spricht. Ich muss mich erst wieder an die Welt gewöhnen. An die Zeit. An die Luft. An das Geld. An das Lachen.

Ich habe dieses Schiff, die «Italia», in Handschellen betreten. Ein riesiger Neger hat mich an Bord gebracht.

Durch den Aufgang für Bagage. Er sperrte mich in das Kinderzimmer, zählte gleichgültig mein Geld nach, steckte mir die Papiere in die Tasche und sperrte die stählernen Fesseln auf, als die Schiffssirene zum zweitenmal heulte. Ich sollte nicht mit den amerikanischen Presseleuten in Verbindung kommen. Ich wollte das auch gar nicht, aber wer glaubt schon einem Mann, der aus der Bundesstrafanstalt Atlanta im Staate Georgia kommt?

Die Maschinen des 22'000-Tonnen-Passagierschiffes vibrierten leise. Der baumlange farbige Beamte der Einwanderungsbehörde stand an der Wand, genau zwischen den bunten Fresken von Schneewittchen und den sieben Zwergen; er tippte sich mit dem ausgestreckten Zeigefinger an die Stirn und sagte: «Okay». Gemächlich schlenderte er von Bord. Sein Dienst war zu Ende. Mein Leben begann.

Ich wartete eine Stunde lang im Kinderzimmer. Dann kam ein Steward und wies mir meine Kabine an. Ich war frei und allein. In den langen, trostlosen Jahren der Haft wurde ich unsicher. Ich zwang mich mit Gewalt, an die Bar zu gehen. Ich bestellte einen Whisky und bekam ihn. Wie billig ist ein Whisky, wenn man frei ist! Der Barkeeper lächelte. Die Leute in meiner Nähe verhehlten ihre Neugierde nicht. Sie beschäftigten sich mit meiner Geschichte. Das Gerücht ist die schnellste, die billigste und die oberflächlichste Zeitung dieser Welt.

Neben mir an der Bar sass eine Frau. Ich weiss nicht, wie sie aussah. Ich hatte mich daran gewöhnt, keine Frau mehr zu sehen. Sie sprach mit mir. Ich verstand kein Wort. Ich war viel zu aufgeregt dazu. Ich hätte nie von mir aus gewagt, mit einer Frau eine Unterhaltung zu beginnen. Frauen sind gestorben, wenn man in einer Zelle lebt.

Wir gingen zusammen an Deck. Die «Italia» war jetzt auf hoher See. Eine leichte Brise kam auf. Die Wolken zogen langsam ab und gaben den Blick auf die Sterne frei. Im Mondlicht schillerte der Schaum kleiner Wellen. Die Schiffsmaschinen arbeiteten fast lautlos. Der Wind spielte mit den Haaren meiner Begleiterin. Jetzt, da wir im Finstern standen, wagte ich es zum erstenmal, sie anzusehen.

Sie sah gut aus.

Ich stand mit einer Frau an der Reling! Ich sah die Sterne! Es wehte frischer Wind! Es war auf einmal alles anders – die Gedanken, die Bilder, die Ängste waren wie weggewischt. Für Minuten, für Stunden vergass ich das Unvergessliche: wie der Henker Mass von mir genommen hatte. Ich sah das Gesicht des Richters nicht mehr, als er mit halblauter Stimme verlas: «Death by hanging.» Ich erinnerte mich nicht mehr daran, wie meine beiden Verteidiger, die ihr Bestes getan hatten, mir wortlos und betreten die Hand schüttelten und sich dann schnell abwandten. Ich wusste nicht mehr, dass ich der Agent Nr. 146 war, der sechsendvierzig Tage lang mit dem U-Boot 1230 gefahren war, der Wasserbomben und Fliegerangriffe überstanden hatte und in der Frenchman-Bai von Nordamerika landete, um den phantastischsten Auftrag auszuführen, den der Krieg zu vergeben hatte. «Sie sehen krank aus», sagte meine Begleiterin.

«Ich bin es auch», erwiderte ich.

«Ist es ernsthaft?» – «Ich hoffe nein.»

«Ich habe gleich gemerkt, dass etwas mit Ihnen los ist», fuhr sie fort. «Ich glaube, dass Sie sehr einsam sind.» «Ja», entgegnete ich.

Wir gingen an die Bar zurück. Meine Begleiterin trug ein rotes Cocktailkleid und hatte ein Nerzkollier um ihre Schultern gelegt. Sie sah frisch, jung und reich aus. Sie lachte. Es ist schön, wenn Frauen lachen. Es ist gut, wenn Frauen jung, schön und reich sind. Am Abend dieses Tages, dessen Morgen ich noch im Untersuchungsgefängnis von New York in der Gesellschaft von Dieben, Mördern und Zuhältern verlebt hatte, merkte ich zum erstenmal, dass ich tatsächlich frei war. Frei! Am Leben! Auf dem Rückweg!

Unterwegs nach Deutschland!

«Tanzen Sie?» fragte die Dame, die mir Gesellschaft leistete.

«Nein», erwiderte ich. Ich wollte ihr den Grund erklären, aber es gelang mir nicht.

«Ich habe es mir gleich gedacht», sagte sie.

Wir sassen noch eine halbe Stunde zusammen, dann ging ich in meine Kabine. Ich konnte nicht schlafen, obwohl ich hier nicht alle zwei Stunden zum Zählappell geweckt wurde.

Ich ging zurück an Deck. Ich pumpte meine Lungen mit salziger Seeluft voll. Ich überlegte, wie oft ich den Atlantik schon überquert hatte, aber es fiel mir nicht ein. Die deutsche Abwehr war jahrelang für meine Reisespesen aufgekommen. Ich wechselte die Koffer, die Länder, die Uniformen, die Namen. Ich reiste als Oberst, als General, als Schwede, als Amerikaner, mit Sonderflugzeug, im Diplomatenabteil oder mit eigenem U-Boot. Die Aufträge wurden immer grösser, immer härter, immer verzweifelter. Ich marschierte auf der Strasse des Teufels. – Keiner tut das ungestraft.

Eine Stunde später gelang es mir, endlich einzuschlafen. Während ich zurückfuhr, träumte ich alle Einzelheiten meiner letzten Ausreise aus Deutschland. Ich hatte mich in Berlin gemeldet bei Abteilungsleiter Müller II im Amt VI. Er hatte ein rosiges, etwas rundliches Gesicht, roch nach Kölnisch und suchte nach Worten. Seine Hände waren sorgfältig gepflegt.

«Ich habe kein gutes Gefühl, Gimpel», sagte er. Er blieb stehen. «Mit neunzig Prozent Wahrscheinlichkeit wird man Ihr U-Boot versenken. Geschieht das nicht, so fasst man Sie mit

neunzig Prozent Sicherheit bei der Landung in Amerika. Geschieht das nicht, dann erwischt man Sie mit neunzig Prozent Sicherheit bei der Arbeit. Rechnen Sie sich selbst Ihre Chancen aus!»

«Das habe ich bereits, Herr Oberst», erwiderte ich.

«Ich kann es Ihnen nicht verübeln, wenn Sie unterwegs kehrtmachen und Meldung erstatten, dass die Sache gescheitert ist. Sie verstehen mich?»

«Sehr wohl, Herr Oberst», sagte ich.

«Hauptmann Mayer wird Sie bis zum Hafen begleiten. Ich weiss nicht, was ich sonst noch für Sie tun kann... Die ganze Geschichte ist verrückt. Verrückt wie dieser Krieg! Na ja ...»

Er gab mir die Hand, wandte sich sofort ab und sah zum Fenster hinaus. Ich ging. Meine Hand roch nach Kölnisch. Ich hatte noch sechs Stunden Zeit. Meine Dienststelle schenkte mir zum Abschied eine Flasche echten Whisky. Plötzlich bin ich wieder wach. Es ist Viertel vor sechs Uhr – Weckzeit in der Strafanstalt Atlanta. Aber ich bin nicht mehr in Atlanta, sondern auf der «Italia». Ich bin noch ganz benommen von der Realistik des Traums. Yas war Müller II, das war genau die Szene, die ich vor mehr als elf Jahren in Berlin erlebt hatte. Es dauert noch ein paar Minuten, bis ich begreife, dass ich nicht auf der Todesfahrt von Berlin nach New York, sondern auf der Rückreise von New York nach Deutschland bin. Auftrag ausgeführt.

Ich bin kein Häftling mehr. Ich zwinge mich liegenzubleiben. Freie Menschen stehen nicht um Viertel vor sechs auf. Ich versuche, eine Krawatte zu binden. Es gelingt mir nicht. Ich muss mit offenem Hemd beim Frühstück erscheinen. Die Dame von gestern Abend erwartet mich. Rot scheint ihre Lieblingsfarbe

zu sein. Sie trägt ein Wollkleid. Sie rückt zur Seite und gibt mir die Hand.

«Ich habe gestern noch nicht gewusst, wer Sie sind», sagt sie. «Jetzt habe ich es erfahren. Verzeihen Sie meine dumme Fragei.»

«Ich bin froh, wenn ein Mensch mit mir spricht», entgegne ich. Ich will ihr sagen, wie hilflos ich noch bin, aber ich finde nicht die rechten Worte dafür. Wieder starren mich die Leute an. Die Zeitungen arbeiten prompt. Sie jagen nach der Gimpel-Story. Solange ich in Haft war, hat kein Mensch etwas von mir gewusst. Aber jetzt: hundertfünfzig amerikanische Reporter standen an der falschen Gangway im New Yorker Hafen. Jetzt häufen sich die Kabel. Angebote aus aller Welt kommen. Ich habe keine Erfahrungen mit Zeitungen und Verlagen. Ich will meine Ruhe, wenn ich auch noch nichts mit ihr anzufangen weiss.

«Gehen wir an Deck?» fragt die Dame, deren Namen ich nicht kenne.

«Ja», erwidere ich. Ich weiss nicht, ob sie ermessen kann, was es für mich bedeutet, mit einer Frau an Deck zu promenieren, mich mit ihr zu unterhalten, auf ihr Lächeln zu warten, ihr Parfüm zu atmen, den Druck ihrer Hand zu spüren.

Ich habe heute Morgen in den Spiegel gesehen. Ich bin alt geworden. Meine Haare sind schlohweiss. Mein Gesicht ist blass, die Haut straff und ledern. Ich bin fünfundvierzig nach dem Geburtsschein, aber der Spiegel rechnet anders.

«Sie sind Mr. Gimpel?» fragt mich ein Offizier der «Italia». «Wir legen heute Nachmittag in England an, in Plymouth. Die englischen Zeitungen bestürmen uns nach einem Interview mit Ihnen. Wollen Sie es den Leuten geben?»

«Muss das sein?» frage ich.

Er zuckt mit den Schultern.

«Allright», erwidere ich. Ich habe keine grosse Chance, den Reportern länger auszukommen.

Ich treffe sie im Rauchsalon. Die Offiziere der «Italia» sehen die Pressekonferenz nicht ungerne. In den Berichten würde stehen, dass ich mit diesem Schiff nach Europa zurückkreiste. Die Passage bezahlte der amerikanische Staat. Touristenklasse. Ich war zuerst mit Leuten in einer Kabine, die mir zu laut waren. Ich ging zum Zahlmeister und bat ihn um ein anderes Quartier. Ich versprach mich und sagte:

«Wäre es nicht möglich, mir eine andere Zelle zu geben, Sir?»

Er lächelte.

«Zellen haben wir nicht, aber vielleicht tut es auch eine Kabine?» Er gab mir die Hand. Wir tranken einen Schnaps zusammen.

Pressekonferenz! Es gibt Grog mit Kriegsgeschichte. Die britischen Reporter sind nicht so penetrant wie ihre amerikanischen Kollegen.

«Haben Sie eine gute Reise gehabt?»

«O y es», erwidere ich.

«Waren Sie schon einmal in England?»

«O yes.»

«Was halten Sie von England?»

«Ein sehr schönes Land.»

«Und was halten Sie von den Engländern?»

«Sehr sympathische Leute.»

«Hassen Sie Amerika?»

«Nein, keineswegs.»

Ich will nichts sagen. Nichts, ausser ein paar Höflichkeiten. Ich weiss noch nicht, ob ich schweigen oder sprechen soll. Solange

ich das noch nicht weiss, wird selbst der geschickteste Reporter nichts aus mir herausbekommen. Jetzt sind auch deutsche Presseleute hinter mir her. Einer ist mir nach Plymouth entgegengefliegen und beobachtet mich auf Schritt und Tritt. Stündlich werde ich in die Funkkabine gerufen, um Radiotelefongespräche zu führen. Ich habe einen Vorgeschmack dessen, was mich in Hamburg erwartet.

«Waren Sie gern Spion?» fragt man mich.

«Nein, keineswegs.»

«Waren Sie bei der Partei?»

«Nein.»

«Haben Sie Hitler gut gekannt?»

Ich musste lächeln. Wie sich die Leute einen Spion vorstellten. Ich war Soldat wie jeder andere. Nur an einer besonders teuflischen Front. Ich habe mich nicht dorthin gemeldet. Auch die anderen Soldaten haben sich nicht an eine bestimmte Front gemeldet. Wir waren Angestellte des gemeinsten Arbeitgebers, den die Welt kennt: des Krieges.

«Haben Sie Eltern, die Sie erwarten?»

«Nein.»

«Auch keine Frau?»

«Nein.»

«Wo werden Sie hingehen?»

«Ich weiss es noch nicht.»

«Alles Gute», sagen die Reporter.

«Alles Gute», erwidere ich.

Jetzt trennen mich noch ein paar Stunden von Hamburg. Ich will unerkannt von Bord gehen. Die Schiffsoffiziere helfen mir dabei. Auch das Deutsche Rote Kreuz spielt mit. Man fragt eine deutsche Austauschstudentin: «Wollen Sie für zehn Minuten Frau Gimpel sein?»

An ihrem Arm verlasse ich durch einen Seitenausgang knapp über der Wasserlinie die «Italia». Niemandem fällt das ungleiche Ehepaar auf. Eine einzige Fotografin merkt den Bluff und drückt auf den Auslöseknopf. Aber ich entkomme dem Haupttrubel. Ich steige in einen Wagen des Roten Kreuzes. Ich komme in das Lager Friedland. Ich bin wieder daheim. Man gibt mir Entlassungsgeld und einen Spätheimkehrerpass. Damit ich unbehelligt bleibe, steckt man mich für ein paar Wochen in das Müttererholungsheim Marxzell im Schwarzwald. Die Sonne scheint. Zu guter Letzt noch hat sich der Spätsommer auf seine Pflicht besonnen. Um sechs Uhr morgens schon gehe ich in den Wald. Die Leute grüssen mich freundlich. Abends sitze ich in der «Marxzeller Mühle», esse Forellen und trinke Moselwein. Mein Magen spielt noch nicht ganz so mit wie die Zunge. Es ist ruhig hier und friedlich. Die meisten Sommergäste sind schon abgereist. Eine Dame aus Karlsruhe erholt sich von einer Operation. Ein Gastwirt und ein Friseurmeister aus Bonn legen ein paar Tage Pause ein. Ein Bauleiter schlägt hier die Zeit tot, bis ihn seine Firma abrufen. Ich bin unter Menschen. Und ich gewöhne mich wieder an Menschen. Es ist Friede. Der Krieg ist vorbei. Vorbei. Der Krieg ...

Ich weiss jetzt auf einmal, dass ich meine Geschichte schreiben muss.

Ich weiss, dass ich den Vorhang von einem Teil des Krieges hinwegziehen muss, den keiner kennt.

Ich muss den lautlosen Krieg schildern, den ich jahrelang in entscheidender Position erlebt habe und der zu meinem Mörder wurde.

Ich will berichten, wie alles war. Wie gemein, wie kalt, wie unerbittlich. Hüben wie drüben. Im Osten wie im Westen. Wie der Mensch leidet, stirbt, wie er vom Krieg zu Tode gefoltert

wird. Meine Geschichte, die Geschichte des Agenten 146 der deutschen Abwehr, der später vom Reichssicherheitshauptamt übernommen wurde, soll die Fotografie einer Zeit sein, die nie wiederkommen darf. Meine Story ist interessant. Einmalig interessant. Und kalt. Eiskalt...

Sie begann 1935, zwei Tage nach meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, in Berlin. Ich war Radioingenieur. In Deutschland wurde marschiert, exerziert und ertüchtigt. Ich hatte ein Angebot nach Peru. Eine deutsche Firma suchte dort einen jungen Mann für ihre Radioabteilung. Sie entschied sich für mich. Nur eine Genehmigung des Wehrbezirkskommandos musste ich mitbringen.

Ich wusste sehr wenig von Südamerika. Genau betrachtet war mir nur bekannt, dass es dort sehr heiss ist, dass dort Kaffee wächst und dass es glutäugige Frauen gibt, die in märchenhaften Roben aus übergrossen Autos aussteigen und mondäne Klubs besuchen. So ähnlich äusserte sich auch der Hauptmann des Wehrbezirkskommandos, den ich um die Bescheinigung ersuchte.

«Sind Sie Jude?» fragte er. – «Nein.»

«Warum wollen Sie dann 'raus?»

«Aus beruflichen Gründen. Ich will Spanisch und Englisch lernen. Und dann verdiene ich dort sehr gut.» Der Offizier genoss seine Vollmacht. Er ging aufgeregt hin und her, überlegte, schüttelte den Kopf.

«Gut», sagte er dann. «Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sie können fahren, wenn Sie zwei Bedingungen erfüllen: Sie müssen eine eidesstattliche Erklärung abgeben, dass Sie niemals die deutsche Staatsangehörigkeit ablegen werden.»

«Und die zweite Bedingung, Herr Hauptmann?»

«Sie melden sich sofort nach Ihrer Ankunft bei der deutschen Gesandtschaft in Lima.»

«Jawohl.»

Die Devisenstelle genehmigte mir für die Überfahrt zehn Mark Taschengeld. Die Passage bezahlte die Firma Bürger, Import-Export, Lima, Peru. Über Paris fuhr ich in die Normandie und ging bei La Rochelle an Bord der «SS Orbita». Ich bin nie mehr in meinem Leben so lustig und so sorgenfrei gereist. Lima hielt alles, was mir meine Phantasie versprochen hatte. Mein Arbeitgeber trat mir in seiner Villa inmitten eines Olivenhains im Stadtteil San Isidro ein Zimmer ab. Morgens stieg ich aus dem Bett, nahm den firmeneigenen Chrysler, fuhr in der Badehose in den Country-Club zum Schwimmen, frühstückte dann auf der Terrasse und verrichtete anschliessend von neun bis elf Uhr mein Tagewerk. Ich verdiente 300 Dollar im Monat. Aber ich brauchte fast kein Geld auszugeben, weil ich überall Gast war. Ich lernte Spanisch und bemühte mich, ein Caballero zu werden. Ich lernte, wie man eine Smoking-schleife bindet und eine Frau küsst.

Ich hatte es nicht übertrieben eilig mit meiner Meldung bei der deutschen Gesandtschaft. In Südamerika hat man vor lauter Zeit nie Zeit.

Die deutsche Vertretung hatte sich in einer hübschen Villa im Stadtteil Miraflores eingemietet. Man verwies mich an einen Attaché, dessen Name mit G beginnt und den ich hier Gringer nennen will.

Der Diplomat trug wie jedermann in Lima einen schneeweissen Anzug. Er musterte mich ohne besonderes Interesse. Er sprach zuerst wenig, als ob ihn das Reden anstrengen würde. Er wirkte auf mich wie ein brav gewordener Onkel, der seine

schlimmsten Zeiten längst hinter sich hat. Wir tranken Pisco, den wasserfarbigen Weinbrand Südamerikas.

«Was sind Sie von Beruf?» fragte mich Gringer.

«Radioingenieur. «

«Bueno! Hübscher Beruf. Spielen Sie eigentlich Skat?» «Sehr gern», antwortet ich.

«Schach auch?»

«Auch das, Herr Attaché.»

«Nennen Sie mich Gringer! Wir sind im Ausland. Hier zählen nicht die Titel, sondern die Konten.»

Ich hatte noch oft Gelegenheit, den Mann, der mir an diesem Abend gegenüber sass, zu betrachten. Er gehörte nicht zu der Sorte Leute, die man beim ersten Blick unsympathisch findet. Er war viel eher ein Typ, über den man lächelt: seine übertriebene Galanterie Damen gegenüber, die Sucht, durch ausgefallene Massanzüge aufzufallen, passten nicht mehr zu seinem Alter.

Wir blieben auf Distanz und kannten uns vom Wegsehen. Einmal spielten wir zwei Tage und eine Nacht lang Skat miteinander. Er verlor mit Anstand. Dann fuhr er nach Deutschland. Ein paar Monate vor Kriegsausbruch kam er zurück und rief mich an. Es war dringend.

Der Raum, in dem er mich empfing, war mit dunklen Stilmöbeln ausgestattet. Unter dem Hitlerbild surrte ein Ventilator. Wir sassen uns lässig gegenüber. Gringer liess mich nicht aus den Augen.

«Es wird Krieg geben», sagte er. «Ich weiss nicht, was dann hier aus uns wird. Wir alle haben die Pflicht, uns darauf vorzubereiten. Jeder Deutsche ist Soldat und hat an jedem Platz seine Pflicht zu erfüllen!»

Er nickte zu jedem Wort, als wollte er sich selbst applaudie-

ren. Sätze dieser Art fielen jeden Tag in Lima. Die deutsche Kolonie übte sich im Nationalismus und unterschied sich darin in nichts von den Franzosen oder Engländern.

«Nehmen Sie noch einen Schnaps?» fragte mich Gringer. Ich nickte. Man sagt, dass Trinken gut gegen die Hitze sei. Ich litt niemals unter ihr. Vor dem Haus stand mein eigener Wagen, ein Super 6. Auf meinem Bankkonto hatte ich ein paar tausend Dollar. Jeden Tag war ich auf einer anderen Party. Ich kannte nur eine einzige Sorge: dass ich etwas versäumen könnte.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, erscheint sie mir so unwirklich, dass ich daran zweifle, sie je erlebt zu haben. In Lima habe ich keine einzige Party ausgelassen; in Atlanta habe ich elf Jahre meines Lebens versäumt...

«In Deutschland wären Sie jetzt längst bei der Truppe», fuhr Gringer fort. «Mir ist lieber, dass Sie hier sind. Hier wird auch eine Front aufgebaut. Ich weiss, dass ich mit Ihnen rechnen kann.»

«Selbstverständlich», erwiderte ich.

«Sie führen ein flottes Leben. Man sieht Sie überall gern. Ausgezeichnet! Von jetzt an werden Sie Ihre Beziehungen in den Dienst Ihres Vaterlandes stellen!»

Er stand auf und lief im Zimmer hin und her. Jetzt kommt gleich wieder das Blockbuchstaben-Deutsch, dachte ich mir. Ich merkte, dass ich einem Fanatiker gegenüber sass.

«Für uns alle! Für Deutschland arbeiten Sie, Mann! Vergessen Sie das nicht!»

Ich trank mein Glas aus, und er schenkte sofort nach.

«Sie haben einen Marinekomplex, nicht wahr?»

«Ja, ich wäre gern Seemann geworden.»

«Schön. Ich möchte ab sofort wissen, welche Schiffe den Hafen anlaufen, wie die Kapitäne heissen, wie viele Mannschaften auf dem Schiff fahren, was sie geladen haben. Kurzum: Es gibt nichts, was mich nicht interessiert. Können Sie mir das geben?»

«Da ist nichts dabei», antwortete ich. «Das ist auch gar kein Geheimnis. Ich weiss nur nicht, was Sie damit anfangen können.»

Er lachte. Ich hatte den Eindruck, dass er Spionage auf eigene Faust spielte. So eben, wie sie sich der kleine Gringer vorstellt. Dass er aus mir einen Agenten machen wollte, belustigte mich. Ich hatte auch nichts dagegen. Hier ist alles Sport: das Autofahren, die Politik, das Trinken und die Frauen. Wenn es mich nicht allzusehr in Anspruch nahm... Denn hier in Lima, dem Rio der Westküste, hat man eine Menge Verpflichtungen. Er gab mir die Hand. Sie war klebrig.

«Morgen ist ein Ball des Winterhilfswerkes», sagte er. «Da können Sie sich gleich bewähren. Nach meinen Informationen kommt auch die Familie Texter ... Sie wissen, wer das ist? Ich möchte, dass Sie sich mit Evelyn Texter anfreunden. Mal sehen, ob Sie das fertigkriegen. Sehen Sie zu, dass Sie von der Familie über das Wochenende eingeladen werden! Das andere sage ich Ihnen dann.» Ich war froh, endlich von ihm loszukommen. Ich nahm ihn nicht ernst. Mich auch nicht. Aber der Auftrag reizte mich. Warum auch nicht?

Besser spionieren als exerzieren.

So begann meine Karriere als Spion, obwohl ich nie einer werden wollte. Ich begann als Dilettant. Als Amateur. Mit dem rechten Spott über die Sache, bei der mir das Spotten vergehen sollte. Was waren es für lächerlich kleine, lächerlich unwichtige Aufträge, mit denen meine Laufbahn begann? Und was

ist daraus geworden? In welche Situationen bin ich gekommen?

An der Schweizer Grenze öffnete einmal ein Zöllner meine Handtasche, in der eine halbe Million geschmuggelter Dollars war ...

Ein Polizist klopfte mir eines Tages auf die Schulter und wollte mich verhaften – am hellichten Tag lief ich davon...

In Feindesland kam ich in mein Hotelzimmer zurück, und es stellte sich heraus, dass mich mein Begleiter bis zum letzten Cent bestohlen hatte . . .

Jeden Trick, jedes System, jede Gewohnheit will ich hier niederschreiben. Über das teuflische Spiel wird sonst nie berichtet. Spione schweigen.

Ich will sprechen.

Ich bin ausser Dienst.

Für immer ...

Der Ball der Winterhilfe in Lima war ausverkauft. Er fand in einer auf Hochglanz polierten deutschen Schule statt. Fast das ganze Diplomatische Korps war erschienen, um schwitzend dazu beizutragen, dass in Deutschland niemand friert. Der Kongress in Lima tanzte ...

Alle Rhythmen! Auch Jazz! Die vornehmen Gäste nahmen nur einen kurzen Drink. In einer Tanzpause kämpfte ich mich zum kalten Büfett durch. Ich hatte Miss Texter gesehen.

Sie stand neben mir, trug ein gelbes Abendkleid und machte mir Appetit auf meinen Auftrag. Sie war gross, schlank und hatte grüne, sehr lebhaftige Augen, die sich die Welt ohne Hemmungen gründlich betrachteten. Wir lächelten uns an. Jeder hielt seinen Teller in der Hand.

Evelyn Texter stellte den ihren ab und deutete zum Parkett. Ich nickte.

«Eine hübsche Pantomime war das eben, nicht?» sagte sie. Sie sprach reines Oxford-Englisch. «Sind Sie von der Winterhilfe?»

«Nein.»

Ich stellte mich vor. Wir gingen zusammen auf die Terrasse. Der Tanz war zu Ende, bevor er noch richtig begonnen hatte. Ich drehte ein Glas zwischen meinen Fingern.

Sie bemerkte es und stellte es weg.

«Was kann ich jetzt für Sie tun?» fragte mich Evelyn.

«Oh», erwiderte ich, «wie wäre es mit einem kleinen Bummel am Strand ... Sie haben doch keine Angst vor mir?»

«Vor blonden Männern habe ich niemals Angst», entgegnete sie, «sie leiden meist an Temperamentlosigkeit.» «Dafür sind sie zuverlässig», sagte ich.

Ich glaube nicht, dass unser erstes Gespräch intelligenter verlaufen ist, als ich es hier wiedergebe. Wir waren beide jung. Vielleicht hätte mein Leben einen anderen Kurs genommen, wenn es Gringer nicht gegeben hätte.

Drei Tage später wurde ich eingeladen. Von Evelyns Vater. Von Mr. Texter, dem Direktor englisch-amerikanischer Schifffahrtslinien.

Ich ging bei Texters ein und aus. Meinen Auftrag hatte ich zunächst vergessen. Ich gehörte allmählich zur Familie, ohne in ihr eine offizielle Stellung einzunehmen. Evelyn und ich flirteten mit wechselndem Geschick miteinander. Das Leben war für uns beide zu lustig, um ernst genommen zu werden. Ich lernte Englisch reden, Englisch denken, Englisch handeln. Ich verlor meinen Akzent vollständig. Ohne es zu ahnen, erarbei-

tete ich mir bei den Texters die Grundlagen einer Laufbahn, die mich in die Hölle führte ...

Der Krieg brach aus. Aus Spass wurde Ernst. Wenn sich Deutsche und Engländer in einer Bar begegneten, kam es zu einer Prügelei. Der Krieg der Schlachtfelder wurde in den Tanzdieleen fortgesetzt. Die besten Freunde kannten sich nicht mehr. Es gab Ausnahmen. Zu ihnen gehörten die Texters. Ich blieb weiter ein Freund des Hauses. Ein falscher . . .

In meinem Zimmer stand ein Kurzwellensender. Meine Meldungen gingen nach Chile und wurden von dort unmittelbar an deutsche U-Boote weitergegeben. Die Matrosen, mit denen ich zechte, konnten zwei Tage später schon in einen Angriff geraten.

Die deutsche Kolonie setzte auf Sieg. Ich setzte mit. Alle Skrupel ertranken auf den Wogen patriotischer Gefühle. Polen wurde überrannt, Frankreich fiel. Die deutsche Kolonie feierte die Siege mit südländischer Begeisterung. Und weiter hämmerte die Morsetaste ...

Ich lernte das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. Ich kannte mich mit Frachtern und Kriegsschiffen aller Art aus. Jede Bewegung alliierter Kriegsschiffe gab ich durch. Die Matrosen hielten mich für einen Amerikaner und vergassen in der Bar ihre Belehrungen über die Schweigepflicht.

Die «Leipzig» unter Kapitän Schulz war auf hoher See vom Kriege überrascht worden. Sie hatte Autos und Kühlschränke an Bord. Sie war zunächst in den Hafen von Guayaquil (Ecuador) geflüchtet. Die Besatzung verproviantierte sich. Die Position des Schiffes war natürlich längst an die Briten verraten

worden. Die «Leipzig» lief mitten in der Nacht zu einer dramatischen Wettfahrt mit dem Kreuzer «Dispatch» aus. Die «Leipzig» kam vom Norden, die «Dispatch» vom Süden. Beide waren gleich weit vom Hafen von Lima entfernt.

Kapitän Schulz konnte der «Dispatch» ausweichen. Tagelang verfolgten die Zeitungen die Fahrt der «Leipzig». Es gab riesige Schlagzeilen. Es wurde gewettet.

Der Endspurt kam. Beide Schiffe nahmen direkten Kurs auf Lima. Wenige Meilen waren sie noch vom Hafen entfernt. Jeder machte sich frei, um die Endphase des Kampfes zu erleben.

Mit einer Nasenlänge siegte die «Leipzig». Kurz hintereinander liefen beide Schiffe in den Hafen ein. Deutsche und Peruaner feierten gemeinsam den Sieg, zu dem ich durch meine Meldungen beigetragen hatte.

Mein Job florierte. Der amerikanische Aussenminister Cordell Hull kam zu vertraulichen Gesprächen mit peruanischen Regierungsleuten nach Lima. Ich erfuhr, was besprochen wurde, und meldete es nach Deutschland. Kurze Zeit später schon wurden – wie von mir vorhergesagt – die diplomatischen Beziehungen zwischen Peru und Deutschland abgebrochen. Gringer packte seinen Koffer.

Ich blieb.

Eine Fortress-Versuchsmaschine, ein viermotoriger Bomber, landete auf dem Flughafen in Lima. Ich erfuhr alle technischen Einzelheiten, die Bewaffnung und den Aktionsradius der Maschine. Ich meldete über Chile weiter nach Berlin. Monate später erschienen ganze Schwärme von Fortress*Maschinen am nächtlichen Himmel Deutschlands. Es war aus mit dem Sport! Der Krieg wurde von Tag zu Tag härter. Man musste die Zähne zusammenbeißen.

«Was macht der Krieg?» fragte mich eines Tages Evelyn. Sie trug blaue Shorts und einen weissen Pullover.

«Ich pfeife auf den Krieg», erwiderte ich.

«Ich auch», sagte sie. «Vater wird immer nervöser. Er erwartet einen Transport. Ausserdem arbeitet er an diesen dummen Vorschlägen zur Verbesserung des Konvoisystems.»

«Sprichst du schon wieder mit unseren Feinden?» Evelyns Mutter begrüsst mich herzlich.

Meldungen über das neue Konvoisystem, die eben erfundene Abwehr magnetischer Minen, den angekündigten Transport und eine Menge anderer Dinge gab ich am selben Abend noch weiter. Ich sass an der Morsetaste und dachte an Evelyn. Der Zweck heiligt die Mittel. Der Zweck ist der Krieg.

Der Teufel soll ihn holen ...

Zwei Tage überlegte ich, wie ich in das Britisch*Amerikanische Hospital kommen könne. Auf Saal II lag ein Maat der «Dispatch». Der Kreuzer hatte den deutschen Frachter «Dortmund» aufgebracht. Entgegen den Regeln des Seekriegs war das Schiff den Briten unversehrt in die Hände gefallen. Man wollte wissen, warum es nicht rechtzeitig versenkt worden sei. Ich ging zu einem deutschen Arzt und liess mir schildern, wie man ein Nierenleiden vortäuschen kann. Der Mann war Feuer und Flamme und gab mir Tips.

Der Maat lag mit mehreren anderen Patienten in einem Raum, in den ich als angeblicher Kranker gelangen wollte.

Ich ging noch einmal in meine Wohnung zurück. Heute Abend wollte ich in den deutschen Klub. Ich weiss nicht

mehr, welche Verabredung ich getroffen hatte. Ich kam gerade aus der Brause, als es Sturm läutete.

Es war ein Beamter der peruanischen Kriminalpolizei.

Er hatte einen Spezialisten des Telegrafenamtes mitgebracht. Die beiden Männer begrüßten mich höflich. Ich bot ihnen Pisco an, und sie nahmen ihn. Ich verbarg meinen Schrecken, so gut ich konnte. Ich wusste natürlich sofort, dass die beiden bei mir eine Haussuchung vornehmen wollten. Das musste die sichere Ausweisung aus Peru bedeuten!

«Sie sind angezeigt worden, Senor», sagte der Kriminalbeamte. «Sie stehen in dem Verdacht, einen Geheimsender zu betreiben. Wir müssen uns hier umsehen. Con su permiso, senor?»

Ich überlegte fieberhaft. Es fiel mir nichts ein. Ich war ein Anfänger. Ein blutiger Anfänger. Ich war noch lange nicht der Agent 146 der deutschen Abwehr. Ich hatte noch Gefühle. Ich hatte noch mit meinem Puls zu kämpfen. Bald sollte es anders kommen. Später, viel später sprach ich im Zuchthaus Leavenworth mit deutschen Kriegsgefangenen, die wegen Ungehorsams zum Tod verurteilt waren, fünf Minuten vor ihrer Hinrichtung – und blieb ruhig dabei. Ich sah, wie sie sterben gingen – und wurde nicht verrückt dabei...

Damals, in meinem Zimmer in Lima, erschrak ich noch, als die beiden Beamten plötzlich aufstanden.

«Sie gestatten doch, Senor?» sagten sie. Sie fingen an, alles durchzuwühlen. Ich sass in der Patsche.

Zu leugnen gab es gar nichts. Der peruanische Polizeinspektor fuchtelte aufgeregt vor mir herum. Seine Stirn glitzerte schweissnass. Aus seiner Brusttasche hing der Zipfel eines übergrossen Einstecktuches. Ob ich ihn bestechen sollte? Es gab zwei Möglichkeiten: entweder er nahm die tausend Sol,

die ich zur Hand hatte, und ging, oder er nahm sie – und blieb. Der Beamte des Telegrafenamtes deutete auf einen Apparat, und der Inspektor fragte mich:

«Senor, was ist das?»

«Ein Sender», erwiderte ich.

«Und was machen Sie damit?»

«Senden.»

«Das ist schlimm», sagte der Beamte. «Jetzt muss ich Sie mitnehmen.»

Er war betroffen über meine offene Antwort. Er begriff nicht, warum ich sie ihm gegeben hatte. Er schüttelte betrübt den Kopf und fluchte vor sich hin. Ich gewann den Eindruck, dass er die Haussuchung weit weniger ernst nahm als ich.

«Ich arbeite für mehrere Minengesellschaften», erklärte ich.

«Ich bin Radioingenieur. Viele Firmen, für die ich tätig bin, betreiben eigene Sender. Sie haben dafür eine Konzession. Das können Sie jederzeit nachprüfen. Wenn ein Gerät ausfällt, bringt man es zu mir. Damit verdiene ich mir mein Geld.»

Der Kriminalbeamte schüttelte immer noch den Kopf. Ich erklärte ihm die Sache ein zweites Mal.

«Für welche Gesellschaft haben Sie gestern um drei Uhr gearbeitet?»

«Ich glaube, das war die Fernandini-Eisengesellschaft.» «Sie haben also keine militärischen Nachrichten durchgegeben?»

«Nein», antwortete ich, «von diesen Dingen verstehe ich überhaupt nichts. Ich war noch nie Soldat.»

«Dann sind Sie also auch kein Spion?» fragte er weiter.

«Ganz bestimmt nicht.»

Er kam auf mich zu, lächelte glücklich und klopfte mir auf die

Schulter. Er war froh, dass er weiter keine Arbeit mit mir hatte. Wir tranken noch einige Gläser Pisco zusammen, dann ging er. Ich habe ihn nie wieder gesehen. . . Am nächsten Morgen meldete ich mich im British-American Hospital. Ich wollte an den kranken Maat von der «Dispatch» herankommen. Ich gab mich für einen Holländer aus und hoffte, dass es im Krankenhaus keinen echten gab. Ich hatte Glück. Der Stationsarzt untersuchte mich. Ich markierte Nierenschmerzen. Er hielt es für ein Gallenleiden.

Ich lag im Bett und bekam Diät. Ausser mir waren noch fünf Männer im Krankenzimmer. Wir freundeten uns rasch an. Es wurde eine so interessante Pokerrunde, dass ich fast meinen Auftrag vergessen hätte. Der Maat – er hiess Johnny, seinen Nachnamen habe ich vergessen – lag im übernächsten Bett. Die Ärzte hatten ihm den Blinddarm herausgenommen und das Trinken verboten. Er war ein lustiger Kerl mit kräftigem Appetit. Er erzählte viel lieber von seinen Mädchen als vom Krieg. Nach drei Tagen brachte ich ihn zum Reden:

«Auf welchem Schiff fährst du, Johnny?» fragte ich ihn.

«Auf der ‚Dispatch‘.»

«Was ist das, ein Minensuchboot?»

Er lachte schallend.

«Es wird Zeit, dass sie dich zur Marine einziehen, mein Junge», erwiderte er dann, «nein, ein Kreuzer. Ein alter Kasten mit jungen Kanonen.»

«Ist damit auch schon einmal geschossen worden?»

«O ja», entgegnete er. «Oder meinst du, wir bekommen unsere Krieger sonder Verpflegung umsonst?»

«Aber Orden habt ihr noch nicht bekommen?» ermunterte ich ihn zum Weitersprechen.

«Doch», sagte er, «der Kapitän verlässt als letzter das sinken-

de Schiff und erhält als erster den neuen Kriegsorden.»

«Was habt ihr dafür gemacht?»

«Wir haben die ‚Dortmund‘ geschnappt, einen deutschen Frachter, und haben ihn heil nach Hause gebracht.» «Wie ist das möglich gewesen?»

«Well, so etwas kommt manchmal vor. Wir waren ganz nahe an die ‚Dortmund‘ herangekommen. Als wir sie stoppten, liessen ihre Offiziere die Ventile öffnen, um sich selbst zu versenken. Backbord hat es ganz gut geklappt, aber an Steuerbord funktionierte etwas nicht. Wir zogen uns blitzschnell an Bord der «Dortmunds machten die Ventile wieder dicht und pumpen das Wasser aus dem Kasten.»

Ich hatte erfahren, was ich wissen wollte, und liess mich als gesund entlassen. Es war also keine Sabotage vorgekommen bei der «Dortmund», und die Engländer verfügten auch über kein neues System und über keine Geheimwaffe, um aufgebrachte Schiffe an der Selbstversenkung zu hindern.

Ich funkte die Geschichte nach Chile.

Meine Tage in Lima waren gezählt, aber ich wusste es noch nicht. Wir führten hier unseren Krieg weiter, im Smoking, mit dem Schnapsglas in der Hand. Wir tranken auf das Vaterland, verprügelten ab und zu Engländer und benahmen uns im übrigen ganz so wie unsere Feinde. Fünf deutsche Schiffe, die «München», «Leipzig», «Hermontis», «Monserrate» und die «Rakotis» konnten den Hafen nicht mehr verlassen und lagen an der Pier. Ich erhielt den Auftrag, sie unter der Hand zu Schleuderpreisen zu verkaufen. Ich suchte Interessenten, und ich fand sie.

Mister Texter wollte zugreifen.

«Was willst du dafür?» fragte er.
«Sie sind ganz billig», erwiderte ich. «Fünfmal eine Million Dollar. Das sind fünf Millionen.»
«Das Geschäft wird gemacht», entgegnete Texter. «Ich muss nur noch mit meiner Gesellschaft in New York telefonieren.»
Ein paar Tage später rief er mich an.
«Die Sache geht in Ordnung», sagte er.
«Und wann kann ich mir mein Geld holen?»
«Nach Kriegsende», antwortete Texter, «du bekommst einstweilen einen Scheck.»

Der Verkauf war schiefgegangen. Nach dem Kriegseintritt Amerikas wurden die Schiffe beschlagnahmt. Aber zuvor hatten ihre Mannschaften ein lustiges Leben geführt. Es war Ehrensache, dass die deutsche Kolonie von Lima sie standesgemäss unterhielt. Abends zogen wir von einer Bar in die andere. Die meisten Gäste rissen aus, wenn sie uns kommen sahen. Im «Krokodil» hatte ich das typische Glück des Anfängers. Ich geriet in eine Schlägerei zwischen Engländern und Amerikanern. Ich boxte zwei Amis heraus. Der eine von ihnen war klein und der andere gross. Beide trugen sie Uniformen, die ihre Glanzzeiten schon hinter sich hatten. Die Amis hatten King George beleidigt, und dann war es losgegangen. So fing man meistens einen Streit an, wenn man schlecht gelaunt war. Der eine der beiden Offiziere hiess B. Er war Oberst der US-Army. Sein Begleiter stellte sich als Major G. vor. Sie waren die Leiter der amerikanischen Militärmission in Peru. Wir sassen von da an fast jeden Tag zusammen, spielten «Face or Tail», ein simples Glücksspiel, und unterhielten uns zwi-

schendurch über militärische Fragen.

«Vier Wochen noch», sagte Major G. nach Beginn des Ostfeldzuges, «und Russland ist zerschmettert.»

«Und dann?» fragte ich.

«Dann kommen die Tommies dran.»

«Und dann?»

«Dann habt ihr euren verdammten Krieg gewonnen», meinte er.

B. und G. berichteten mir interessante Einzelheiten über die mangelhafte Ausrüstung der amerikanischen Armee, über ihre Mobilisierungsmöglichkeiten und über die Produktion moderner Waffen. Nach durchzechten Nächten sass ich an der Morsetaste und gab wahllos alles durch, Richtiges und Falsches, Wichtiges und Unwichtiges.

Der Krieg mit Amerika brach aus. Wir blieben befreundet. Aber die beiden Yankees waren keineswegs so dumm, wie ich insgeheim gehofft hatte. Sie schöpften Verdacht und sahen mir auf die Finger. Mitten in der Stadt hielten mich eines Tages zwei Peruaner an.

«Sind Sie Señor Gimpel?»

«Ja», sagte ich. Was wollten die beiden?

«Ich muss Sie bitten, mit mir zur Präfektur zu kommen.»

«Nach dem Essen», erwiderte ich.

«Das geht leider nicht», sagte einer der Beamten. «Es ist sehr eilig. Ich habe einen Haftbefehl gegen Sie.»

Sie lieferten mich in das vierstöckige Untersuchungsgefängnis des VI. Kommissariats ein. Ein Wärter mit einem runden, roten, aufgedunsenen Gesicht begrüßte mich freundlich.

«Senor, steigen Sie so hoch hinauf, wie Sie können. Sie werden heute Nacht schon merken, warum.»

Die Zelle enthielt nichts als einen Packen alter Zeitungen.

Mein Nachbar war ein Franzose, der wegen einer Schmuggelgeschichte verhaftet worden war. Er begrüßte mich begeistert. Er war klein und quicklebendig und hatte seine Erfahrungen mit Gefängnissen in aller Welt nicht aus den Büchern geschöpft. Zur Begrüssung kochte er in einer Konservenbüchse Kaffee für mich. Er zeigte mir, wie man mit einer Zeitung rauchlos Kaffee kocht. Sein Trick hat mir viel genutzt. Es war einer der wenigen, die ich ein paar Monate später auf der Spionageschule in Hamburg nicht lernen sollte.

Das Haus war voll. Voll von Menschen und Schicksalen. Man hatte mir Uhr und Geld gelassen und den Tip mit dem vierten Stock gegeben. Der Architekt des Untersuchungsgefängnisses hatte beim Bau alle sanitären Einrichtungen vergessen. Das WC war die Zellentüre, das natürliche Gefälle von Stock zu Stock die Kanalisation. Frühmorgens kam der Wasserschlauch. Ich durfte mit niemandem sprechen. Ich bekam keinen Anwalt. Ich erfuhr, dass ich auf Wunsch der amerikanischen Regierung verhaftet worden sei. Als Spion.

Drei Tage später kam ich an Bord der «SS Shawnee». Texasrangers in olivgrünen Uniformen mit übergrossen Sombreros bewachten mich und andere Ausgewiesene. Jeder von ihnen hatte zwei Pistolen im Halfter. Ab und zu schossen sie uns zum Zeitvertreib etwas vor. Wir konnten uns frei bewegen, wurden gut behandelt und verpflegt. Wir fuhren dicht an der Küste entlang. An der Westküste Südamerikas bestand keine deutsche U-Boot-Gefahr. Als wir durch den Panamakanal geschleust wurden, mussten wir unter Deck, damit wir später keine Angaben über militärische Anlagen machen konnten. Im Golf von Mexiko sahen wir Dutzende von brennenden Tankern. Deutsche U-Boote hatten sie in Fetzen geschossen. Amerikanische

U-Boot-Jäger liefen im Zickzackkurs und warfen Wasserbomben. Wir standen an der Reling und waren begeistert. Wir glaubten alle an den Sieg. Wir waren «Lima-Deutsche».

In den New-Orleans-Werften wurden unzählige angeschlagene Schiffe repariert. Im Atlantik schien es von deutschen Torpedos zu wimmeln.

Hier in New Orleans wurden wir auf die Eisenbahn verladen und in das Internierungslager Kennedy bei San Antonio gebracht. Ausser der Freiheit bekamen wir dort alles, was wir wollten.

Nach sieben Wochen wurde ich zum Lagerkommandanten gerufen. Er hiess Hudson und war mittelgross. Neben ihm sass ein hübsches, vielleicht zwanzig Jahre altes Mädchen, das auf dem Pullover den Namen «Betsy» gestickt hatte. Sie hatte Papier vor sich liegen und stenografierte unsere Unterredung mit. «Nehmen Sie Platz!» sagte der Captain. Er gab mir eine Zigarette. «Sie können nach Deutschland ausgetauscht werden, wenn Sie wollen», sagte er. «Sie stehen auf der Liste der von Deutschland angeforderten Internierten.» «Das freut mich», erwiderte ich.

«Sie brauchen nicht nach Deutschland zurück, wenn Sie nicht wollen. Das Abkommen sieht ausdrücklich ein Weigerungsrecht vor. Sie können hier in Amerika bleiben, hier arbeiten, amerikanischer Staatsbürger werden. In einem solchen Fall würden Sie sofort freigelassen.» Betsy sah mich mit grossen Augen an. Ich lächelte ihr zu.

«Würden Sie mit mir ausgehen, wenn ich hierbliebe?» fragte ich.

«Vielleicht», entgegnete sie.

«Das ist mir zuwenig.»

Ich ging auf den Offizier zu.

«Vielen Dank für Ihr Angebot, Captain», sagte ich. «Aber bemühen Sie sich nicht! Ich gehe natürlich zurück.»

Er gab mir die Hand. Er hätte genauso gehandelt wie ich.. .

An den Bordwänden des Schiffes, das uns nach Europa zurückbrachte, stand in grossen Buchstaben «Diplomat». Es fuhr unter schwedischer Flagge und hiess «Drottningholm».

Ausserhalb der Dreimeilenzone waren wir frei. Es waren auch viele Privatpassagiere auf dem Schiff. Die Gäste teilten sich in zwei Gruppen: die eine hatte Angst vor U-Booten und Treibminen und die andere hatte keine. Wir wurden gebeten, die Mannschaft bei der Beobachtung der Minen zu unterstützen. In dicke Decken gehüllt, sassen wir an Deck und demonstrierten unsere Furchtlosigkeit. Einmal schwamm eine Treibmine auf uns zu. Wir wichen in letzter Minute aus. Es wäre ein leichtes gewesen, die Mine unschädlich zu machen, aber wir befanden uns auf einem neutralen Schiff, und die Sprengung einer Mine war nach den geltenden Bestimmungen eine Kriegshandlung. Die Mine trieb weiter. Wer weiss, wohin...

Das Schiff kroch über den Ozean. Aus Sicherheitsgründen durfte es zeitweise nicht mehr als drei Meilen pro Stunde machen. Wir begegneten Geleitzügen, U-Booten und Flugzeugen. Bei den Färöern wurden wir von einem englischen Kreuzer gestoppt. Ein sehr höflicher britischer Offizier kam an Bord und prüfte unsere Papiere. Dann verlangte er «aus Sicherheitsgründen», dass wir alle Zeitungen über Bord würfen. Es war eine jener sinnlosen Massnahmen, wie sie der Krieg zu Hunderten hervorbringt.

Auf der «Drottningholm» bot mir das Schicksal eine letzte Chance, ihm auszuweichen. Ich lernte Karen kennen.

Karen S. Sie war Schwedin, und ich denke darüber nach, wie sie aussah. Es fällt mir nicht mehr ein, obwohl ich mich noch an alle Einzelheiten unserer Begegnung erinnere. Wir freunden uns rasch an. Es war eine jener Geschichten, die federleicht beginnen und todernst enden. Wir liessen uns zusammen zur Minenwache einteilen. Auch Frauen durften daran teilnehmen, wenn sie wollten. Für Karen liess ich sofort meine Skatrunde und meine militärpolitischen Gespräche im Stich. Wir lachten und promenierten, flirteten und küssten uns. Der Krieg konnte uns gestohlen bleiben. Aber auch im Dreimeilentempo kamen wir Europa näher. Karen wurde traurig. «Wir müssen uns bald trennen», sagte sie.

«Ja», erwiderte ich.

«Ich will es nicht, Erich.»

«Ich auch nicht.»

«Mir ist kalt», sagte sie... «Haben wir keine Chance, zusammenzubleiben?»

«Nein», entgegnete ich, «das geht jetzt nicht. Ich muss zurück nach Deutschland. Man wartet auf mich.» «Immer dieser scheussliche Krieg», seufzte sie, «Krieg, nichts als Krieg. Muss man ihm denn alles opfern?» «Wir müssen sein Ende abwarten», antwortete ich.

«Komm mit nach Stockholm! Mein Vater hat ein grosses Geschäft. Ich bin seine einzige Tochter. Du wirst meiner Familie gefallen. Schweden ist ein neutrales Land ... Bleib bei mir.»

Wir gingen nebeneinander her. Ich blieb hart. Der Teufel hatte mich schon am Wickel. Ich war auf dem Rückweg von Amerika, auf dem Rückweg von einem Land, dessen Sprache ich spreche, dessen Sitten mir vertraut sind und dessen Menschen ich kenne. Ich wusste nicht, unter welchen Umständen ich zwei Jahre später Amerika wieder betreten sollte. Um 23 Uhr

zwei. In der Frenchman-Bai. Nördlich von New York, fast an der kanadischen Grenze. Der Kapitän des U-Bootes 1230 sah mich an. Was wir uns zu sagen hatten, haben wir uns gesagt. Hundertmal, tausendmal. Seine Leute schüttelten mir die Hand. Sie alle kannten den Krieg aus seiner härtesten, aus seiner gemeinsten, aus seiner erbarmungslosesten Perspektive. Von drei U-Booten, die ausliefen, kamen zwei nicht mehr zurück. Und das dritte lief wieder aus. U-Boot-Fahrer stehen mit dem Teufel auf du und du. Und sie hofften auf die Wiederkehr. Diese Menschen, die dem Tod täglich, stündlich, minutlich in die Augen sehen, hielten mich für einen Verrückten, für einen Narren, für einen Toten. Sie gaben mir eine Chance. Sie drückten mir die Hand. Sie wollten etwas sagen, aber sie brachten kein Wort hervor.

Leichte Nebel waren aufgekommen. Sie konnten mein Glück sein. Wir sassen zu viert in einem Schlauchboot. Zwei Matrosen ruderten. Dem Mann, der mich auf das Festland begleiten sollte, klopfte ich auf die Schulter. Er zitterte. Er hatte Angst. Seine Zähne klapperten. Ich hörte es. Es war ganz still. Ich hatte keine Zeit, um ängstlich zu sein. Das Fürchten sollte ich erst später lernen. Gründlich. Vielleicht ruderten wir direkt auf einen Posten der amerikanischen Küstenwache zu? Vielleicht schoss er uns über den Haufen, bevor wir noch das Land erreichten? Vielleicht schlief er? Oder hatte er seinen Posten verlassen? Für Amerika war der Krieg nicht mehr so ernst. Ich war an Land! Ich stiess meinen Begleiter in die Rippen. Die beiden Matrosen ruderten zurück zum U-Boot. Wir hatten niemanden bemerkt. Ob wir gesehen wurden? Vielleicht. «Vielleicht» heisst leben oder sterben. Vor mir waren sechs Mann gestorben. Auf dem elektrischen Stuhl.

Sie waren ebenfalls per U-Boot gekommen. Man hatte sie beobachtet. Gleich bei der Landung. Der siebte lebte noch. Er hatte seine Kameraden verraten ...

«Nach dem Krieg», sagte ich zu Karen, «komme ich wieder. Ich werde während des ganzen Krieges deine Adresse in der Tasche haben. Ich lerne deinen Vater noch kennen. Wir sind ja noch jung. Wir zwei werden einst über diesen Krieg lachen. Weine nicht, ich habe immer Glück! Menschen wie ich kommen überall durch. Du verstehst nicht, warum ich nach Deutschland muss. Du müsstest ein Mann sein, um das begreifen zu können. Gott sei Dank, dass du kein Mann bist.»

Ich küsste sie. Ein Matrose, der uns beobachtete, grinste. Es ging auf Göteborg zu. Göteborg hiess Abschied.

Ich bestieg die Eisenbahn, setzte dann mit der Fähre von Helsingborg nach Helsingör über und fuhr über Kopenhagen-Warnemünde nach Stettin. Wir reisten erster Klasse. Wir waren alles Leute, auf die das Deutsche Reich besonderen Wert gelegt hatte. Für jeden von uns hatte man einen gleichwertigen Amerikaner in Zahlung gegeben.

In Stettin erwartete man mich. Ein Mann in Zivil kam auf mich zu.

«Sind Sie Herr Gimpel?» – «Ja.»

«Willkommen in der Heimat! Wir haben schon auf Sie gewartet.»

Wir gaben uns die Hand.

«Ich habe Geld für Sie, Papiere und Lebensmittelkarten. Fahren Sie zu Ihren Verwandten! Ruhen Sie sich aus! Es ist nicht eilig. Bleiben Sie dort, solange Sie wollen!» «Danke schön. Und danach?»

«Merken Sie sich die Adresse: Berlin, Tirpitzufer 80. Wiederholen Sie!»

«Berlin, Tirpitzufer 80», sagte ich. Ich wusste, dass dies die Zentrale der deutschen Abwehr war.

Wir trennten uns. Ich hatte einen Wechsel auf den Geheimdienst gezogen. Zum letztenmal gab mir der Krieg ein paar Wochen Urlaub. Dann kehrte ich zurück. In die tollste Schule, die es auf der Welt gab: in die Agentenschule der deutschen Abwehr. Ein Dilettant sollte in einen Fachmann umgeschult werden.

Ich dachte mir gar nichts, als ich die langen, blitzsauberen Gänge in dem vierstöckigen Haus am Tirpitzufer Nummer 80 entlangging, das nach aussen keinerlei offizielle Bezeichnung auf wies. Das Gebäude war zu alt, um als Neubau -u gelten, und zu neu, um veraltet zu wirken. Es roch nach Terpentinöl. In diesem Haus hatte Canaris sein Büro.

Rechts neben dem Haupteingang war eine Wachstube eingerichtet. Über eine Treppe kam man an die Pfortnernische. Ich nannte meinen Namen.

«Einen Augenblick, bitte», sagte der Mann. Er hatte mich schon erwartet, obwohl ich nicht auf einen bestimmten Tag bestellt worden war. Er telephonierte, und zwei Minuten später wurde ich abgeholt. Ein Herr in Zivil, der sich flüchtig vorgestellt hatte, führte mich schweigend durch den Bau.

Im dritten Stock ging es nach rechts. Es war sehr ruhig im «Fuchsbau», wie man das Hauptquartier der deutschen Abwehr nannte. Mein Begleiter klopfte an eine Türe. Ich trat ein. Ein schlanker Oberst in gutgeschnittener Heeresuniform kam mir entgegen. Er reichte mir die Hand.

«Oberst Schade», stellte er sich vor. Er betrachtete mich ausgiebig.

Ich wunderte mich, dass er eine Uniform trug. Ich wunderte

mich überhaupt, wie ruhig, wie spiessig, wie alltäglich der Fuchsbau wirkte. Der Oberst bot mir eine Zigarette an. Er hatte lange, weisse, sehr sorgfältig gepflegte Hände.

«Ich kenne Sie schon», sagte er und lächelte. «Sie sind mir von der früheren deutschen Gesandtschaft in Peru sehr empfohlen worden.» Er reichte mir Feuer. «Sie sehen blendend aus», seufzte er hinzu. «Man sieht sofort, dass Sie bessere Zeiten hinter sich als vor sich haben.»

Wir plauderten über Amerika. Es war eine unterhaltsame Stunde. Oberst Schade leitete die amerikanische Abteilung. Er interessierte sich sehr für die Stimmung in den Staaten. Er war höflich, gewandt. Er dachte schnell und sprach langsam. Er sprach ein kultiviertes Hochdeutsch.

«Eigentlich müssten Sie jetzt zum Militärdienst», sagte Oberst Schade. «Aber ich wüsste vielleicht etwas anderes für Sie. Ich glaube, dass Sie uns mit Ihren Auslandserfahrungen auf einem anderen Gebiet weit mehr nützen können. Wir zwingen Sie natürlich nicht.»

«Ich helfe Ihnen gern, wenn ich kann», antwortete ich.

«Dann werden wir uns Ihrer etwas annehmen», entgegnete er. «Sie heissen jetzt Jakob Springer und fahren nach Hamburg. Sie sprechen mit niemandem darüber. Sie steigen im Hotel ‚Vier Jahreszeiten‘ ab. Sonst gar nichts. Sie kommen nie mehr hierher. Wenigstens nicht durch den Haupteingang. Wir haben uns nie gesehen, aber das brauche ich Ihnen nicht erst lange zu erklären. Merken Sie sich den Weg gut, auf dem Sie dieses Haus jetzt verlassen.»

Wir gaben uns die Hand. Der schweigsame Begleiter ging

wieder neben mir her. Vor der Pförtnerloge bogen wir entgegengesetzt ab. Es ging über einen Hof, durch eine Halle, durch einen Hinterhof und dann durch eine Mietskaserne. Ich stand auf der Parallelstrasse zum Tirpitzufer. Ich fuhr nach Hamburg.

Ich frühstückte gerade im Hotel «Vier Jahreszeiten». Die Sonne schien auf die Binnenalster, und ich wunderte mich, dass man in Deutschland mitten im Krieg noch so komfortabel wohnen kann, als ein Mann auf mich zutrat.

«Sie sind Herr Springer?» fragte er.

«Ja.»

«Ich heisse Jürgensen», stellte er sich vor. Er war unauffällig angezogen. Er war überhaupt unauffällig, das Gesicht, die Figur, die Haltung, die Sprechweise, die Manieren: absolute Mittelklasse.

«Gehen Sie heute in die Mönckebergstrasse!» Er nannte mir eine Hausnummer, die ich inzwischen vergessen habe. «Sie finden dort im fünften Stock ein Import-Export-Geschäft. Sie läuten zweimal kurz und einmal lang!» Er reichte mir eine Photographie über den Tisch. «Prägen Sie sich das Gesicht gut ein! Bei diesem Mann melden Sie sich! Sie nennen nur Ihren Namen!»

«Gut», antwortete ich.

Ich ging zu Fuss. Hamburg war damals durch Fliegerangriffe erst leicht angeschlagen. Niemand ahnte etwas von dem Schicksal, das der Krieg noch für diese Stadt bereit hielt. Die Mädchen gingen in lustigen Sommerfähnchen. Sie sahen schick aus, und sie lächelten, wenn man den richtigen Ton fand. Männer waren rar, um diese Tageszeit wenigstens. Erst ab 18 Uhr spien die Kasernen ihre geballten Ladungen aus ... Ein blonder, kräftiger, etwa dreissig Jahre alter Zivilist emp-

ging mich in der Mönckebergstrasse. Wir gingen in einen Nebenraum. Er deutete auf ein Morsegerät.

«Zeigen Sie einmal Ihre Kunst!»

«Viel zu langsam», sagte er, als ich den ersten Probetext durchgegeben hatte. Er hiess Heinz, und er lebte, wie man in der Pause zwischen zwei Kriegseinsätzen eben zu leben pflegt. Er trug einen Stapel von Mädchenphotos in der Tasche und sah am Morgen immer unausgeschlafen aus. Nach ein paar Tagen duzten wir uns, bummelten auf der Reeperbahn und vertrösteten gegenseitig unsere Bräute.

Ich weiss nicht, wann mir zum erstenmal der Mann auffiel, der mich auf Schritt und Tritt verfolgte. Ich wurde aufmerksam, weil er immer denselben Anzug trug. Entweder war er ein Anfänger, oder er stellte sich so. Als ich meiner Sache sicher war, wandte ich mich an Jürgensen (der natürlich ganz anders hiess). «Ich werde beschattet», sagte ich, «ich bin nicht ängstlich, aber die Sache fängt an, mir auf die Nerven zu gehen.» Jürgensen lächelte.

«Sie sehen Gespenster», erwiderte er. «Zeigen Sie mir Ihren Beschatter!»

Ich ging aus der Hotelhalle und suchte ihn. Er war verschwunden.

«Sehen Sie», sagte Jürgensen.

«Ich werde Ihnen den Mann zeigen», entgegnete ich.

Ich fuhr mit meinem Betreuer in die Mönckebergstrasse, ging in den fünften Stock, blieb zehn Minuten. Dann verliess ich das Haus. Im Flur stand mein Bewacher, wieder im selben Anzug. Ich deutete auf ihn.

Jürgensen lächelte.

«Ich werde die Sache abstellen», sagte er. «Es war ein kleiner Test, den wir mit neuen Leuten immer machen. Wenn Sie

nämlich nicht gemerkt hätten, dass Sie beschattet werden, hätten Sie in den nächsten Tagen Ihre Fahrkarte zur Ostfront bei uns abholen können. Wir werden jetzt üben, wie man einen Verfolger abschüttelt. Merken Sie sich, was Ich Ihnen jetzt sage!

Sie nehmen ein Taxi! Sie nennen niemals beim Einsteigen eine Adresse! Sie wechseln das Taxi dreimal! Sie lassen sich von heute an nie mehr direkt zu Ihrem Ziel bringen! Sie steigen mindestens drei Strassen vorher aus und gehen den Rest zu Fuss! Sie haben Zeit! Wenn Sie sich nicht Zeit lassen, verlieren Sie eines Tages Ihren Kopf. So oder so. Und ohne Kopf lebt es sich schlecht.» «Sicherlich», erwiderte ich.

«Sie gehen auf der Strasse», fuhr Jürgensen fort, «und haben den Verdacht, dass Ihnen ein Mann folgt. Sie drehen sich niemals nach ihm um; Sie bleiben auch nicht stehen! Sie wechseln auch nicht die Richtung! Sie geben durch nichts zu erkennen, dass Sie Verdacht geschöpft haben! Sie verlangsamten weder Ihre Schritte, noch gehen Sie schneller! Und nun wollen Sie den Mann sehen. Wie machen Sie das?»

«Was fragen Sie mich, wenn Sie es besser wissen?» entgegnete ich.

«Vor einem Schaufenster machen Sie halt. Sie betrachten sich die Auslage. Hüten Sie sich, nach rechts zu schielen! Hüten Sie sich auch davor, auffällig nach links zu schauen! Sie interessieren sich nur für Hüte und Kleider! Dann kommt Ihre Sekunde: Der Mann muss Sie passieren. Sehen Sie genau auf das Glas! Da spiegelt sich sein Gesicht. Sie haben nur eine Sekunde Zeit. Photographieren Sie ihn! Merken Sie ihn sich. Na ja, Sie werden es schon noch lernen ...»

Und ob ich es lernte, wie man sich benimmt, wenn man in Ge-

fahr ist! Wie man den Schock, die Furcht, das Grausen hinunterwürgt, wie der Kopf fieberhaft arbeitet und die Hand doch ruhig bleibt. Ganz ruhig. Wie die Augen sich unbefangen geben, als ob man über ein geplatzttes Rendezvous, über eine unbezahlte Gasrechnung, über die Probleme einer Speisekarte nachdenken würde. Wie gut, dass ich lernte, wie man sich in Gefahr benimmt! Wie gut es aber wirklich war, merkte ich erst Jahre später – in Amerika . . .

Ich sitze in New York. Wir schreiben 1944. Wenn man mich erkennt, hängt man mich. Ein Gnadengesuch an den Präsidenten bliebe noch. Sicherlich abgelehnt. Formsache! Präsidenten haben im Krieg andere Sorgen, als Spione zu begnadigen.

Ich sitze im «Hickory», einem «Steak-Haus» in der 51. Strasse. Es ist neun Uhr abends. Es gibt Steaks, die besten, die New York zu bieten hat, und Pommes frites, auf amerikanisch freilich.

«Wie wollen Sie es?» fragt der Kellner. «Blutig oder durchgebraten?»

«Blutig», antwortete ich.

Die Kapelle besteht aus vier Mann: Trompete, Geige, Harfe und Schlagzeug. Sie spielt zum Essen «You belong to my heart.» Ich esse amerikanisch. Auch das habe ich auf der Agentenschule lernen müssen. Man nimmt das Messer in die rechte Hand, Finger nach unten, Knauf nach oben. Man ballt die Hand zur Faust, um mehr Druck erzeugen zu können. Die Amerikaner essen zweckdienlich. Man schneidet das Fleisch in kleine Stücke, legt das Messer weg, nimmt die Gabel in die rechte Hand. Der Ober bringt das Steak.

«Guten Appetit», sagt er und stellt es hin.

«Danke», erwidere ich.

Es gibt mir einen Schlag.

Sekunden bin ich wie gelähmt.

Am Nebentisch, genau mir gegenüber, sitzt Henry Louten. Der Holländer. Der Agent. Der Doppelagent. Ausgebildet wie ich in Berlin und Hamburg. Über Spanien nach Amerika geschmuggelt. Übergelaufen zu den Yankees. Arbeitet für Amerika. Gibt Scheinmeldungen nach Deutschland durch. Wir merken die Sache, aber wir spielen mit ihm weiter. Henry Louten ist Agent der FBI. Und ich sitze ihm gegenüber. Im «Hickory» in der 51. Strasse. Und er kennt mich. Ich kenne ihn, und wenn man mich fasst, kostet es meinen Kopf ...

Ich nehme das Messer in die Hand, wie gelernt. Die Hand zur Faust geballt. Gibt mehr Druck. Ich schneide das Fleisch in kleine Stücke. Der Holländer beobachtet mich dabei und tut, als ob er mich nicht sähe. Aber er hat mich erkannt. Ich sitze am dritten Tisch vor dem Ausgang. Wenn er aufsteht und schreit, habe ich keine Chance. Ich habe keine Waffe bei mir. Ich bin geliefert. So oder so. Durch einen lächerlichen Zufall. Durch den lächerlichsten Zufall, den es gibt. Durch eine Begegnung in der grössten Stadt der Welt. Die Chance, die der Zufall hatte, war eins zu zehn Millionen. Er hat sie wahrgenommen.

Ich würge mein Steak hinunter. Langsam. Nicht hastig. Wie gelernt. Wie schüttelt man einen Verfolger ab? Wie gelernt. Die Musik macht Pause. Ein paar Leute klatschen. Die Kapelle setzt gleich wieder ein. Sie spielt die Moonlight-Serenade. Mein Lieblingsstück. Ich habe eine Schwäche für romantische Musik. Aber in meiner Begegnung mit dem Holländer ist keine Romantik. Er zahlt. Beim selben Kellner wie ich. Auch ich rufe ihn an den Tisch. Warum gibt der Hollän-

der nicht Alarm? Was für eine Story für die Zeitungen!

«*Deutscher Agent beim Steakessen gefasst!*» «*Spion im Herzen von New York!*» «*Nazi wollte Beefsteak essen!*» «*Spion mit Musik!*»

«*Der Hunger war sein Henker!*»

«*Iss nicht soviel und du lebst länger!*»

Der Holländer steht ganz langsam auf. Zwei Schritte entfernt geht er an mir vorbei. Er wirft mir keinen Blick zu, auch keinen schrägen. Schliesslich haben wir unsere Sache beide an derselben Agentenschule gelernt. Er ist gross und breitschultrig, hat eine fahle Gesichtsfarbe und helle, fast farblose Augen. Seine Haare sind dünner geworden. Er ist Henry Louten, jeder Zweifel ausgeschlossen!

Ich habe ruhig zu sein. Ich habe mir nichts anmerken zu lassen. Ich habe nicht zu schwitzen. Ich habe denselben Puls zu haben wie sonst. Aber das Herz ist nicht in die Agentenschule gegangen ...

Louten steht beim Portier. Er spricht mit ihm. Etwas Belangloses. Links ist die Telephonkabine. Er geht auf sie zu, geht – an ihr vorbei. Ich bin zwei Meter hinter ihm. Auf der Strasse passiert uns ein Streifenwagen der New York City Police. Ganz langsam. Der Holländer braucht nur den Arm zu heben, und ich bin gefasst. Der Wagen rollt langsam weiter. Ganz langsam. Wir stehen unter der Tür. Er zwei Meter vor mir. Wir kennen uns nicht. Wie gelernt. Er geht nach links. Ich gehe nach rechts. Aus! – Nichts passiert!

Gar nichts. Er hat mich erkannt und übersehen. Absichtlich. Warum, weiss ich heute noch nicht. Vielleicht wollte er sich eine Chance nach dem Krieg offenlassen, falls ihn Deutsch-

land gewinnt. Oder er hatte ein Rendezvous und wollte nicht zu spät kommen. Oder er wollte keine Scherereien mit der FBI, weil er sie belogen hatte. Er liess mich laufen. Ich hatte meine Freiheit in der Tasche. Für siebzehn weitere Tage . . .

Drei Wochen lang morste ich in Hamburg unter Anleitung von Heinz di-da-di di-da-di. Ich war zu langsam. Ich musste schneller werden. Viel schneller. Ich bin bei der seltsamen Importfirma in der Mönckebergstrasse fast niemandem begegnet. Sie hatte ganz normale Aufträge zu erledigen; ich war sozusagen nur die geheime Unterabteilung, der Privatschüler Springer.

Kurz vor Abschluss meiner Funkausbildung musste ich dreimal hintereinander einen langen Text durchgeben, der mir unverständlich blieb.

«Jetzt haben wir deine Handschrift», sagte Heinz. – «Wieso?» «Jeder Funker hat eine ganz bestimmte Art zu morsen», erläuterte mein Lehrer. «Bei dem einen sind die Zwischenräume grösser, der andere gibt die Punkte etwas zu kurz oder die Striche eine Winzigkeit zu lang. Jede ‚Handschrift‘ wird auf Wachsplatten aufgenommen. Wir haben Spezialisten, die bei einem Vergleich sofort sagen können, ob unser Mann selbst gefunkt hat – oder ob sich ein anderer an seinen Sender setzte.»

Ich hatte, ohne es zu wissen, den international üblichen Wachsplattentest abgelegt. Über achtzig Prozent aller in das Ausland entsandten Agenten wurden gefasst. Fast in allen Fällen versuchte der gegnerische Geheimdienst, aus der Festnahme eines Spions Kapital zu schlagen. Man bediente die beschlagnahmten Sender weiter und gab fingierte Texte

durch. In Deutschland wurden diese Funksprüche aufgefangen und mit den Wachsplattenaufnahmen verglichen. Wenn sie nicht ganz mit der Original «Handschrift» übereinstimmten, war man gewarnt. . .

Die Hamburger Agentenschule war auf die ganze Stadt verteilt. Nie bekam man einen «Mitschüler» zu sehen. Ich wurde in eine Radioreparaturwerkstätte in der Nähe des damaligen Adolf-Hitler-Platzes geschickt. Ich lernte, wie man einen Sender baut. Dann kam ich zum Baumwall in die Chiffrierabteilung. Bei einem Apotheker am Rödingsmarkt lernte ich mit Geheimtinte schreiben. Der Mann, der mich das Verfahren lehrte, hatte sie selbst erfunden. Er war Diplomchemiker, Doktor, und sehr stolz auf seine Entdeckung, die kurze Zeit später durch ein Präparat der IG-Farben abgelöst werden sollte. Die Geheimtinte war eine farblose Flüssigkeit. Man schrieb mit einem Zahnstocher, um dessen Spitze ein winziger Wattebausch gewickelt worden war, damit das Papier nicht beschädigt wurde. Die Schrift kam zum Vorschein, wenn man mit einem warmen Bügeleisen über das Papier fuhr.

In der photographischen Abteilung der Agentenschule weihte man mich in die Punktphotographie ein. Man konnte ein ganzes Manuskriptblatt so photographieren, dass es nur als winziger Punkt erschien. Punkte dieser Art wurden in normale Briefe eingebaut, und viele Nachrichten passierten die Grenze, bis die FBI erstmals auf den Trick gestossen war.

Nach der Ausbildung in Hamburg, die mehrere Monate gedauert hatte, wurde ich ein paar Wochen in den praktischen Marinefunkdienst gesteckt. Dann musste ich noch andere Marinestationen durchlaufen. Ebenso nahm sich das Reichsluftfahrtministerium meiner an. Man interessierte sich vor allem

für Radar. Man zeigte mir Flugzeugtypen aller Art. Ich begriff rasch. Alle Leute, mit denen ich zusammengekommen war, die mir den letzten Schliff für meine spätere Auslandstätigkeit gaben, hatten gelernt, den Mund zu halten. Sie fragten mich nicht, wo ich herkäme und wo ich hinwollte. Sie fragten gar nichts, und auch ich lernte schweigen. Ich durfte keine einzige schriftliche Aufzeichnung besitzen. Mein Gedächtnis wurde systematisch trainiert. Ich lernte wichtige Nachrichten im Kopf zu behalten. Selbst der Chiffreschlüssel durfte nur im Gedächtnis verwahrt bleiben. Die grösste Leistung, die härteste Strapaze, die schwierigste Aufgabe, die ein Spion vollbringt, ist der Ringkampf mit dem eigenen Gedächtnis.

In Berlin wurde ich dann in die praktischen Kenntnisse eingewiesen: Schiessen, Boxen, Jiu-Jitsu, Laufen. In Berlin, Alexanderplatz, sollte ich dann vollends bis zur «Hochschulreife» im Schmuggeln, Stehlen, Lügen, Täuschen und ähnlichen «Wissenschaften» weitergebildet werden. Kriminalkommissar Krause von der Berliner Polizei hatte eine ganz besondere Unterrichtsmethode. Er sollte mich in die Kunst einweisen, mich nicht fassen zu lassen. Täglich ging er mit mir durch die Räume seiner Dienststelle im «Alex», um mir sozusagen Fehler aus dem praktischen Leben zu demonstrieren. Ich erinnere mich noch gut an Benno. Er war fast drei Zentner schwer, hatte ein dickes, rotes, gutmütiges Gesicht und etwas an sich, was ihm sofort Freunde einbrachte. Benno war Bankräuber. Er sass auf einem Stuhl des Vernehmungszimmers und stöhnte.

«Tag, Benno», sagte Krause und deutete auf mich, «gib dem Herrn hier schön die Hand, und nun sag schon mal, warum sie dich geschnappt haben.»

«Weil ick doof war», entgegnete Benno.

«Schön», sagte der Kommissar, «und warum warst du doof?»

«Weil ick jequasselt hab'.»

«Und warum hast du gequasselt?»

«Weil ick besoffen war.»

«Und warum warst du besoffen?»

«Weil ick hinter einem Weib her war.»

«Sehen Sie», sagte der Kriminalkommissar und wandte sich wieder an mich, «da haben Sie eine Geschichte, frisch aus dem Leben gegriffen.» Er fasste mich unter und ging mit mir auf den Gang. «Hier haben Sie eigentlich fast alles, was Sie lernen müssen», fuhr er fort. «Die Sache ist ganz einfach. Erstens Mund halten, zweitens nicht trinken und drittens keine Frauen. Wenn alle Ganoven das befolgen würden, würden wir Polizisten bedeutend besser bezahlt werden, weil man uns notwendiger brauchte.» Wir gingen zusammen in ein kleines Lokal am Bahnhof Börse, in dem die Ganoven verkehrten, soweit man sie nicht zum Wehrdienst eingezogen hatte. Es waren Hehler, Taschendiebe und Leute ähnlichen Schlages. Der Kommissar kannte sie alle, begrüßte sie freundlich und wurde von ihnen wiedergegrüßt. Er erzählte mir die Geschichte jedes Einzelnen. Was die Polizei an Tricks wusste, teilte er mir bereitwillig mit. Er wusste übrigens nicht, warum. Für ihn war ich eine Art Assessor, der von der Theorie hergekommen ist und nun zwangsläufig praktischen Dienst verrichten soll. Er war sehr amüsant, und die Arbeit mit ihm machte mir Spass.

Aber noch mehr Spass machte mir Ingrid, die ich während meiner Ausbildung kennengelernt habe. Sie war klein, brünett, zierlich. Sie trank und tanzte gern. Wir gingen zusammen oft tanzen. Ich konnte es nie erwarten, bis es Abend wurde.

Ich hatte keine Ahnung, dass ich mit Ingrid noch eine der grössten Überraschungen erleben sollte.

Meine Ausbildung war schon fast abgeschlossen, als sich Jürgensen wieder meldete.

«Sie sind ein Musterschüler», sagte er. «Und jetzt sollen Sie einmal zeigen, was Sie gelernt haben.»

«Gern», erwiderte ich, «wann soll es losgehen?» «Sofort», antwortete er.

«Und was soll ich machen?» – «Sie fahren nach Holland», entgegnete er, «da gibt es eine Stadt, die heisst Den Haag. Eine schöne Stadt übrigens. Sie ist besetzt. Von uns.»

«Das weiss ich», sagte ich.

«Gut. Fahren Sie hin und sehen Sie, was Sie herausbringen! Alles, was für militärische Zwecke wichtig ist, wie der Kommandant heisst, wie viele Truppen dort stationiert sind, wie sie bewaffnet sind. Das ist nur ein Probeauftrag.»

«Und wenn ich gefasst werde?»

«Dann haben Sie Pech gehabt.»

«Und wie komme ich hin?»

«Wie Sie wollen», antwortete Jürgensen. «Von mir aus mit einem Sonderflugzeug und Fallschirm. Sagen Sie mir morgen, was Sie brauchen, welche Uniform, wieviel Geld, welche Ausweise. Und dann hauen Sie ab, und funken Sie drei Tage später, was los ist! Wenn Sie dabei nicht erwischt werden, sind Sie eine Kanone und die Leute dort Schlafmützen. Viel Vergnügen.»

Es war ihm ernst. Ich merkte es rasch. Es wurde nun auch ernst für mich. Ich muss gestehen, dass ich dem Abenteuer mit neugieriger Erwartung entgegenfuhr. Ich hatte mir keine Gedanken gemacht, ob meine Ausbildung zu Gutem oder Schlechtem führte. Ich reiste einen Tag später ab. Der Agent 146 der

deutschen Abwehr erreichte die erste Station seines Kreuzweges.

Ich sass im D-Zug Berlin-Den Haag, zweiter Klasse natürlich. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich hiess. Ich hatte mir einen deutschen Alltagsnamen zugelegt. Nach den Papieren, die ich bei mir trug, musste ich in Holland Geschäften nachgehen. Geheime Rüstungssachen. Die Fahrt wurde von der deutschen Abwehr bezahlt. Die Rückfahrkarte hatte das Glück auszustellen . . .

Ausser einem Wehrpass besass ich ein ganzes Bündel holländischer Gulden. Mein Auftrag lautete, binnen drei Tagen alles über die deutsche Besatzung in der niederländischen Hauptstadt herauszubekommen und nach Berlin zu funken. Ich hatte einen doppelten Ehrgeiz: Ich wollte es in zwei Tagen schaffen und es sollte kein Geld kosten. Es war nur ein Probeauftrag. Eine ganz harmlose Sache. Kurz zuvor war in Bordeaux einer unserer Leute bei einer ähnlichen Geschichte umgekommen. Entweder er hatte die Hände zu spät hochgehoben, oder die Pistole eines Streifenführers der Feldgendarmarie war voreilig losgegangen. Die Abwehr hatte bei ihm das Schulgeld für die Agentenausbildung umsonst entrichtet. Für die Todesanzeige: «Gefallen für Führer, Volk und Vaterland» mussten seine Angehörigen selbst aufkommen. Von diesem Zwischenfall erfuhr ich erst in Berlin nach meiner Rückkehr.

Für den Fall, dass ich gefasst wurde, hatte ich ganz klare Befehle. Sie lauteten: Erstens schweigen, zweitens warten, drittens hoffen. Der dritte Punkt war eigentlich kein Befehl, sondern ein privater Zusatz: meines Lehrmeisters Jürgensen. Von den eigenen Leuten gefasste Agenten haben oft Wochen und Monate warten müssen, bis sie die Abwehr wieder herausholte. Es war ganz selten, dass einmal ein Mann dabei verges-

sen wurde. Aber das Nebeneinander von Abwehr, einer Wehrmachtdienststelle, und dem Reichs Sicherheitshauptamt, der Spionagezentrale der SS, wirkte sich oft teuflisch aus.

Der Zug fuhr langsam. Nach einem Fliegerangriff waren die Schienen nur provisorisch zusammengeflickt worden. Neben mir saßen ein Kriegsgerichtsrat und zwei weitere Offiziere. Sie unterhielten sich untereinander über Belanglosigkeiten.

In einer Station stieg eine Wehrmacht streife in das Kupee. Ein untersetzter Feldwebel prüfte sehr sorgfältig meinen Wehrpass. Er musterte mich misstrauisch. Der Zug fuhr weiter.

«Sind Sie noch nie Soldat gewesen?» fragte mich einer der Offiziere.

«Nein», erwiderte ich.

«Sie sind aber noch sehr jung.»

«Ja.»

«Sind Sie denn krank?»

«Nein.»

Sie sprachen nicht mehr mit mir. Sie assen belegte Brote und tranken Schnaps. Aus der Flasche. Auch der Kriegsgerichtsrat.

Der Zug lief mit einer Minute Verspätung in Den Haag ein. Ich wurde am Bahnhof noch einmal gründlich kontrolliert. Meine Papiere hielten stand. Zivilisten sah man hier nicht gern. Ich gab meinen Koffer im Gepäckraum ab. In seinem Doppelboden war mein Sendegerät versteckt. Ich war der Meinung, dass ich umso sicherer sein konnte, je sorgloser ich mit dem Gepäckstück umging.

Ich machte mich zu Fuss auf den Weg, um mir eine Unterkunft zu suchen. Sie musste ganz bestimmten Voraussetzungen entsprechen. In dem Haus sollten wenig Eisenteile sein, um Stö-

rungen bei meinen Funksprüchen zu vermeiden. Es sollte nicht überbelegt sein, aber es sollten auch nicht zu wenig Leute dort wohnen. Ausserdem brauchte ich ein Zimmer, dessen Wände die Geräusche der Morsetaste dämpften.

Ich fand eine Pension, die diese Bedingungen erfüllte. Ich holte meinen Koffer und schaffte ihn auf mein Zimmer. Das Gerät war zerlegt. Aber ich konnte es binnen dreissig Minuten einsatzbereit machen. Ich ging in den Speisesaal. Zwei deutsche Offiziere tranken mit drei Blitzmädchen holländischen Gin. Sie hatten mich zunächst für einen Holländer gehalten und begrüsst mich lärmend, als ich mich als Deutscher zu erkennen gab.

Ich erfuhr ein paar unwesentliche Dinge von den Offizieren. Aber im Notfall hätte ich sie verwerten können.

Es gab keinen Notfall. Die Stadt war überbelegt mit deutschen Soldaten. Es gab auch Schnaps. Alle Soldaten dieser Welt tragen ihr Herz auf der Zunge, wenn man ihnen einen Drink spendiert. In einer Kneipe traf ich eine Runde ausgelassener Landser. Sie feierten den Freispruch eines Kameraden vor dem Kriegsgericht. Er war Gefreiter und hatte ein pfiffiges Gesicht. Sie redeten alle durcheinander. Schliesslich gelang es dem Gefreiten, sich Gehör zu verschaffen.

«Die Sache war so», berichtete er, «ich stand vor dem Gericht wie ein begossener Pudel. Ich war von einem Bauern angezeigt worden, weil ich seine Kuh erschossen hatte. Die Geschichte war an sich nicht ernst. Aber viel harmlosere Fälle haben schon einen ernsteren Ausgang genommen.»

Wieder lachte und trank alles durcheinander. Ich bestellte eine neue Runde. Der Gefreite erzählte weiter:

«Warum haben Sie die Kuh erschossen?» hatte mich der Richter gefragt.

«Ich war auf der Wache.»

«Na und?»

«Die Kuh hat mich angegriffen. Wenn ein deutscher Soldat angegriffen wird, hat er zur Waffe zu greifen.» «Und dann hat er wohl die Kuh aufzufressen, was?» «Nein. Aber der Soldat hat dafür Sorge zu tragen, dass keine Lebensmittel verderben ...»

Der Lärm wurde immer grösser. Ich bestellte wieder eine Runde. Jetzt hätte man auf mich aufmerksam werden müssen. Jeder Soldat lernt bereits in der ersten Instruktionsstunde, dass er Zivilisten gegenüber, die ihn zum Trinken einladen, äusserst misstrauisch zu sein hat. Aber jeder Soldat pfeift auf seine Instruktionsstunde, wenn er Ausgang hat.

Meine neuen Freunde gehörten einer Batterie an, die neue Werfer ausprobierte. Die Geräte, die sich später in Russland sehr bewährten, standen unter Geheimschutz. Ich erfuhr natürlich alles über sie.

Ich ging in meine Pension zurück. Ich betrachtete mir die Flakstellungen und zeichnete sie in einen Stadtplan ein, den ich mir gekauft hatte. Die Truppenstärke, die Namen der Kommandeure und ähnliche Sachen wusste ich schon längst. Jeder Holländer wusste sie übrigens auch. Mittags um zwölf Uhr stand meine Meldung fest. Ich verschlüsselte sie. Den Code hatte ich im Kopf. In Feindesland soll man bei kurzen Entfernungen möglichst zwischen 15 und 17 Uhr seine Meldungen durchgeben. Um diese Zeit ist im Funkverkehr Hochbetrieb, und der einzelne Sender fällt nicht so auf. Der Agent soll es vermeiden,

die Sendezeit über vier Minuten auszudehnen. Man braucht normalerweise etwa zehn Minuten, um einen Geheimsender anzupeilen. Vier Minuten liessen den Peiltrupps nur eine kleine Chance. Ich fasste meine Meldung so knapp und präzise wie möglich.

Der Sender stand auf meinem Nachttisch. Über meinem Bett hing ein verschmiertes Stilleben in Öl. Der einzige Stuhl hatte nur drei Beine, der Tisch wackelte. Ich sah auf die Uhr. Noch zehn Minuten. Ich hatte ein richtiges Premierengefühl, wie wenn man zum erstenmal im neugekauften Auto sitzt oder seine Braut den Eltern vorstellt. Es machte mir Spass. Ich war ein Narr... Ich gab drei, vier Meldesignale nach Berlin durch. Die Antwort kam sofort. Ich schaffte es in drei Minuten und 51 Sekunden. «Verstanden», antwortete die Morsestimme aus dem Äther.

«Wir melden uns um fünf Uhr morgens wieder.»

Ich ging aus. Meinen Auftrag hatte ich vergessen. Er war ausgeführt. Ich trank wenig. Eine unbestimmte Spannung war in mir. Ich ging zurück in mein Zimmer, setzte den Kopfhörer auf und legte mich auf mein Bett. Ich konnte nicht schlafen. Aus dem Speisesaal kamen wieder Stimmen von Luftwaffenhelferinnen.

Um vier Uhr war Ruhe. Ich musste noch eine Stunde warten. Ob die Antwort früher kam als die Feldgendarmen? Ja! Sie lautete: «Gut. Kommen Sie sofort zurück nach Berlin.»

Ich meldete mich in Berlin bei Jürgensen. Er strahlte vor Wohlwollen.

«Ausgezeichnet», sagte er. «Wir geben heute noch einen Bericht nach Den Haag. Die werden sich freuen.» Endlose Konferenzen waren an diesem Tage bei der Abwehr. Die Offiziere berieten einen der merkwürdigsten Fälle, die uns der Krieg be-

schert hatte. Ein deutscher Fliegerfeldwebel – ich nenne ihn hier Fritz Söldner – war über London abgeschossen worden. Aus der brennenden Maschine konnte er sich in letzter Minute mit dem Fallschirm in Sicherheit bringen. Er landete auf einem Apfelbaum und wurde von drei abenteuerlich bewaffneten Mitgliedern der «Home Guard» heruntergeholt. Er hatte sich bei der Landung verletzt und kam in ein Hospital. Soweit war die Geschichte, für den Krieg wenigstens, ganz alltäglich. Die Krankenschwester für den deutschen Fliegerfeldwebel Fritz Söldner stellte der britische Geheimdienst. Sie hiess Maud Fisher und war eine Agentin des Secret Service. Sie verstand ihren Job. Der deutsche Flieger verliebte sich in sie. Brennend. Sie gingen miteinander aus. Man liess Söldner weit mehr Freiheiten, als einem Kriegsgefangenen zukamen. Söldner wollte Maud heiraten. Sie sagte nicht direkt nein. Sie erwiderte, dass sie einen Feind ihres Volkes nicht heiraten könne. Der Feldwebel erklärte sich bereit, zu den Engländern überzulaufen. Er wurde als Agent ausgebildet.

Man schickte ihn nach Berlin. Er sollte bei einer Elektrofirma die Pläne für ein bestimmtes Gerät besorgen. Die «Royal Air Force» erschien mit zweihundert Flugzeugen über der Reichshauptstadt. Während die Bomben wahllos niederprasselten, sprang Fritz Söldner aus einer «Lancaster» ab. Er landete diesmal glatt, verbrannte seine Kombination und meldete sich mit falschen Papieren bei der Firma. Er erhielt eine Anstellung.

Aber wenige Tage später schöpfte man im Werk Verdacht und nahm ihn fest. Er war den Methoden des Verhörs nicht gewachsen und gestand alles. Söldner fasste sich an den Kopf und verstand nicht mehr, warum er sich in die Sache eingelass-

sen hatte. Er war ein junger, sympathischer Bursche, ausgezeichnet mit dem EK I.

Er wollte sich jetzt der deutschen Abwehr zur Verfügung stellen. Den ganzen Tag wurde beraten, ob wir auf das Angebot eingehen sollten. Die Meinungen waren geteilt. Fritz Söldner sass unterdessen gefesselt in einem Vorzimmer und wartete auf sein Schicksal. Ein hoher Abwehroffizier – später in die Ereignisse des 20. Juli verwickelt und hingerichtet – war dagegen, Söldner als Agenten nach England zurückzuschicken. «Es ist sinnlos», sagte er, «er hat jetzt vielleicht die besten Vorsätze, aber sobald er die Krankenschwester wiedersieht, wird er weich und fällt um. Wir können nichts mit ihm anfangen.» Söldner wurde erschossen.

Ich sass im Zug nach Spanien. Dort hatte ich meinen ersten, echten Auftrag zu erfüllen. Er war lächerlich einfach.

Meine Papiere wiesen mich als Holländer aus. Sie waren im KZ Oranienburg in SS-eigenen Werkstätten meisterhaft gefälscht worden.

Neben mir auf der Polsterbank lag ein schmales, braunes Päckchen. Es wog zwei Pfund und war etwa vierzig Zentimeter lang und zwanzig Zentimeter hoch. Es enthielt Geld. Echtes! Schweizer Franken. 250'000 Schweizer Franken. Das Geld musste nach Spanien. Es sollte an ganz wichtige Leute übergeben werden, denn unwichtige Agenten wären mit «Himmler-Banknoten», mit Falschgeld, bezahlt worden.

Auf dem internationalen Agentenmarkt waren Schweizer Franken damals handelsüblich. Sie liessen sich leichter unter-

bringen als Dollars. Ich sollte das Geld bei einer Scheinfirma in Madrid abliefern – Punkt Nummer eins meines Auftrages. Ich war von Berlin abgefahren. Natürlich hatte mich niemand an den Bahnhof begleitet. Nicht nur, weil dies bei Aufträgen meiner Art nicht üblich ist, sondern auch, weil es niemand gab, der mich zum Zug hätte bringen können: der Tag vor meiner Abreise brachte das Ende zwischen Ingrid und mir. Ein seltsames Ende. Ein Ende, bei dem die Zeit Pate gestanden hatte. Ich hatte sie im Theater kennengelernt. Sie sass neben mir und lachte mich an. Karten waren Mangelware. Man bekam sie nur durch Beziehungen. Ich hatte sie. Ingrid anscheinend auch. Ich wusste natürlich noch nicht, dass sie Ingrid hiess. Ich wusste nur, dass mich ihr seltsames, selbstverständliches Lächeln gefangen hatte.

Sie war klein, zierlich und brünett. Sie hatte keine Launen, keine Sorgen, keine Arbeit. Sie schrieb keine Feldpostbriefe. Sie unterhielt sich nie über den Krieg. Sie trug immer Seidenstrümpfe. Ich sah sie nie mit einem Einkaufsnetz. Sie war ein Stück Luxus in einer Zeit der Not. Wir kannten uns schon drei Wochen und wir wussten doch nicht viel mehr voneinander, als dass wir uns liebten. Ich lief mit den seltsamsten Gedanken herum. Ich wollte meinen Job bei der Abwehr aufgeben, Soldat werden und heiraten. Alles, was mich zur Karriere als Spion gedrängt, gelockt, gereizt hatte, verblasste neben Ingrid. «Was treibst du eigentlich?» fragte sie mich eines Tages. «Rüstungssachen», erwiderte ich. «Ich weiss nicht recht, ob ich mich über meine Arbeit freuen soll oder nicht.» «Es gibt Schlimmeres», meinte sie. Sie sah mich an und streichelte mich. Ihre Hände waren weich und zärtlich. Im Krieg waren weiche und zärtliche Hände selten.

Wir kamen von da an öfter auf meine Tätigkeit zu sprechen. Ganz zwanglos. Ich schwieg natürlich. Soweit war ich schon. Aber vielleicht habe ich ihr doch einmal eine Kleinigkeit zuviel gesagt...

Ich musste mich eines Tages bei Jürgensen melden. Er war schlechter Laune. Man munkelte, dass er an die Front versetzt würde. (Er hat seine Stellung aber doch bis zum Kriegsende gehalten!) «Kümmern Sie sich nicht soviel um Frauen!» sagte er. «Frauen sind Gift für Agenten. Das sollten Sie doch schon auswendig wissen.» «Ich weiss nicht, was Sie meinen», erwiderte ich.

«Ich werde Ihrem Gedächtnis ein wenig auf die Beine helfen», fuhr er fort. «Wo waren Sie gestern Abend?» «Ich habe bei Horcher gegessen.»

«Mit wem?»

Ich zögerte.

«Los, Mann», fuhr er mich an. «Ich habe nicht ewig Zeit für Sie. Mit einer Frau, nicht?»

«Ja», gestand ich.

«Schön», sagte er. «Und dann haben Sie ihr erzählt, dass Sie demnächst nach Spanien fahren. Oder stimmt es vielleicht nicht?»

«Es stimmt!»

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Woher konnte er es wissen? Kein Gast war ausser uns im Raum gewesen. Niemand konnte uns belauscht haben.

Es gab keine andere Erklärung: er musste es von Ingrid selbst erfahren haben.

Ich ging zu ihr und sagte ihr meinen Verdacht in das Gesicht. Sie lächelte. Wie immer. Ohne jede Unsicherheit. «Du bist sentimental», meinte sie, «und komisch. Wie kann man sich nur über eine solche Kleinigkeit so ereifern?»

«Das ist keine Kleinigkeit», erwiderte ich.

«Es ist doch Krieg!» Ingrid stand auf und zündete sich eine Zigarette an. Sie steckte sie in eine überlange Spitze und ging im Zimmer hin und her.

«Wir stehen doch alle in seinen Diensten. So oder so. Jeder an seinem Platz! Du an deinem und ich an meinem. Es ist Krieg, ganz einfach Krieg. Oder hast du das noch nicht gemerkt?»

«Doch», entgegnete ich. «Wenn ich dich also recht verstehe, dann waren deine Küsse und Zärtlichkeiten so etwas wie Kriegsdienstleistungen?»

«Das ist sehr hart ausgedrückt», antwortete sie. Sie lächelte immer noch. Genau wie sonst. Aber zum letzten» mal für mich. Was ich für Liebe gehalten hatte, war nichts anderes gewesen als ein letzter Test der Abwehr über meine Brauchbarkeit als Spion. Betreff: Verschwiegenheit.

Ich zwang mich, nicht mehr an Ingrid zu denken. Schluss! Jetzt hatte ich meinen Auftrag zu erfüllen. Wir arbeiten alle irgendwie für den Krieg ... Ausgezeichnet! –

Ich sass im Zug nach Spanien und musste mich konzentrieren. Nach den Lehren der Hamburger Agentenschule hatte ich vier Sperrkreise zu durchbrechen: Erstens die eigene Polizei. Zweitens die deutsche Grenzkontrolle. Drittens die Grenzkontrolle des ausländischen Staates. Und viertens: den gegnerischen Geheimdienst. Bei Hendaye ging ich über die französische Grenze, bei Irun über die spanische. Ich spreche fließend Spanisch.

Es war soweit.

«Haben Sie etwas zu verzollen?» fragte mich der spanische Grenzbeamte – Sperrkreis III!

«Nein», erwiderte ich.

Er deutete auf das Paket mit den 250'000 Schweizer Franken.

«Was ist das, Señor?»

«Prospekte», gab ich zur Antwort. «Ich habe sie für meine spanischen Geschäftsfreunde mitgebracht. Soll ich das Paket öffnen?» Er schwankte. Spanier haben Zeit. Immer.

Ich bin kalt. Zu kalt vielleicht. Ich sah, wie er überlegte. Wenn er das Paket öffnen liess, bedeutete das meine sichere Verhaftung. Ich hatte es für zweckdienlich gehalten, das Paket ganz offen in der Hand zu tragen. Das konnte richtig sein – oder auch falsch. Nur hundert Meter von hier wartete der «Grenzbeauftragte» der deutschen Abwehr. Ich war ihm avisiert, und er sollte mich in Empfang nehmen. Er würde Zeuge meiner Verhaftung werden. Aufgefallen. Gleich beim erstenmal. Vielleicht würde es der deutschen Botschaft gelingen, das Geld wieder herauszubekommen. Aber die Karriere des deutschen Spions Erich Gimpel wäre jedenfalls mit dieser Episode beendet. Aufgefallen: das hiess Versetzung an die Ostfront...

«Ist schon gut, Señor», sagte der Zollbeamte. «Buen viaje!»

Ich kannte unseren Grenzbeauftragten natürlich nicht persönlich. Wir hatten ein Erkennungszeichen vereinbart, an das ich mich heute nicht mehr erinnern kann. Es klappte sofort. Wir fuhren zusammen nach Madrid. Ich musste dort eine bestimmte Telephonnummer anrufen. «Um drei Uhr», sagte man mir. «Wir schicken einen Wagen.» Ein englisches Auto mit livriertem Chauffeur war auf die Sekunde pünktlich zur Stelle. «Sind Sie Señor Carlos?» fragte er mich.

«Nein», erwiderte ich, «ich bin Mario.»

Nun hatte ich zu fragen:

«Sind Sie Senor Juan?»

«Nein», antwortete er, «ich bin Filippo.»

Das Kennwort stimmte. Ich stieg ein. Ich lieferte das Geld ab. Quittung gab es natürlich nicht. Vertrauenssache! Hunderte von deutschen Agenten, denen man vertraut hatte, liefen später im Ausland mit den Devisen auf und davon.

Man brachte mich in eine elegante Villa, etwa zehn Kilometer von Madrid. Hier wohnte der deutsche Geschäftsführer einer Scheinfirma. Es war in Wirklichkeit der General der SS Bernhard.

Er begrüßte mich freundlich. Er war klein, untersetzt, korpulent und wirkte eher wie ein pensionierter Postschaffner als der Chef eines Geheimdienstes. Er hatte einen rundlichen Kopf und spärlichen Haarwuchs. Aber er war einer unserer besten Leute und leitete den gesamten Spaniendienst jahrelang mit grossem Geschick.

Ich sollte ihn noch oft Wiedersehen. Aus Tarnungsgründen hatte General Bernhard seine ganze Familie einschliesslich des Kindermädchens bei sich. Er führte ein grosses Haus und verstand sich ausgezeichnet mit spanischen Regierungsstellen. In Spanien wimmelte es damals von Agenten. Wenn vier Ausländer beim Kartenspiel zusammensassen, konnte man darauf wetten, dass einer für England, einer für Amerika, einer für Sowjetrussland und einer für Deutschland arbeitete.

«Was kann ich für Sie tun?» fragte mich der General. «Technische Aufträge», erwiderte ich.

«Zum Beispiel?»

«In Spanisch-Marokko betreiben britische Agenten Geheimsender. Es sind ganz neuartige Geräte. Es wäre gut, wenn wir eines von ihnen unzerstört haben könnten.»

«Das lässt sich sicher arrangieren», erwiderte General Bernhard. «Und was wollen Sie sonst noch?»

«In britischen Flugzeugen sind neuerdings in elektrischen Armaturen Magneton- und Klystron-Röhren eingebaut. Wir haben bisher keine erbeuten können. Sie sind mit Sprengladungen gekoppelt. Sowie man sie ausbauen will, explodieren sie. Hier kommt es doch öfter zu Notlandungen alliierter Flugzeuge?»

«Ja», erwiderte der General. «Gestern ist eine viermotorige Maschine bei Sevilla heruntergegangen... Ich werde Ihnen Gelegenheit verschaffen, an der Maschine herumzubasteln.» Er lächelte.

«Wenn Sie weiter nichts wollen?»

Ich war entlassen. Mein nächstes Ziel hiess Sevilla. Dort hatte ich Pech: die gesuchten Röhren waren nicht in der Maschine. Die Armaturen, die ich mit grösster Vorsicht ausgebaut hatte, explodierten auch nicht... Es sollte Monate dauern, bis wir die Röhren endlich bekamen. Sie waren wichtig für die Radarentwicklung; wir benötigten sie vor allem, um ein Abwehrmittel gegen sie zu konstruieren.

Ich fuhr immer wieder nach Spanien. Meine Sprachkenntnisse halfen mir bei diesen nicht unbeliebten Aufträgen. Wir hatten es in diesem Lande natürlich sehr leicht, denn die Behörden standen zumindest mit ihren Sympathien auf deutscher Seite.

In einer Bar in Barcelona hörte ich zum erstenmal von einem unglaublichen Plan. Obwohl ich die Sache zunächst für ein Hirngespinnst hielt, ging ich ihr nach. Sie stimmte. Ich meldete sie unverzüglich nach Berlin. Ich erhielt postwendend Order, die Angelegenheit zu verfolgen, mich aber nicht einzumischen. Gibraltar sollte in die Luft gesprengt werden!

Unglaublich, phantastisch, aber wahr. Und fast gelungen! Gibraltar ... Die Seefestung war für uns mehr als lästig. Sie beherrscht den Eingang zum Mittelmeer. Unsere U-Boote mussten an der Zwingburg vorbeitauchen, um dem Beschuss auszuweichen. In der Meerenge zwischen dem spanischen Festland und Nordafrika herrschte eine gefährliche Unterwasserströmung. Die deutsche U-Boot-Flotte hatte deshalb wiederholt Ausfälle zu beklagen. Dann schlug Eisenhower sein Hauptquartier in Gibraltar auf, um die Schlacht von Nordafrika zu leiten. Die Spanier sahen mit hungrigen Augen nach der Felsenfestung. Der Fall von Gibraltar: ein deutscher, ein italienischer, ein spanischer Wunschtraum! Ein direkter Angriff war hoffnungslos und wurde deshalb gar nicht versucht. Ein handfester Anschlag war geplant. Ein Husarenstück.

Man bestach den Chauffeur des englischen Gouverneurs. Der Mann riskierte seinen Kopf. Er wagte das Unglaubliche: er befestigte unter der Kühlerhaube des Rolls Royce seines Chefs eine Sprengbombe mit Zeitzündung. Sie passierte unkontrolliert die Sperre. Von diesem Augenblick an liess sie den Attentätern noch sechs Stunden Zeit. Noch sechs Stunden. Sie handelten blitzschnell. Ich hätte nie für möglich gehalten, dass der Anschlag soweit gelingen könnte. Ich sah sozusagen mit den Händen in der Hosentasche weisungsgemäss zu, und mir war nicht wohl dabei. Geling die Sache, war es bitter, dass ich nicht an ihr beteiligt war. Ging sie schief, so hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich die Leute nicht zurückgehalten hatte. Aber das Gewissen eines Spions wurde von Berlin aus dirigiert... Riesige Munitionsmengen und Brennstoffvorräte waren in den unterirdischen Felsenhöhlen Gibaltars gestapelt.

Wenn hier eine Höllenmaschine explodierte, musste nach der Berechnung Sachverständiger die ganze Festung in die Luft fliegen.

Die Attentäter hatten jetzt noch vier Stunden Zeit. Und sie hatten wieder Glück. Sie durchbrachen die zweite Absperrung. Wie, das hat bis heute noch niemand erfahren. Hundert Meter noch, eine Stunde noch. Oben tagte General Eisenhower, unten tickte lautlos die Höllenmaschine.

Verrat!

Aus!

Die Bombe wurde gefunden. Entschärft. General Eisenhower tagte weiter. Ein Mann wurde aufgehängt. Drei wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Sonst nichts Neues auf Gibraltar.

Vier Wochen später wandte ich mich mit einem eigenen Gibraltar»Vorschlag an meine Dienststelle. Mein Projekt war nicht ganz so abenteuerlich, hatte aber weit mehr Erfolgchancen. Man griff meinen Plan auf und setzte mich an die Sache. Man wurde auf mich aufmerksam. Ich hatte auf einmal auch einen Namen und nicht nur eine Nummer. Ich war kein Neuling mehr. Ich wurde ernst genommen. Man war nunmehr in Berlin bereit, alles zu wagen, aber auch alles. Es gab nichts, was zu verrückt, zu verwegen, zu nebulös gewesen wäre, um nicht ernst genommen zu werden.

Wir liefen, sozusagen, mit Eierhandgranaten in der Tasche herum. Wenn auch nur ein Prozent Erfolgchance errechnet wurde, ging man daran, Leben, Blut und Geld in die nebulösen Pläne zu investieren. Es ging dahin mit dem Krieg. Und wir, ein paar hundert Mann von der Abwehr, sollten die Entwicklung mit allen Mitteln aufhalten.

Es ging auch dahin mit der Abwehr. Sie wurde zunächst langsam und dann auf einen Schlag vom Amt VI übernommen.

Amt VI, das hiess «Reichssicherheitshauptamt». Eine geheime Dienststelle der SS, direkt Hitler unterstellt und mit unbegrenzten Vollmachten ausgestattet.

Ich erhielt den Befehl, mich im Amt VI zu melden.

Mein Abschied von der Abwehr war kurz und formlos. Ich musste mich eines Tages in der Filiale des Reichssicherheitshauptamtes an der Tauentzienstrasse melden. In derselben Nacht hagelte es Bomben im Berliner Westen. Das Hintergebäude wurde zerstört. Hier hatte ein Mäusezüchter seine Menagerie untergebracht. Die Tiere erlangten die Freiheit und stürzten sich auf die Räume des Amtes VI. Zur Begrüssung auf meiner neuen Dienststelle hatten sich am Morgen drei Dutzend Mäuse aller Schattierungen eingefunden.

Ich stellte mich beim stellvertretenden Amtschef Dr. S. vor, einem mittelgrossen, unauffälligen Mann. Das Dienstgebäude des Amtes VI, wie man das Reichssicherheitshauptamt in Fachkreisen nannte, war ein grosser, kasernenartiger Bau an der Berkaer Strasse. Es hatte seine Karriere als jüdisches Altersheim begonnen. Der Vorderseite gegenüber lagen Schrebergärten. Hinten konnte man direkt in die Innereien einer Mietskaserne sehen. Im Hof stand ein bombensicherer Bunker, der nur von Angehörigen des Amtes VI benutzt werden durfte. «Nehmen Sie Platz», sagte Dr. S. «Wir kennen Sie schon, oder besser: Ihre Arbeit. Sie waren in Spanien... Na, wir werden uns später noch darüber unterhalten.» Er musterte mich mit aufdringlicher Pedanterie. Ich kam von der Abwehr, und das war für Amt VI keine Empfehlung. Die natürliche und später auch politische Rivalität dieser beiden Behörden – sie hatten genau

dieselben Aufgaben – hatte zu dieser Zeit bereits groteske Formen angenommen. Die Agenten dieser Dienststellen verwandten zeitweilig mehr Energie darauf, sich gegenseitig zu belauern, zu beschatten und zu beschuldigen, als auf ihre eigentlichen Aufgaben. Die beiden Amtschefs waren Admiral Canaris (Abwehr) und Brigadeführer Walter Schellenberg (Reichssicherheitshauptamt). Nach dem Putschversuch vom 20. Juli 1944 wurde Canaris verhaftet und später hingerichtet. Der Sieger, Schellenberg, wurde nach dem Krieg in Landsberg inhaftiert, ging später nach Italien, trat zum katholischen Glauben über und starb inzwischen in einem Kloster.

Ich habe für beide Dienststellen gearbeitet und kenne ihre Praktiken und ihre Erfolge. Canaris war der Kopf ohne Faust, und Schellenberg die Faust ohne Kopf.

«Ich glaube, wir schicken Sie gleich wieder nach Spanien», sagte Dr. S. zu mir. «Wir haben wenig Leute mit Ihrer Erfahrung... Sie waren ja ziemlich lange unten. Haben Sie einen Vorschlag?»

Ich dachte an meinen Gibraltar-Plan.

«Ja», antwortete ich. «Ich sehe vielleicht eine Möglichkeit, wie man ohne allzuviel Aufwand an Geld und Blut den Hafen von Gibraltar hochgehen lassen könnte.» Er stand auf, bot mir eine Zigarette an und ging im Büro auf und ab.

«Das müssen Sie mir schon genauer erklären, mein Lieber», sagte er.

«Das kann ich», erwiderte ich. «In der Bucht von Algeciras liegen regelmässig an die vierzig Frachtschiffe vor Anker. Die Landseite der Bucht gehört den Spaniern. Von hier aus könnte man unsere Leute ansetzen.» «Welche Leute?» unterbrach mich Dr. S.

«Ich denke an Kampfschwimmer, wie sie zur Zeit in Italien eingesetzt werden. Ein halbes Dutzend würde genügen. Ich könnte sie als Artisten getarnt über die Grenze schmuggeln. Das bereitet weiter keine Schwierigkeiten. Die Spanier machen alles mit, wenn es gegen Gibraltar geht.»

«Und wie meinen Sie, dass Ihre Leute unbemerkt an die Schiffe herankommen könnten?» fragte mich Dr. S.

«Das ist ganz einfach. Wir müssten auf die Minute genau einen U-Boot-Scheinangriff starten, um die Leute im Hafen abzulenken. Unsere Schwimmer brauchten nur eine Strecke von 200 Metern im Wasser zurückzulegen. Das schaffen sie, sie sind ja schon ganz andere Strecken geschwommen.»

Dr. S. erwärmte sich für meinen Plan. Er war später Feuer und Flamme dafür. Das ganze Amt VI war dafür – bis auf einen. Bis auf Otto Skorzeny, den Mussolini-Befreier, das «Wunderkind» des Reichssicherheitshauptamtes. Skorzeny war gegen alles, was nicht von ihm kam. Ausgerechnet seine Abteilung wäre für die Ausführung meines Projektes zuständig gewesen. Er sabotierte es und überredete später Schellenberg, die Sache zu unterlassen. Ich bin heute noch sicher, dass der Anschlag auf die Bucht von Algeciras gelungen wäre.

Das Unternehmen Gibraltar fand nicht statt. Aber ich hatte keine Zeit, mich darüber zu ärgern, denn es waren längst andere, gewagtere, phantastischere Projekte aufgetaucht. Wir arbeiteten Tag und Nacht. Wir erhielten vierfache Lebensmittelmarken und so viel Zigaretten und Schnaps, wie wir verdauen konnten. Das Amt sparte an nichts. Aber es wurde uns auch nichts geschenkt. Gar nichts. Ich hatte mich schnell eingearbeitet. Das anfängliche Misstrauen gegen mich kam ins Schwinden.

Eines Tages wurde ich zum Chef der Abteilung VIF gerufen. Sturmbannführer L. Schon auf dem Weg wurde mir gesagt, dass es sich diesmal um eine ganz besonders vertrauliche Sache handle. Vertraulich war alles. Schon auf fahrlässigem Verrat stand die Todesstrafe.

«Haben Sie Zeit?» begrüßte mich L. «Ich muss eine lange Geschichte mit Ihnen besprechen.»

Er gab den Auftrag, niemand in sein Büro zu lassen.

«Sie sind doch schon einmal durch den Panamakanal gefahren?»

«Ja», antwortete ich, «schon ein halbes Dutzend mal.» «Und Sie können ihn sich noch bildlich vorstellen?» «Aber natürlich, ganz genau.»

«Ausgezeichnet», erwiderte L. «Ich habe eine Idee. Daraus müssen Sie etwas machen! Sie sind mein Mann. Ab sofort leiten Sie das Unternehmen ‚Pelikan‘! So etwas hat die Welt noch nicht erlebt, verlassen Sie sich darauf!» «Was soll ich?» «Ich werde es Ihnen genau erklären. Sie können alles haben, was Sie brauchen. Geld, Leute, Schiffe, Flugzeuge. Sie haben jede Unterstützung. Das Unternehmen ‚Pelikan‘ hat die absolute Priorität. Vor allem! Sie sind mir allein dafür verantwortlich! Und ich verlange, dass Sie ab sofort ausschliesslich an dieser Sache arbeiten. Sie muss so schnell wie möglich gestartet werden. Ich wusste immer noch nicht, was er wollte.

«Passen Sie auf!» erklärte er. «Die amerikanische und englische Flotte kann, wie Sie wissen, blitzartig ihre Kampfplätze wechseln. Das heisst, wenn die Amis an der japanischen Front Verstärkung brauchen, dann haben sie die Übermacht im Pazifik, und wenn wir hier in Europa was unternehmen, dann ziehen sie die Schiffe dort ab und schicken sie uns auf den Hals.»

«Ganz logisch», entgegnete ich. «Dagegen lässt sich fast gar nichts machen.»

«Doch!» sagte er. «Warum können sie so schnell die Schauplätze wechseln? Warum wohl? Ich will es Ihnen sagen: Es ist der Panamakanal! Ohne ihn müssten sie um das Kap Hoorn herumfahren und würden wertvolle Zeit verlieren, so aber schaffen sie in Tagen, wozu sie sonst Wochen brauchten. Wenn wir also den Panamakanal in die Luft jagen, dann sind die Amis für eine ganze Weile lahmgelegt. Verstehen Sie, was ich meine?»

«Und wie wollen Sie ihn in die Luft jagen?» fragte ich. «Das ist Ihre Sache», erwiderte er. «Dazu bekommen Sie von uns ja auch alles. Sehen Sie zu, wie Sie weiterkommen! Die Geschichte muss klappen!»

Ich hatte es mir längst abgewöhnt, mir Gedanken über die Aufträge zu machen, die ich von meiner neuen Dienststelle erhielt. Ein Anschlag auf den Panamakanal – schön! Warum nicht gleich eine Landung auf dem Mars oder die Entführung Präsident Roosevelts aus dem Weissen Haus? Es war 1943, und der Krieg, und vor allem der Krieg an der lautlosen Front der Agenten, nahm verzweifelte Formen an.

Dass es meinem Auftraggeber mit dem Panamakanal-Projekt ernst war, glaubte ich erst, als mir wenige Stunden nach der Unterredung mit Abteilungsleiter Dr. S. die neuen Sondervollmachten zugestellt wurden. Es waren Befehle an die Marine und an die Luftwaffe, mir alles zur Verfügung zu stellen, was ich anforderte. Alles ... Ich versuchte, einen zuversichtlichen Eindruck zu machen, und spekulierte darauf, dass das Unternehmen «Pelikan» genauso in einer Schublade sein papierenes Ende nehmen würde wie andere Pläne.

Ich denke da an den Fall Dr. Dudit, eine Köpenickiade des Am-

tes VI, die sich etwa zur gleichen Zeit abspielte, als Skorzeny Mussolini aus seinem Bergverlies herausholte. Dudt, ein Hochstapler, war ein langer, hagerer Inder, dem es auf unerklärliche Weise gelungen war, einen leitenden Beamten im Amt VI davon zu überzeugen, dass er auf neuartigem chemisch-synthetischem Wege das für die Fortführung des Krieges so dringend benötigte Benzin herstellen könne. Der Inder erhielt ein komfortables Appartement im Hotel Fürstenhof. Täglich waren ihm zwei Flaschen Rotwein und eine Flasche Kognak auszuhändigen. Ausserdem durfte er sich ganz offiziell jeden Tag zwei Ampullen Morphinum abholen, das er sich selbst spritzte. Die Firma Siemens musste ihm eine ganze Werkhalle frei machen. Mit Spott und mit der geballten Faust in der Tasche beobachteten die Ingenieure die Experimente des überhageren Cagliostro aus dem Orient. Sie hatten den Auftrag, ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Und er äusserte jeden Tag einen neuen. Seine Ansprüche wurden immer ungeheuerlicher. Gänseleberpastete, Austern, Kaviar, Champagner. Er ass nur Weissbrot und liess die Kruste liegen. Jeden Morgen musste ihm ein Milchgericht serviert werden, das er auf den Fussboden der Siemens-Kantine zu schütten pflegte. Die unterernährten, überbeschäftigten Arbeiterinnen beschwerten sich über diesen unzeitgemässen Snobismus, aber man bedrohte sie mit einer Anzeige wegen Sabotage, wenn sie Dr. Dudt, von dessen Fähigkeiten man so viel erwartete, Schwierigkeiten machen würden.

Der Lebenshunger des Inders war grösser, als man seiner klapprigen Gestalt zugetraut hätte. Das Amt VI musste wiederholt eingreifen, um seine Liebesaffären zu schlichten, zu korrigieren, zu finanzieren oder zu beenden.

Dr. Dudts Experimente dauerten vier Monate und kosteten al-

les in allem einige Millionen. Sie ergaben etwa zehn Kubikzentimeter Benzin, die der Zauberer aber einem stillgelegten Motorrad entnommen hatte. Er kam in das KZ Dachau. Der zuständige Referent im Amt VI wurde abgelöst und an die Front versetzt. Der Fall Dudt blieb eine «Geheime Kommandosache». Sollte ich, ohne es zu wollen und selbstverständlich auch ohne die seltsamen Nebenerscheinungen des «genialen Erfinders», ein Dr. Dudt des Panamakanals werden?

Ich erlebte eine eigenartige Überraschung.

Ich stellte fest, dass man den Panamakanal tatsächlich ausser Gefecht setzen konnte. Ganz einfach sogar. Wenn alles klappte. Ich fuhr nach Breslau und traf den Ingenieur Hubrich, einen alten Herrn mit jungem Gesicht, der um die Jahrhundertwende das Abenteuer seines Lebens in Mittelamerika gesucht und gefunden hatte. Später war er zu einem der leitenden Ingenieure des Panamakanals avanciert. Er hatte noch alle Pläne in Verwahrung. Ich weiss nicht mehr, wer auf Herrn Hubrich gestossen war. Als ich zu ihm fuhr, war ich noch ein Gegner des Projekts, das ich leiten sollte.

Wir trafen uns in einer Gaststätte, tranken Dünnbier und assen dazu Frikadellen und Kartoffelsalat, der mit Wasser angemacht worden war.

«Ich möchte mich mit Ihnen über eine komische Sache unterhalten», begrüßte ich Hubrich. «Gibt es eine Chance, den Panamakanal in die Luft zu sprengen?» «Alles, was durch Menschenkraft errichtet wurde, kann durch Menschenkraft auch wieder zerstört werden», erwiderte Hubrich. Mir fiel auf, dass er eine frappante Ähnlichkeit mit dem ersten Lehrer meines Lebens hatte.

«Die Sache hat nur einen Haken», fuhr ich fort, «ich habe bei

der Sprengung nicht so lange Zeit, wie Sie damals beim Bau hatten.»

«Was haben Sie vor?» fragte er interessiert.

«Gesetzt den Fall», erklärte ich, «es gelänge uns, auf eine noch festzustellende Weise Flugzeuge in die Panamakanalzone zu schicken und mit ihnen einen Angriff auf die Gatun-Schleusen zu fliegen ...»

«Warum denn ausgerechnet auf die Schleusen?» unterbrach er mich. «Haben Sie eine Ahnung, wie es im Panamakanal aussieht?»

«Ja», entgegnete ich.

Die Kellnerin kam an den Tisch, und ich bestellte zwei neue Frikadellen.

«Sie müssen ja viele Marken haben», sagte Ingenieur Hubrich. «Mir geht es zur Zeit gar nicht gut. Meine Tochter ist mit einem Unteroffizier der Luftwaffe auf und davon gegangen, und jetzt muss ich meine eigene Kunst in der Küche entfalten.»

Er nahm einen Bierfilz und holte aus seiner Tasche einen Bleistift. «Sehen Sie einmal her», sagte er. Er zog einen Strich. «Das hier ist der Spillway beim Gatun-See. Das ist ein Überlaufwehr. Es ist aus sehr solidem Material gebaut. Wir haben damals, 1907, natürlich noch nicht an einen Fliegerangriff gedacht. Ich weiss nicht, ob Sie sich vorstellen können, wieviel Wasser im Panamakanal herumschwimmt und welchen Druck es entfaltet. Mit dem Wasser einer einzigen Schleuse könnte man eine Millionenstadt wie Boston einen ganzen Tag lang versorgen.» «Das ist mir schon klar», erwiderte ich.

Er freute sich, dass er jemanden gefunden hatte, mit dem er über den Höhepunkt seines Lebens sprechen konnte.

«Ich habe noch die genauen Zeichnungen zu Hause. Ich habe damals selbst ausgerechnet, wie stark das Überlaufwehr sein

muss, um dem Wasserdruck standzuhalten. Sie können sich darauf verlassen, dass meine Rechnung stimmt.»

«Das glaube ich», antwortete ich.

«Ich verstehe von Fliegerangriffen natürlich nicht sehr viel», erklärte Hubrich weiter, «ich bin mir nicht klar, ob Sie eine Schleuse überhaupt treffen. Aber das ist ja auch nebensächlich. In zwei bis drei Tagen wäre sie repariert, und Ihre ganze Mühe wäre umsonst gewesen.» Ich nickte.

«Wenn Sie aber das Stauwehr sprengen, passiert Folgendes: Das gestaute Wasser im Gatun-See durchbricht den Damm, überschwemmt den Kanal, fließt ins Meer. Der Panama hat ein starkes Gefälle, das war ja die Schwierigkeit beim Bau. Das Wasser will ins Meer zurück. Und nun möchte ich wissen, wer es aufhalten soll oder aufhalten kann. Es würde nach meiner Schätzung mindestens zwei Jahre dauern, bis der Panamakanal wieder einsatzfähig wäre.»

Er zeichnete noch ein paar Striche auf den Bierfilz.

«Kommen Sie mit in meine Wohnung!» sagte er dann. «Jetzt werden wir uns einmal die Zeichnungen ansehen. Sagen Sie mir, welche Sprengwirkung Ihre Bomben haben, und ich sage Ihnen, ob die Spillway platzt oder nicht.»

Sie musste platzen. Unsere Sprengstoffspezialisten errechneten es. Vorher allerdings musste sie erst getroffen werden. Bevor man sie treffen konnte, mussten Sturzkampfflugzeuge, die bekanntlich einen sehr kleinen Aktionsradius hatten, auf dem Seeweg zum Panamakanal geschafft werden. Jetzt, da ich wusste, dass es überhaupt eine technische Möglichkeit gab, den Kanal zu zerstören, machte ich mich an die eigentliche Arbeit.

Jetzt packte mich das Panama-Fieber. Den Ingenieur Hubrich übrigens auch. Wir sassen in einer Breslauer Gaststätte – sie hiess «Deutsche Eiche» oder «Deutsche Kraft» oder «Deutscher Kaiser» – und entschlossen uns, in die Kriegshandlung entscheidend einzugreifen. Ich flog nach Berlin zurück und meldete mich im Reichsluftfahrtministerium. Ich zeigte meine Sondervollmachten, und die Leute begrüsst mich mit sehr kühler Herzlichkeit. Ich wurde an einen Oberst verwiesen, dessen Namen ich vergessen habe. Ich wollte ihm nichts sagen, und er wollte mir nichts geben. Es war eine zunächst sehr schweigsame Verhandlung. Ich musste mich entschliessen, ihm zu berichten, um was es geht.

«Ich brauche zwei Sturzkampfflugzeuge», sagte ich. «Ich will mit ihnen den Panamakanal angreifen.»

«Alles sehr schön», erwiderte er. «Die Flugzeuge können Sie haben, wenn Sie mir sagen, wie Sie sie über den Atlantik schaffen wollen.»

«Das ist meine Sache», antwortete ich.

«Gott sei Dank, dass es Ihre Sache ist», knurrte er. «Sie können die Maschinen haben, wann Sie wollen. Schade drum. Wieder zwei weniger. Sie wollen freiwillige Piloten, nicht?»

«Ja», entgegnete ich.

Ich fuhr nach Kiel zum Stab des Grossadmirals Dönitz. Es wiederholte sich fast das gleiche Zwiegespräch wie in Berlin.

«Ich hätte gerne zwei U-Boote», sagte ich zu einem Fregattenkapitän. «Ich schätze, dass ich Sie ungefähr zehn Wochen lang brauche. Gibt es eine Möglichkeit, zerlegte Flugzeuge in einem U-Boot über das Meer zu schaffen?»

«Das lässt sich machen», erwiderte der Offizier. «Aber wie

wollen Sie sie denn wieder zusammensetzen? Das ist doch völlig verrückt...»

«Das ist meine Sache», sagte ich.

«Wieder zwei Boote weniger», entgegnete er. «Jeden Tag kommt einer und will was anderes.»

Ich besass jetzt zwei Stukas und zwei U-Boote. Die beiden Flieger und die U-Boot-Besatzungen gingen für mich sozusagen durchs Panama-Feuer. Ich mietete mir am Wannsee ein langes Ufergrundstück und erhob es zum militärischen Gelände. Wir bauten hier einen naturgetreuen Panamakanal en miniature. Meine beiden Piloten übten inzwischen Start und Landung auf Sandboden. Sie waren prächtige Burschen, tanzten im Geist bereits südamerikanische Boleros und brien Ochsen am Spiess. Täglich zerstörten wir zehn- bis zwanzigmal im Sandkasten das Überlaufwehr beim Gatun-See.

Dann kam der schwierigste Teil des Unternehmens. Meine Mechaniker zerlegten die Stukas in Einzelteile und setzten sie wieder zusammen. Sie schafften das Puzzlespiel zuletzt in zwei Tagen. Mittlerweile wurde in Kiel das Verstauen der Flugzeugteile im U-Boot-Rumpf schulmässig geübt. Auch das schafften wir. Dann bestellte ich mir vier Stukabomben von besonders konzentrierter Sprengkraft. Sie wurden geliefert.

Mein Plan sah so aus: Ich wollte mich mit den beiden U-Booten in die Karibische See durchschlagen. An einer abgelegenen Stelle wollten wir auftauchen, unsere Flugzeugteile an Land schaffen und sie dort in zwei Tagen zusammensetzen. Die Maschinen sollten vom flachen Strand aus starten. Die Piloten kannten die Stelle genau, auf die sie ihre Bomben abzuwerfen hatten. Wir besassen die Pläne. Wir beschafften uns Luftfotos. Da Stukas ihre Bomben aus ganz geringer Höhe ab-

werfen, können sie «Punktfeuer» auf die Spillway legen. Die vier Bomben mussten genügen.

Wir hatten zu sehen, dass wir uns mit beiden U-Booten bis zu dem in Aussicht genommenen Landeplatz durchschlugen. Bei der Landung selbst brauchten wir Glück und tausend Hände. Sollte eines der U-Boote unterwegs versenkt werden, so bestand eine Chance, das Unternehmen «Pelikan» unter Umständen auch mit einer Maschine zu starten. Die beiden Flieger sollten nach dem Angriff nach einem neutralen südamerikanischen Land fliegen und sich dort internieren lassen. Die U-Boote hatten in der Zwischenzeit die Rückreise angetreten.

Der Panamakanal ist 81 Kilometer lang und hat sechs Doppelschleusen, von denen jede 330 Meter in der Länge und 36 Meter in der Breite misst. Ohne Panamakanal ist die Reise von New York nach San Franzisko um 12'500 Kilometer länger. Die Schiffe benötigen einige Wochen mehr, um beispielsweise vom asiatischen zum europäischen Kriegsschauplatz abgezogen zu werden.

Bei uns war alles klar zum Gefecht. An einem Herbsttag des Jahres 1943 sollten wir starten. Wir nahmen Abschied. Wir erhielten Schnaps und Lebensmittelmarken und Geld. Morgen sollte es dahin gehen. Vierundzwanzig Stunden noch ...

Was zu tun war, war getan. Die beiden Stukas lagen verstaut im Rumpf der U-Boote. Die Mannschaften waren an Bord. Der Auslauftermin stand fest. Der Abschied lag hinter uns. Wir rauchten und wir tranken. Wir sahen uns die Stadt mit den Augen derer an, die sie lange nicht mehr sehen würden. Eine Rede

war gehalten. Vaterland, Heldentum, Führer, Grossdeutschland. Wir hörten zu und dachten an den Panamakanal. An das Überlaufwehr. An die Stelle, die wir zerschmettern würden. – «Ein Fernschreiben für Sie», meldete man mir.

Ich ging zum Kommando. Es musste ganz wichtig sein, wenn man sich zu dieser Stunde noch an mich wandte. Mein Auftrag war natürlich ganz geheim. Es sollte niemand etwas von ihm erfahren. Ich entschlüsselte. Ich traute meinen Augen nicht. Ich entschlüsselte ein zweites Mal. Aber ich hatte es richtig dechiffriert:

«Unternehmen ‚Pelikan‘ abgesagt. Kommen Sie sofort nach Berlin und melden Sie sich.»

Ich fuhr zurück. Ich konnte nicht begreifen, was geschehen war. Wieviel Geld, wieviel Mühe, wieviel Nerven waren in das Projekt investiert worden! Wieviel Erfolgsaussichten hatte es! Wir alle, die harten Burschen von den U-Booten, die sorglosen Piloten, die übereifrigen Mechaniker, hatten an «Pelikan» geglaubt.

«Eine dumme Sache, Gimpel», begrüßte man mich im Amt. «Gut, dass wir Sie noch erreicht haben. Wir hätten Sie auch auf hoher See zurückrufen müssen. Wir haben aus sicherer Quelle erfahren, dass die Sache verraten worden ist. Jeder Zweifel ausgeschlossen. Sie wären nicht weit gekommen. Seien Sie froh, dass wir es herausgebracht haben.»

«Und wer hat es verraten?» fragte ich.

Wer hat was verraten ...? Diese Frage schwebt über der Spionagegeschichte des zweiten Weltkriegs. Wo sassen die Verräter? Warum wurden sie zu Verrätern? Ist es um Kaffee gegangen oder um Ideale, um Abenteuerlust oder um Patriotismus? Wer weiss es? Wer wird es jemals wissen?

Ich verstehe nichts von Politik. Ich will nichts von ihr verste-

hen. Ich habe mich nie mit ihr befasst. Und ich werde mich nie mit ihr befassen. Vielleicht werde ich deshalb auch nie wissen, warum im Krieg Verrat geübt wurde ...

Als ich, nur ein paar Monate später, sechsvierzig Tage lang durch Wasserbomben und Fliegerangriffe fuhr, ein Soldat des zweiten Weltkrieges an einer unsichtbaren, lautlosen, brutalen, entsetzlichen Front, wurde auch dieses Unternehmen an Amerika verraten. Ich weiss nicht, wer meine Ankunft avisierte. Ich weiss nicht, ob mein Verräter beurteilen kann, was es heisst, hinter den Linien, im Herzen des Feindes, denunziert zu werden. Ich will es ihm hier schildern.

Es war am 11. April 1945. Am 11. April 1945 in Fort Jay...

Es ist sieben Uhr morgens. Offiziell weiss ich nicht, dass mir am 15. April, nach sechsendeunzig Stunden also, der Henker zwischen fünf und sieben Uhr den Strick um den Hals legen wird. 13 Stufen und 13 Knoten, wie es das Protokoll des Todes erfordert. Gewöhnlich erfährt man es vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung. Der Staat ist verpflichtet, den Delinquenten das Ende erst am Tage vor dem Ende wissen zu lassen. Ein mitleidiger Sergeant hat es mir schon drei Tage vor der Zeit verraten.

Die Zeit vergeht zuerst ganz langsam. Und am Schluss viel zu schnell. Viel, viel zu schnell. Man möchte sie aufhalten. Man möchte gegen die Wände trommeln. Man möchte die Eisengitter herausbrechen. Man möchte weinen und – man lacht. Falsch und rau und verlogen. Es ist kein Lachen. Es ist ein Grinsen.

Ich habe noch vier Tage Zeit. Zu kurz, um zu leben, und zu lange, um zu sterben. Der Sergeant bringt mir Kaffee und

Weissbrot. Man lässt es mir an nichts fehlen. Ich genieße sogar so etwas wie Sympathien. Gewöhnlich hängt man nur Mörder. Aber im Krieg sind die Masstäbe verschoben.

«Hören Sie, Gimpel», sagt der Sergeant. «Sie wissen ja, was los ist. Es bleibt Ihnen nicht mehr viel. Wollen Sie nicht den Pfarrer sprechen? Ich kann Ihnen das vermitteln.»

«Ich will keinen Pfarrer sehen», erwidere ich. Ich stelle mir vor, dass ein Mann in schwarzer Kleidung in die Zelle kommt, mit leiser Stimme auf mich einredet und dann das Gefängnis verlässt und an der Kaffeetafel von mir erzählt. Ein Schatten des Todes, so erschien er mir, der Mann in Schwarz. Die letzte Stufe der Zivilisation vor dem Strick.

«Das ist kein richtiger Pfarrer», erklärt der Sergeant. «Ein Captain. Ein Offizier. Er hat nur ein Kreuz an seiner Mütze und an seinem Kragenspiegel. Er ist ein feiner Kerl. Sprechen Sie mit ihm! Schaden wird es Ihnen bestimmt nicht.»

Er kommt. Er begrüsst mich so unbefangen wie nur möglich. Er gibt mir die Hand und sieht mich an dabei. Was für ein Pfarrer! Wie burschikos, wie fröhlich, wie kameradschaftlich! Er setzt sich auf meine Pritsche. Wir rauchen. Er schlägt die Beine übereinander und lächelt mich an. Es ist nicht scheu, sein Lächeln, nicht so scheu wie das der anderen, der vielen, der hohen Offiziere, die mich täglich besuchen.

Wir rauchen schweigend.

«Haben Sie keine Angst!» sagt er zu mir. «Ich werde Ihnen keine Predigt halten. Predigten sind schlecht. Und Ihnen würde auch keine mehr helfen.» Er nickt und lächelt mich wieder an. Er lehnt sich zurück an die Wand.

«Lesen Sie das Alte Testament!» sagt er, «da haben Sie eigentlich alles, was Ihnen fehlt: Sex und Crime, Krieg und Frieden. Es gibt keine spannendere Story als die Bibel.»

«Ich habe sie lange nicht mehr gelesen», antworte ich.

«Das war falsch», entgegnet er. Er steht auf. «Ich komme morgen wieder», verabschiedet er sich, «wenn es Ihnen recht ist.»

Er geht. Mir bleiben noch drei Tage Zeit zum Leben ...

Das Unternehmen «Pelikan» war, wie gesagt, geplatzt. Wie es beim Amt VI üblich war, wurde ich sofort an eine andere Sache gesetzt. In Amerika sah es schlimm aus. Das ganze Agentennetz war erst während des Krieges notdürftig aufgebaut worden. Das Auswärtige Amt hatte aus politischen Gründen darauf verzichtet, schon im Frieden in sozusagen beschaulicher Ruhe seine Vorbereitungen zu treffen. Man fürchtete die Kompromittierung und ging ihr deshalb schon von vornherein aus dem Weg. Erst kurz vor Kriegsausbruch intensivierte man die Agententätigkeit in den Staaten. Aber man arbeitete zu viel mit Dilettanten und zu wenig mit Fachleuten. Für den grössten Teil der Spionagetätigkeit zeichneten die Auslandsorganisationen der NSDAP verantwortlich. Sie war entsprechend. Man setzte harmlose Kegelbrüder, Trachtenvereiner und Schützenkönige deutscher Herkunft unter Druck und versuchte sie zu überreden, zugunsten ihrer früheren Heimat gegen ihr jetziges Vaterland zu arbeiten. Das ist in vielen Fällen gelungen, aber die Informationen, die wir bekamen, waren meistens wertlos. Die Luftwaffe zog ein relativ brauchbares Agentennetz in

Nordamerika auf. Es wurde kurz vor dem Kriegseintritt von der FBI schlagartig ausgehoben. Wir sassen plötzlich ohne Agenten bei unserem Hauptkriegsgegner da. Wir wussten von den Amerikanern gar nichts. Wir hatten keine Produktionsziffern. Wir wussten nichts über ihre Rüstung, über den Ausbildungsstand ihrer Armee, über ihre Reserven, nicht einmal etwas über die Kriegsmoral. Der Dilettantismus des Hitler blind ergebenen Auswärtigen Amtes, mit dem unwissenden Ribbentrop an der Spitze, hetzte uns in den Krieg mit dem reichsten Land der Welt. Aber vorderhand wussten wir nicht einmal, wie reich Amerika war.

Wie ein Gespenst leuchtete damals, gegen Ende des Jahres 1944, die Atombombe auf. Wir hatten von dem «Manhattan-Projekt» Amerikas erfahren. Dem deutschen Professor Hahn war es schon vor dem Krieg theoretisch gelungen, Uranium zu spalten und damit Atomkraft frei zu machen. Durch seine emigrierte Assistentin Lisa Meitner kam Hahns Forschungsergebnis in das Ausland und gelangte auf dem Umweg über Dänemark nach Amerika. Professor Einstein erkannte sofort, dass Deutschland in kurzer Zeit in der Lage sein würde, die Atomkraft für kriegerische Zwecke auszunutzen. Das hätte den Sieg Deutschlands bedeutet. Einstein alarmierte Roosevelt. Roosevelt liess das «Manhattan-Projekt», die amerikanische Atomforschung, anlaufen. Mit amerikanischen Massstäben. Mit unbegrenzten Mitteln an Geld, Material, Menschen. Die Atombombe entstand in amerikanischem Tempo. Das war die Lage, als ich zum stellvertretenden Chef des Amtes VI, Dr. S., gerufen wurde.

«Es ist soweit», sagte S._z «Wir haben alles Mögliche versucht. Wir haben Agenten ausgeschickt. Sie sind übergelaufen oder

gefasst worden. Wir können nicht mehr mit Ausländern oder Spitzeln arbeiten. Wir müssen jetzt einen unserer eigenen Leute an die Sache setzen. Ich habe dabei an Sie gedacht, Gimpel.» «Was soll ich tun?» fragte ich.

«Sie fahren nach Amerika», sagte er, «wie, werde ich Ihnen gleich erklären. Wir haben hier noch ein paar Adressen von Leuten. Über sie kommen Sie an das ‚Manhattan-Projekt‘ heran. Sie bekommen alles, was Sie brauchen. Sie können so viele Assistenten mitnehmen, wie Sie wollen. Sie können von mir aus die ganze Marine und den Rest der Luftwaffe für die Sache ausnützen, aber Sie müssen hinüber. Und zwar sofort.» Ich war an allerhand gewöhnt beim Amt VI. Aber ich wusste einen Augenblick lang nicht, ob ich nicht träumte.

«Und wie soll ich hinüberkommen?»

«Ich habe da schon eine Menge Pläne ausgearbeitet... Sie können mit einer speziell ausgerüsteten Focke-Wulf 200 fliegen und abspringen.»

«Das ist sinnlos», erwiderte ich.

«Ich gebe dem auch wenig Chancen», meinte S.

«Und welche anderen Möglichkeiten gibt es?» fragte ich.

«Per Schiff», entgegnete er. «Wir chartern einen Frachter, geben Ihnen passende Papiere mit und verlassen uns auf Ihr bisheriges Glück. Sie müssen natürlich dann über Südamerika einreisen.»

«Das gefällt mir auch nicht», antwortete ich.

«Machen Sie sich Ihre eigenen Gedanken, wie Sie hinüberkommen!» erwiderte er. «In drei Tagen haben Sie vielleicht etwas gefunden. Bedenken Sie, dass es furchtbar eilig ist. Es tut mir leid, diesen Auftrag hätte ich Ihnen gerne erspart. Aber wenn einer Chancen hat, durchzukommen, dann sind Sie es.»

Ich ging. Die Sekretärin im Vorzimmer bat mich, mit Hauptmann H. zu sprechen. Er hatte sich einen eigenen Plan zurechtgemacht, mich nach Amerika zu entsenden. Er war auf einen Hochstapler gestossen, der sich für einen Habsburger Prinzen und Neffen der Exkaiserin Zita ausgab, die sich während des Krieges in New York aufhielt. Der Mann war an seinen Papieren gescheitert. Hauptmann H. wollte ihn nun mit neuen Papieren ausstatten. Der Hochstapler sollte über die Schweiz nach Spanien, von da aus nach Südamerika und dann nach den USA einreisen. Die ganze Welt wusste, dass die Habsburger geschworene Feinde Hitlers waren. Dieses Wissen wollte Hauptmann H. ausnutzen. Ich sollte den Prinzen als Privatsekretär begleiten.

Ich habe einen sechsten Sinn dafür, ob eine Sache Chancen hat oder nicht. Ich betrachtete mir den «Prinzen». Es war ein langer, schlaksiger Bursche mit frechem Mundwerk und Kaninchenaugen.

Ich bin in meinem Leben nicht viel mit echten Prinzen in Berührung gekommen, aber der hier sah aus wie ein Bilderbuch-Aristokrat. Vielleicht war das gut für unsere Sache, wahrscheinlich aber schlecht. Ich machte H. den Vorschlag, den Prinzen erst einmal mit einem Probeauftrag nach Madrid zu schicken. Wir gaben ihm Ausweise und Geld. Er hatte nichts weiter zu tun, als über die Grenze zu gehen und seinen Pass vorzuzeigen und dabei die Grenzbeamten von seiner Identität zu überzeugen. Er fuhr mit dem Schnellzug und fiel sofort auf. Beim ersten Grenzübertritt wurde er verhaftet. H. kam an die Front.

Ich sollte nicht mit Hilfe der Aristokratie, sondern mit U 1230 nach Amerika gehen. Es stand schon bereit. Das Unternehmen «Elster» hat schon begonnen.

Der «Führer» starrte mich mit glanzlosen Augen aus dunkelbraunem, viereckigem Holzrahmen an. Das Zimmer roch nach Farbe. Es war eben frisch geweißt worden. Der Ventilator surrte leise. Dr. S. spielte unruhig mit der Schreibunterlage. Ich sass ihm gegenüber. Es war vormittags zehn Uhr. Meine Zeit in Deutschland war abgelaufen. Ich hatte den Amerika-Auftrag auszuführen. Ich sah von dem kerzengeraden Scheitel des «Führers» hinweg auf die Strasse, auf der Frauen gingen, gezeichnet von den Bomben, vom Weinen, vom Warten. Sie alle, die Namenlosen, die Gebeugten, die Gequälten, die Gebrochenen, die Gierigen, hatten ihr Schicksal – und sie waren jetzt unterwegs nach 65 Gramm Quark auf Abschnitt VII/3 oder nach einem halben Pfund Äpfel, Sonderaufruf II/i. Ich hatte mich nicht um ihr Schicksal zu kümmern. Ich hatte den Amerika-Auftrag auszuführen. Vor ein paar Wochen war ich noch in Spanien gewesen. Sonne. Mittelmeer. Friede. Glutäugige Frauen. Agentenkrieg beim Whisky in der Bar. Tanz. Ich hatte Bekannte, Freunde, Kameraden getroffen: Sie alle schickten sich an, das sinkende Schiff zu verlassen. Sie rüsteten ihr Fluchtgepäck. Sie hatten falsche Pässe mit neuen Namen. Sie hatten Dollars und Schweizer Franken und keinerlei Hemmungen, über ihre Zukunftspläne zu sprechen. Was ging es mich an? Ich hatte den Amerika-Auftrag auszuführen.

«Glauben Sie mir», sagte Dr. S., «ich hätte es Ihnen wirklich gerne erspart. Aber wir haben keinen, der so gut amerikanisch spricht, und vor allem keinen, auf den wir uns verlassen können ... Sie werden also unbedingt mit dem U-Boot fahren?»

«Ja», erwiderte ich.

Er stand auf und lief mit ruckartigen Schritten durch das Zim-

mer. Er war blass und ging ein ganz klein wenig gebeugt. Man sah es ihm an, dass er Sorgen hatte.

«Ich bin nicht sehr dafür», sagte er, «aber schliesslich ist es Ihre Sache.» Er blieb stehen. «Sie wissen, dass sechs Ihrer Vorgänger auf dem elektrischen Stuhl endeten?» «Das weiss ich», entgegnete ich. – Er zuckte mit den Schultern. «Natürlich wäre es das sicherste», fuhr ich fort, «zu Hause zu bleiben.»

Er nickte, lächelte einen Augenblick.

«Natürlich haben Sie recht», sagte er. «Also, wie stellen Sie sich Ihre Sache vor?»

«Ich habe eine Bedingung.»

«Bedingung?»

«Ja. Ich brauche einen reinrassigen Amerikaner, einen echten, keinen dahergelaufenen. Verstehen Sie mich? Er muss die neuesten Tanzschritte und Schlager kennen, er muss wissen, wie weit man die Hosen trägt und wie kurz man sich die Haare schneiden lässt. Er muss sich genau im Baseball auskennen und den ganzen Hollywood-Tratsch im Kopf haben. Dieser Mann muss mich begleiten, so lange wenigstens, bis ich mich assimiliert habe.» «Haben Sie einen solchen Mann in Aussicht?» fragte mich Dr. S.

«Das macht mir Sorge», antwortete ich. «Ich habe keine Ahnung, wo ich ihn herbekommen soll.» «Wir werden ihn suchen», erwiderte S.

Ich war für heute verabschiedet.

Die Fahndung nach meinem Assistenten war ebenso abenteuerlich wie unfreiwillig komisch. Ich musste 1944 einen Amerikaner suchen, der bereit war, gegen sein eigenes Vaterland anzutreten und der dabei tapfer, klug und ehrlich sein sollte. Denn wenn er sich später im Feindesland als unzuverlässig

herausstellte, wurde er zwangsläufig zu meinem Henker. Ich genoss den Vorzug, mir meinen zukünftigen Henker selbst auswählen zu dürfen. Nur schnell musste es gehen.

Wir durchkämmten die Kriegsgefangenenlager. Wir betrachteten uns die abgeschossenen amerikanischen Flieger. Es waren junge, prächtige, optimistische Burschen, die das miserable Essen mit guter Laune kompensierten und Amerika für den Nabel der Welt hielten.

Es fiel uns der Fall des deutschen Fliegers Söldner ein, der von einer als Rotkreuzschwester getarnten britischen Agentin dazu überredet worden war, gegen Deutschland Spionage zu treiben. Wir versuchten nun, unseren Fall Söldner zu schaffen. Wir brachten Frauen an Kriegsgefangene heran, die wir aus einem grösseren Kreis sorgfältig ausgewählt hatten. Aber wir hatten Pech. Die Vaterlandsliebe unserer Kandidatinnen war stärker als ihr Liebesbedürfnis.

Ausserdem wollte Himmler die Frauen am Kochtopf sehen und nicht im Agentenkrieg eingesetzt wissen. Er konnte mit seiner spiessigen Phantasie nicht begreifen, wie wichtig Frauen an der gemeinsten Front, die es gibt, im Krieg der Agenten, waren. Die Russen und Engländer haben oft ihr ganzes System auf Frauen aufgebaut und damit grosse Erfolge erzielt. Wenn wir zu dieser Waffe greifen wollten, mussten wir es hinter dem Rücken Himmlers tun, stets bedroht, von ihm deswegen zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Ich stiess auf einen anglierten Holländer, der zwölf Jahre in Amerika zugebracht hatte. Ich beobachtete ihn zwei Tage lang, bevor ich mich an ihn heranmachte. Wir tranken zusammen. Nach der zweiten Flasche hatte er seine Untauglichkeit für meinen Auftrag bewiesen. Er wollte Geld. Ich habe mein Leben lang alle Leute verachtet, die für Geld Spionage treiben.

Das allerdings sind 99 Prozent aller Agenten. Auf einen Idealisten, wenn man ihn so nennen will (auf einen Narren sage ich heute), kommen 99 Lumpen. Die Leute, mit denen man bei Geheimdiensten Zusammenarbeiten muss, sind oft das abscheulichste Gesindel, das die Welt hervorgebracht hat. Dirnen, Zuhälter, Halsabschneider, Verräter und Kriminelle aller Länder und aller Delikte. Für wen sie auch arbeiten, für was sie auch arbeiten, immer sind 99 Prozent von ihnen der Abschaum der Menschheit. Ich hatte Zeit, mir über die Qualitäten meiner, wenn man so will, «Kollegen» Gedanken zu machen, als ich auf den Henker wartete. Kurz vor der Hinrichtung stirbt auch die letzte Illusion ...

Dann brachte man mir einen jungen, überschulken, amerikanischen Fliegerleutnant, der mit seiner «Lightning» freiwillig hinter den deutschen Linien gelandet war und sich zur Verwunderung aller Vernehmungsoffiziere Deutschland zur Verfügung stellen wollte. Wir erfuhren, dass sein Gruppenkommandeur ihm die Braut weggenommen hatte. Aus Verbitterung darüber wollte der junge Bursche jetzt auf deutscher Seite kämpfen. Seine Geschichte war uns so unglaublich erschienen, dass wir ihn lange für einen Agenten gehalten hatten. Aber schliesslich überzeugten wir uns davon, dass er in einer Art Kurzschluss auf und davon geflogen war. Ich nahm ihn auf die Seite.

«Hör zu», sagte ich, «du kannst dich jetzt an den Amis rächen. Das willst du doch? Wir planen eine ganz grosse Sache.»

«Welche?» fragte er ohne besonderes Interesse.

«Das erfährst du später... Jedenfalls, wir fahren nach Amerika. Mit prima Ausweisen und einer ganzen Menge Geld. Du

brauchst keine Angst zu haben. Wir haben unsere Erfahrungen.»

«Das habe ich erlebt», sagte er. «Und warum sind eure Leute auf den elektrischen Stuhl gekommen, trotz eurer Erfahrungen? ... Warum meinst du wohl, dass ich aus Amerika geflohen bin?» fragte er mich.

«Weil du die Yankees hasst», erwiderte ich.

«Stimmt genau. Und weil ich sie hasse, gehe ich auch nicht mehr zu ihnen zurück. All right?»

«Du willst doch auf deutscher Seite kämpfen?» fuhr ich fort.

«Ja», antwortete er. «Aber nicht so, wie du meinst. Nicht mit dem Maschinengewehr. Auch nicht mit falschen Ausweisen. Gebt mir ein Mikrophon, dann halte ich euch prima Vorträge über den Rundfunk. Für meine ehemaligen Kameraden. Die haben sowieso alle die Schnauze schon voll. Aber das ist auch alles», setzte er hinzu, «was ich für den gottverdammten Krieg noch tue.»

Ich betrachtete ihn genau. Ich merkte, dass er Angst hatte. Angst ist eine Eigenschaft, die ich damals noch nicht verstand. Ich liess die Finger von ihm. Aber ich geriet immer mehr in Zeitnot. U 1230 stand schon für mich bereit. Während es überholt wurde, fertigte man mir aus bestem Material die Massuniform eines Marinebaurats an. Sie stand mir gut, und ich hätte sie gerne für den Rest des Krieges anbehalten. Der Auslauftermin rückte immer näher, und ich hatte immer noch keinen Kompagnon.

Ein Bekannter der Abwehr rief mich an.

«Fahren Sie in das Prominentenviertel von Den Haag», riet er mir. Er nannte einen bekannten Stadtteil dicht am Badestrand, den ich vom Hörensagen schon kannte. Das Viertel war für die SS reserviert. Ihre Offiziere, die sich hier erholten, ritten die Pferde des königlichen Stalls aus und sorgten dafür, dass

die Schwimmbäder geheizt waren. Man lebte, wenn man Beziehungen hatte und nach Den Haag abkommandiert wurde, wie Gott in Holland.

Mitten in dieser Friedens- und Vergnügungsoase sass Billy, der Amerikaner. Jung, satt und zufrieden. Kein Mensch wusste, was man mit ihm anfangen sollte. Und dabei war seine Fahrkarte vom deutschen Konsul in Lissabon bezahlt.

Billy hatte keine Ahnung, wer ich war, als wir zum erstenmal zusammenkamen. Er hielt mich wohl für einen der zahlreichen SS-Offiziere, die sich hier aufhielten. «Du bist doch Amerikaner», sagte ich zu ihm.

«Ja», erwiderte er. «Aber meine Mutter ist eine Deutsche. Ich betrachte mich als Deutschen. Ich will kein Amerikaner sein.» Er sagte dies in englischer Sprache. Er konnte kein Wort deutsch.

«Und deshalb bist du hierhergekommen?» fragte ich.

Er nickte.

«Ich hasse Amerika. Ich will es diesem arroganten Volk zeigen. Ich will ihnen zeigen, wie weit sie mich gebracht haben.»

«Ich habe nichts dagegen», antwortete ich.

Wir gingen miteinander aus. Man konnte Billy nie allein lassen. Es gab ständig Schwierigkeiten mit ihm. Da er nur Englisch sprach, wurde er häufig für einen Spion oder zumindest für einen abgeschossenen amerikanischen Flieger gehalten. Einmal hat ihn ein übereifriger Goldfasan verprügelt, ein anderes Mal stellten ihn drei Rotkreuzschwestern, die er angesprochen hatte, und liessen ihn von einer Wehrmachtsstreife abführen.

Ich sah ihn mir genau an. Er war ein weicher, leichtfertiger Bursche, aber man konnte vielleicht etwas aus ihm machen.

Ich habe mich oft auf meine intuitive Menschenkenntnis verlassen müssen. Ich war meiner Sache sicher, dass Billys Hass auf Amerika echt war. Wenn wir von den USA sprachen, zuckte es in seinem Gesicht, ob wir nüchtern waren oder nicht. Wir tranken oft zusammen. Billy oder, wie er mit seinem ganzen Namen hiess, William Curtis Colepough, war einer der eifrigsten und begabtesten Trinker, die ich jemals kennengelernt habe. Ich kannte seine Lebensgeschichte aus unseren Akten. Sie war wie ein Roman, der mit einem Besenstiel geschrieben wurde.

Billy stammte aus Boston, der bekannten Hafenstadt an der Nordostküste von Amerika. Sohn einer deutschen Mutter und eines amerikanischen Vaters. Als Billy noch in die Kinderschule ging, krachte die Ehe auseinander. Billy stand gefühlsmässig auf Seiten der Mutter, die dafür sorgte, dass er eine glänzende Erziehung erhielt. Er war ein hochbegabter Vorzugsschüler, zeichnete sich als Pfadfinder aus, wurde öffentlich geehrt, weil er unter Lebensgefahr zwei Kinder aus dem Wasser zog. Er verliess die Mittelschule mit den besten Zeugnissen ein Jahr vor der üblichen Zeit, wurde Zögling des «Massachusetts Institute of Technology» und später Schüler der «Admiral Farragut School» in New York und des «Grand Lakes Naval Center». Er freundete sich 1939 nach Kriegsausbruch in Boston mit der Besatzung des deutschen Frachters «Pauline Frederik» an, der nicht mehr auslaufen konnte. Viel Worte und viel Whisky. Deutsche Blitzsiege. Viele Trinksprüche. Glaube an den Endsieg.

Billy erinnerte sich seiner halbdeutschen Abstammung. Er war stolz darauf, dass ihn die deutschen Matrosen Wilhelm nannten und ihm auf die Schulter klopfen. Bei der Geburtstagsfeier des Kapitäns der «Pauline Frederik» lernte er den deutschen

Konsul Dr. Scholz aus Boston kennen. Der Konsul begriff sofort, dass sich aus Billys Deutschschwärmerei etwas machen liess.

Billy wurde Spion und wusste es nicht. Er absolvierte mit grossem Erfolg die Marineschule. Er fuhr als Fähnrich auf Konvoischiffen von Amerika nach England und berichtete jeweils unverzüglich nach Rückkehr dem eifrigen Dr. Scholz seine Erlebnisse. Das dicke Ende kam: Man verweigerte Billy das Offizierspatent. Wegen seiner Deutschfreundlichkeit.

Der Krieg zwischen Amerika und Deutschland brach aus. Dr. Scholz fuhr nach Hause. Billy sollte sich sofort beim Heer melden. Das war für einen angehenden Marineoffizier die grösste Schmach! Billy flüchtete aus Amerika, schlug sich nach Argentinien durch und meldete sich bei der deutschen Vertretung unter Berufung auf Dr. Scholz. Man wies ihm die Türe, gab aber sicherheitshalber eine Meldung nach Deutschland durch. In der Wilhelmstrasse war Billy durch Dr. Scholz hinlänglich empfohlen.

«Schickt den Mann sofort nach Deutschland», wurde über den Ozean gekabelt.

Billy war verschwunden. Man musste ihn suchen. Leute wie Billy fand man immer in einer Seemannskneipe. Er hatte den ruppigen Empfang am deutschen Konsulat vergessen und war sofort bereit, nach Europa zu kommen. Er liess sich als Steward anheuern, fuhr nach New York, kam durch alle Kontrollen und verdingte sich an das Diplomatschiff «Gripsholm» als Kartoffelschäler. Er landete in Lissabon und meldete sich bei der dortigen deutschen Gesandtschaft zum Wehrdienst. Er wurde über die Grenze geschleust.

Aber was sollte man jetzt mit ihm anfangen? In einem Ver-

band volksdeutscher Waffen-SS erhielt er die Grundausbildung. Aber er sprach kein Wort Deutsch und erwies sich als ein unmöglicher Soldat.

So kam Billy nach Den Haag. Dass ihn die FBI als Fahnenflüchtigen suchte, wussten wir längst. Billys Lebensgeschichte war in allen Einzelheiten nachgeprüft. Sie stimmte. Sie war die Legitimation seiner Zuverlässigkeit. Ein paar Punkte gefielen mir nicht, aber die Zeit liess mir keine Wahl. «Jetzt wird es ernst, Billy», sagte ich zu ihm. «Du musst mit nach Berlin.»

«Das geht nicht», erwiderte er. «Ich kann Trujs nicht allein lassen.»

«Wer ist Trujs?» fragte ich ihn.

«Meine Braut.»

Das Mädchen passte nicht in mein Programm. Ich beobachtete sie. Sie war hellblond und mollig, und sie machte allen Männern schöne Augen. Man musste Billy von ihr trennen. Das würde nicht schwer sein.

«Sorgt dafür», sagte ich zu meinen Vertrauensleuten, «dass das Mädchen in andere Gesellschaft kommt. Und seid dahinter her, dass Billy in den richtigen Zug steigt.» Es klappte. Trujs wechselte zu einem jungen SS-Offizier, und Billy kam acht Tage später nach Berlin.

Ich trat meine Rückreise aus Den Haag am 20. Juli 1944 an. Am Tag des Aufstandes gegen Hitler. Aber davon wusste offiziell noch niemand etwas. Ich musste mein Schlafwagenabteil mit einem Oberst der Wehrmacht teilen. Ich stellte mich vor. Er erwiderte mürrisch: «Ausgerechnet ein Zivilist. Da werden wir schöne Seherereien an der Grenze haben.»

«Vielleicht können Sie etwas für mich tun, Herr Oberst», sagte ich.

«Mal sehen», knurrte er.

An der Grenze liessen sie mich ungeschoren. Den Oberst bat man höflich, aber bestimmt, zur Kontrolle auf den Bahnhof.

«Lassen Sie den Oberst weiterschlafen», sagte ich.

Jetzt liess die Streife auch ihn unbehelligt. Mein Ausweis war ein Passepartout, selbst noch am 20. Juli 1944.

Mein Amerika-Auftrag, das Unternehmen «Elster», war sozusagen geheimste Kommandosache. Aber es gab wohl niemanden beim Amt VI, der nicht davon wusste. Es sprachen nur wenige mit mir darüber, aber alle, denen ich begegnete, musterten mich mit scheuen, mitleidigen oder verwunderten Blicken. Sie konnten nicht begreifen, warum ich die Sache übernahm.

Warum habe ich sie übernommen? Mir musste längst klar sein, dass der Krieg verloren war. Aber ich weigerte mich ganz einfach mit der Hartnäckigkeit eines verstockten Kindes, diese Tatsache hinzunehmen. Mein Bruder ist in Stalingrad gefallen. Mein Vater ist im ersten Weltkrieg ausgezeichnet worden. Meinem Freund wurden beide Beine weggeschossen, meine Kusine wurde von einer Bombe erschlagen. Jede Woche fiel einer meiner Bekannten. Ich hielt es für meine Pflicht, den Weg zu gehen, den alle gingen, ob sie wollten oder nicht. Ob sie mussten oder nicht. Ich wurde gewarnt, bemitleidet, verspottet. Aber es stand für mich von vornherein fest, dass ich an Bord von U 1230 gehen würde. Jetzt erst erfuhr ich die genauen Einzelheiten meines Auftrages. Man wollte wissen, ob auf Berlin, auf München, auf Hamburg, auf Breslau, auf Köln Atombomben oder weiterhin «nur gewöhnliche Sprengbombenfallen würden. Man gab mir theoretischen Atomunter-

richt. Man malte ein Gespenst an die Wand, vor dessen Schemen jeder erschauerte. Und man sagte mir, dass ich – *der* Agent 146 und Radioingenieur Erich Gimpel – der einzige Mann sei, der diesem Gespenst noch begegnen könne. Ich war ein Held auf Vorschuss. Ich gewöhnte mich schnell an diese meine Rolle.

Und dann landete ein dickes Aktenbündel auf meinem Schreibtisch. Notizen, Fernschreiben, Zeitungsausschnitte, ein Rechtfertigungsbericht. Der Fall «Pastorius». Eine der grössten Pannen der deutschen Abwehr. Eine der niedrigsten Gemeinheiten, die der letzte Krieg zu bieten hatte.

Ich las den Akt durch, Seite für Seite; ich wollte aus ihm lernen. Vor meinen Augen tanzten die Buchstaben. Über diesem Aktenstück konnte man verrückt werden.

Der Fall «Pastorius» war von Dilettanten erdacht und von Dilettanten ausgeführt. Er kostete sechs Menschenleben. Als die Abwehr wider Willen den Fall «Pastorius» übernahm, war ich gerade in ihrer Ausbildung. Ich sah sie noch vor mir, die Leute, die nach Amerika gingen. Freiwillig. Den blutjungen Herbert Haupt, dessen Goldzähne glitzerten, wenn er lächelte, und der immer traurige Augen bekam, wenn man von seinen Eltern sprach; den massiven John Kerling, den Draufgänger, den hübschen Hermann Neubauer, der so gut wusste, wie man mit Frauen umging. Ich sah sie vor mir, wie sie lachend an Bord der beiden U-Boote gingen, die sie nach Amerika bringen sollten, bepackt mit Geld, mit Sprengstoff und mit guten Ratschlägen von Leuten, die nichts von ihrem Geschäft verstanden.

Ein Herr Kabbe hatte den Plan erdacht. Er wurde der Manager. Er selbst machte nicht mit. Er zog es vor, sich am wohli-

gen Kamin zu wärmen, als seine Leute in See stachen. Sie sollten, unterstützt von amerikanischen Helfern, deren Adressen sie bei sich hatten, amerikanische Fabriken in die Luft sprengen.

Sie fuhren in zwei U-Booten in Gruppen zu je vier Mann. Die Gruppe Dasch landete in Long Island bei New York, die Gruppe Kerling irgendwo in Florida. Die Sprengmittel trugen deutsche Aufschrift. Die in den Gürteln eingenähten Dollarscheine waren zum Teil ungültig. Die Summen stimmten nicht. Man hatte die Todeskandidaten vor der Ausreise auch noch bestohlen. Das alles konnte kein Zufall sein, keine Fahrlässigkeit. Das war Verrat. Die beiden U-Boote kamen über den Atlantik. Zuerst landete die Gruppe Dasch. Sie wurde von einem Küstenwächter beim Vergraben des Sprengstoffes überrascht. Der Wächter merkte aber nicht, was hier gespielt wurde. Er ging nach Hause und schlief. Mit ihm schlief FBI, die amerikanische Abwehr. Dasch, der Anführer der bei New York gelandeten Gruppe, verriet seine Kameraden und wurde zu ihrem Mörder. Er wandte sich an die FBI, Zweigstelle New York. Man glaubte ihm nicht. Man gab seine Meldung nicht einmal weiter nach Washington. Man lachte ihn dort aus. Erst als er 80'000 Dollar auf den Tisch legte, beschäftigte man sich mit seiner Story.

Nun erfüllte sich das Schicksal der Männer, die ausgezogen waren, um für Deutschland an der lautlosen Front zu kämpfen, das Schicksal von Hermann Neubauer, Heinrich Heinck, Richard Quirin, Werner Thiel, Herbert Haupt, Eduard John Kerling.

Sie wurden überwacht. Tagelang. Ihre Fotos lagen bei jeder Polizeidienststelle auf. Sie besuchten Verwandte, Freunde, Helfer in den Staaten. Das war ihnen streng verboten worden,

aber sie waren eben Anfänger, von denen man nichts anderes erwarten durfte. So rissen sie, ohne es zu wissen und zu wollen, ihre eigenen Mütter, Väter, Brüder und Schwestern mit in den Abgrund. Die FBI führte über jeden ihrer Besuche Buch. Wer mit ihnen gesprochen hatte, ohne sie später anzuzeigen, war dran. Das ist in allen Staaten der Welt so üblich.

Die Männer des Unternehmens «Pastorius» wurden schlagartig verhaftet.

Prozess in New York. Acht Todesurteile. Begnadigung für den Verräter Dasch, Begnadigung für Bürger, der als einziger nachweisen konnte, dass er nicht freiwillig, sondern unter Zwang nach Amerika gekommen war. Roosevelt bestätigte die Todesurteile. Sofort. Sechs Männer warteten auf den Tod.

Ich las weiter in dem Aktenbündel. Ich zwang mich dazu. Jetzt kam es, das Furchtbare, das Entsetzliche, das Unfassbare. Ich sah die Bilder, las die Reportagen über die letzten Stunden meiner Vorgänger. Ich las, was mit amerikanischer Präzision festgehalten war, wie das Ende kam, wie sie starben, wie man ihnen die Gummimasken über die verzerrten Gesichter zog, dass nur noch Augen und Nase herausstarrten. Wie man sie auf dem Stuhl festband, wie ihnen noch einmal das Todesurteil verlesen wurde.

Man sitzt auf dem Stuhl und kann sich nicht rühren. Dann wird auf den Knopf gedrückt. Der Strom kommt. Aber jeder Körper reagiert anders darauf. Es gibt keine Norm dafür. Es kommt auf das Herz an, auf das Gewicht, auf die individuelle Reaktion der Elektrizität gegenüber. Bei dem einen geht es schnell, bei dem anderen dauert es länger. Manchmal sind drei Stromstöße erforderlich.

Ich stellte mir vor, wie sich meine Vorgänger fertig zum Sterben machten: Kerling verbissen und trotzig, Haupt völlig ge-

brochen, Quirin verzweifelt, Thiel teilnahmslos. Keine Gnade. Kein Erbarmen. Kein Trost.

Auf meinem Schreibtisch lag das Bild des Autos, mit dem ihre Leichen nach der Hinrichtung weggeschafft worden waren. Die Leichen der Leute, die vor mir nach Amerika gegangen waren. Denen ich folgen sollte. Die am Verrat gestorben waren. Am Verrat des Kameraden John Dasch.

Aber er war keineswegs der einzige Verräter. Die anderen saßen in Berlin. Bei einem Teil der Abwehr, der den anderen Teil der Abwehr bespitzelte. Die Amerikaner behaupteten, das Unternehmen «Pastorius» schon vor dem Auslaufen der U-Boote von hohen deutschen Dienststellen erfahren und mit Kaffee bezahlt zu haben. Via Schweiz.

Ich wollte meine Gedanken mit Gewalt verscheuchen. Man hatte die Verräter noch nicht gefasst. Wer würde mich verraten? Wo würde es nach Kaffee duften, während mir der Henker den Strick um den Hals legen wird?

Ich hatte noch zwei Tage Zeit, alles zu regeln, was zu tun war. Meine Dienststelle bestand darauf, für mich eine Lebensversicherung abzuschliessen.

«Wir bringen das in Ordnung», sagte Dr. S. «Die Sache wird natürlich getarnt. Wir bezahlen für Sie die Prämie weiter. Wenn Ihnen etwas zustösst, erhalten Ihre Angehörigen 100'000 Mark. Sie müssen nur angeben, wem das Geld zugutekommen soll.»

«Meinem Vater», erwiderte ich.

Wir verbrachten den letzten Abend in einem Berliner Hotel. Wir waren zu dritt: Meine Freundin Margarete, eine Angestellte des Amtes VI, Billy und ich. Wir saßen in der Halle und tranken Wein. Billy war betrunken.

Ab und zu fuhr er hoch und sagte etwas auf Englisch.

«Halt den Mund», erwiderten wir ihm jedesmal. Da er uns so viel Ärger machte, hatten wir ihm verboten, in der Öffentlichkeit zu sprechen.

In seinem Koffer lag die Uniform eines deutschen Marineleutnants. Für die sechsvierzig Tage der U-Boot-Überfahrt war Billy zu einem Leutnant zur See avanciert, der kein Wort Deutsch sprach.

«Ich sehe dich nie wieder», sagte Margarete.

«Unsinn», erwiderte ich.

«Die Sache ist hoffnungslos. Das sagen sie alle bei uns.» «Sie sollten besser den Mund halten», antwortete ich. Margarete deutete auf Billy.

«Ich traue ihm keine Sekunde», sagte sie. «Du wirst sehen, er wird dich verraten.»

«Das glaube ich nicht», entgegnete ich.

«What does she say?» fragte Billy.

«Du sollst den Mund halten», erwiderte ich.

«Sieh dir nur seine Affenarme an», fuhr Margarete fort, «und dann die Augen. Der kann einen doch nie richtig ansehen. Du hast dir da was Schönes aufgelesen. Der Stolz vom Amt VI. Ihr werdet euch noch wundern.» Wir tranken weiter. Wir wurden lustig. Wir wurden traurig. Wir blieben noch eine Stunde im «Fürstenhof». Als wir gehen wollten, kam ein betrunkenere Ortsgruppenleiter in Uniform in die vollbesetzte Halle.

«Leute», schrie er, «Leute, ganz London brennt! Die neuen Geheimwaffen sind da. Ganz London steht in Flammen! So etwas hat die Welt noch nicht gesehen.» Er drehte sich nach allen Seiten um.

«Heil Hitler!» rief er.

«Halt's Maul!» erwiderte ihm Billy. Das waren die einzigen

deutschen Worte, die er von uns angenommen hatte.

Der Goldfasan hielt sich am Stuhl fest.

«Unserem Führer ein dreifaches ‚Sieg Heil‘!» Niemand erwiderte etwas darauf.

Er deutete mit dem Finger von Tisch zu Tisch.

«Nach dem Krieg», sagte er, «hängen wir euch alle auf.

Euch werde ich alle noch beerdigen.»

«Ein schöner Abschied», sagte Margarete zu mir.

Wir hatten jetzt noch vier Stunden Zeit für uns. Nach vier Stunden mussten wir uns auch von unserem persönlichen Glück verabschieden. Aus Angst vor der Zeit sahen wir immer wieder auf die Uhr. Margarete sah besonders nett aus. Sie trug ein enganliegendes Kostüm. Sie war blass. Das stand ihr gut. Wir wollten nicht über meinen Auftrag sprechen, aber wir kamen immer wieder darauf zurück. Man denkt immer an das am meisten, was man von sich fernhalten will.

Margarete wollte mich an das U-Boot begleiten. Aber das war verboten. Nicht nur, weil mein Auftrag «Geheime Kommandosache» war. U-Boot-Männer sind abergläubisch. «Ein langes Haar in der Schraube bringt ein Boot zum Sinken», sagen sie. Es dürfen auch keine Blumen an Bord. «Blumen machen ein Boot zum Sarg.»

Billy und ich fuhren in Zivil nach Kiel. Mein Begleiter fing an, nervös zu werden. Bisher hatte er sich ausgezeichnet gehalten. Seine Rolle als zweiter Held gefiel ihm. Er war mutig, besonders, wenn er getrunken hatte. Er erhielt die Agentennummer 146/2. Er figurierte sozusagen unter Anhang Gimpel. Meine Dienststelle vertraute ihm bedenkenlos. Er war ein Mann, wie nach Mass für uns geschaffen.

Die Ausrüstung wurde auf das Schiff verladen: zwei Seesäcke

mit überschweren Schlössern. Sie enthielten 60'000 Dollar, Diamanten im Werte von 100'000 Dollar, automatische Pistolen, Funkteile, Photoapparate, Geheimtinte. Ich hatte schulmässig geübt, meine langen Beine im U-Boot zu verstauen. Ich hatte absolut keine U-Boot-Masse, und anfänglich schmerzten alle Glieder.

Mein Erscheinen in Kiel war für die U-Boot-Leute eine kleine Sensation. Man hielt mich für einen echten Marinebaurat.

Der Kommandant des U-Bootes, das mich in die Frenchman-Bai schaffen sollte, war Kapitänleutnant Hilbig. Wir verstanden uns vom ersten Augenblick an ausgezeichnet. Er hatte den Auftrag, jeder Kampfhandlung auszuweichen. Nur er wusste vom Unternehmen «Elster».

Wir wurden feierlich verabschiedet. Wie es bei auslaufenden U-Booten üblich war.

Fast hätte sich noch eine Panne ereignet. Drei U-Boot-Kommandanten meldeten sich bei mir und bestürmten mich mit technischen Fragen:

«Wie steht es mit dem Radar, Herr Baurat?» fragten sie mich.

«Gibt es noch immer keine Abwehrmöglichkeiten? Sie wissen ja, wie es mit unseren Abwehrgeräten steht.» «Ja», antwortete ich, «ich weiss, wie das ist.»

Ich zog mich aus der Affäre, so gut ich konnte. Ich erzählte, dass ich gerade deswegen die Fahrt antreten würde, um Radarerfahrungen zu sammeln.

«Hilbig hat ein Schwein», sagte einer der U-Boot-Kommandanten, «ausgerechnet er bekommt einen Baurat an Bord. Wir müssen weiter Himmelfahrtskommando spielen.»

Die Besatzung von U 1230 war angetreten. Offiziere rechts. Mannschaften links. Colepough und ich standen unter der Offiziersgruppe. Kapitänleutnant Hilbig meldete die Besatzung

an den Kommandeur der U-Boot-Basis.

«Rührt euch, Jungs», sagte der Kommandeur. «Ich weiss, dass eure Fahrt kein Vergnügen ist. Ihr fahrt nicht zum erstenmal. Ich wünsche euch von ganzem Herzen, dass ihr wiederkommt. Ich wünsche euch Glück und Erfolg. Denkt daran, dass ihr alles, was ihr unternimmt, für unser Vaterland tut. Für Grossdeutschland.»

Das Boot war für vier bis sechs Monate Feindfahrt gerüstet. Wir hatten unser Lederzeug an. Im Hintergrund standen Angehörige der Besatzungsmitglieder: Frauen, Mütter, Kinder. Sie alle hatten verweinte Augen. Sie waren vielleicht 200 bis 300 Meter von uns entfernt. Der Wind mochte einzelne Worte und Sätze der Ansprache zu ihnen tragen.

Der Kommandeur kam auf uns zu und gab uns die Hand. Als er mich sah, stutzte er einen Augenblick und verabschiedete sich dann schnell.

Die Besatzungsmitglieder erhielten noch einmal zehn Minuten Zeit, zu ihren Angehörigen zu gehen. Ich sah die Szenen im Hintergrund und war froh, dass ich allein war.

Die letzten Vorbereitungen zur Ausfahrt wurden getroffen. Ich überprüfte noch einmal mein Gepäck. Billy stand neben mir, wortlos, verdutzt, verängstigt. Ich klopfte ihm auf die Schulter.

«Jetzt geht's los, Billy», sagte ich zu ihm. «Hast du Angst?»

«Nicht besonders», antwortete er.

«Na also», erwiderte ich.

Wir gingen an Bord. Ein Ingenieur führte mich durch das ganze Boot, erklärte mir die technischen Einzelheiten. Aber ich hörte nicht zu. Meine Gedanken hatten sich selbständig ge-

macht. Sie pendelten zwischen Margarete und meinem Amerika-Auftrag hin und her.

Billy wich nicht von meiner Seite.

«Hier sind die Diesel. Sie heissen Hein und Fietje», erklärte der Ingenieur.

Ich nickte. Ich wollte mir eine Zigarette anzünden.

«Leider verboten», sagte der Ingenieur. «Sie dürfen nur im Turm rauchen. Explosionsgefahr. Na ja, Sie werden sich noch daran gewöhnen.»

Kurze Zeit später liefen wir aus. In tödliche Abenteuer...

Ich bin schon bequemer über den Ozean gereist als an Bord von U 1230. Die «Royal Air Force» erleichterte uns den Abschied von Deutschland. Die Briten erschienen mit Hunderten von Flugzeugen über Kiel. Die Stadt brannte. Wir sassen in der Offiziersmesse, löffelten Erbsen mit Speck und hörten auf die Detonationen, als uns zwischen der zweiten und dritten Angriffswelle der Auslaufbefehl erreichte.

Drei Boote fuhren in Kiellinie, U 1230 unter Kapitänleutnant Hilbig an der Spitze. Der grösseren Feuerkraft wegen hatten wir bis zum norwegischen Kriegshafen Horten im Oslofjord in geschlossener Formation zu fahren. Die Männer steckten in schmierigen Monteurkitteln, hatten noch glattrasierte Gesichter und kannten jeden Handgriff. Sie musterten mich mit zurückhaltender Neugier. Für sie hiess ich Günther und war Marinebaurat. Rangabzeichen, wie ich sie trug, sah man wohl nicht oft an Bord eines U-Bootes im Einsatz. Die meisten Besatzungsmitglieder redeten mich am Anfang mit «Herr Oberbaurat» an. Ich war ein «Silberling», so genannt wegen der sil-

bernen Kordel an meiner Dienstmütze. Den regulären Marineoffizieren stand Gold zu.

U 1230 war vom Typ 9 C. Es war 79 Meter lang, hatte 950 Tonnen Wasserverdrängung und verfügte über zwei Zwillingsgeschütze und eine Flakkanone. Die Geschützplattform hiess «Wintergarten». Die Bedienungsmannschaften standen bis Horten unter erhöhter Alarmbereitschaft. Das Wasser war für das Untertauchen zu seicht. Unser bester (psychologischer) Schutz war die Hoffnung, von den Flugzeugen nicht angegriffen zu werden. Die Hauptgefahr für U-Boote lauerte vor der eigenen Haustür. Die Fahrrinne war markiert von den Resten versenkter deutscher Frachtschiffe. Wir warfen die «Klapper», einen Geräuscherzeuger, über Bord und zerrten sie an einem Tau hinter uns her – zur Abwehr gegen Grundminen, die durch das Schraubengeräusch gezündet werden. Zu dieser Zeit hatten nämlich die Briten die Ostsee bereits zu ihrem «Mare nostrum» erhoben.

Die Männer mit den kräftigen, verarbeiteten Händen, mit den blassen, grauen Gesichtern und dem Gleichmut, den der ständige Umgang mit der Gefahr schafft, wussten genau, was sie nötig hatten: Glück, nichts als Glück. Sie wussten, was ihnen zustand: alle vier Wochen eine Tafel Schokolade; ein», zweimal, wenn sie Glück hatten, vielleicht auch fünfmal am Tag eine hastig gerauchte Zigarette im Turmluk; drei Wochen Urlaub nach jeder Feindfahrt; Sonderverpflegung an Bord, wenn die Büchsen nicht nach dem Tauchen durch den Unterdruck geplatzt waren. (Platzten sie, musste die Besatzung auf halbe Rationen gesetzt werden.) Sie alle, der Kommandant, der erste Wachoffizier, die Unteroffiziere und die Mannschaften hatten eine Mutter, eine Braut, ein Kind, einen Bruder. Aber der Krieg fragt nie danach ...

Wir kamen ohne Zwischenfall nach Horten. Eine Woche lang machten wir Tauchversuche. Wenn ein deutsches Schiff 1944 über den Ozean wollte, musste es sich verkriechen. Sehr tief zuletzt, denn die Radargeräte steuerten die Wasserbomben mit tödlicher Präzision. Wir tauchten tiefer, als es die Werft erlaubte. Wir hatten von Bordwand zu Bordwand einen roten Faden gespannt. Als Kapitänleutnant Hilbig nach einem Tauchversuch in den Lautsprecher rief: «Übung beendet – auftauchen!» hing der Faden schlaff durch. Mit so elementarer Kraft stemmte sich der Wasserdruck gegen die U-Boot-Häute. Das U-Boot verfügte über zwei WC. Das vordere am Bug war zweckentfremdet: es hatte für uns zusätzlichen Proviant aufzunehmen. Rasieren oder Waschen an Bord – unmöglich. Der Marinesoldat behalf sich mit Kölnischwasser, das zur Verpflegung gehört. Austreten: nur mit mündlicher Genehmigung des Wachoffiziers. Wenn bei untergetauchtem Boot ein Besatzungsmitglied von hinten nach vorne ging oder umgekehrt, musste es sich in der Zentrale abmelden, damit das Gleichgewicht des Bootes durch Wassertrimmen wiederhergestellt werden konnte. Kojen gab es nicht. Die Hängematten der Besatzungsmitglieder waren zwischen Torpedos, Maschinenanlagen und phantasie reich ausgenutzten Räumen untergebracht. Zwischen Armaturen, Manometern, Röhren und Hebeln hingen Salamis, Schinken und Rauchfleisch. Der Gang sah aus wie eine Räucher kammer. Unsere Vorräte – das Boot hatte sich für eine Halbjahresfahrt ausgerüstet – schaukelten im Rhythmus des Boots chlingerns hin und her. Wir hatten 240 Tonnen Öl und 14 Torpedos an Bord. Die Torpedos durften auf der Hinfahrt nicht benutzt werden. Täglich einmal mussten wir zu unserem Leidwesen – wie alle Boote – unseren

Standort über Kurzwellenfunk nach Deutschland melden. Die Alliierten freuten sich schon jeden Morgen darauf und hielten ihre Peilgeräte bereit. Dutzende von deutschen U-Booten blieben wegen dieses bürokratisch befohlenen Selbstverrats vor dem Feind.

Die Anwesenheit zweier ungewöhnlicher Bordgäste verbreitete in den ersten Tagen Unruhe unter der Mannschaft. Konnte ich, der «Silberling», vielleicht zur Not noch bieten, was man von einem Baurat erwartet, so war Billy Colepough sicherlich der seltsamste deutsche Leutnant, der je zur See gefahren ist. Wir hatten ihn als PK-Berichterstatter getarnt und ihm als äusseres Kennzeichen seiner Rolle einen prächtigen Photoapparat um den Hals gehängt. Er verstand es, jeweils in so unpassendem Augenblick zur Kamera zu greifen, dass sein photographisches Geschick bald von allen zweiundsechzig Besatzungsmitgliedern bezweifelt wurde. Die Leute merkten, dass Billy kein Deutscher sein konnte und kein echter Marineoffizier war. Sie sprachen ihn an, aber er grinste immer nur und erwiderte: «Yes.»

Ich sagte den Besatzungsmitgliedern, dass Billy aus den ehemaligen deutschen Kolonien stamme und deshalb nicht Deutsch sprechen könne. Sie hörten sich die Geschichte an und trieben weiterhin ihren Schabernack mit ihm.

Ein Heizer baute sich ironisch vor ihm im Gang auf. «Bitte Herrn Leutnant, vorbeigehen zu dürfen», sagte er. Billy schüttelte den Kopf.

«Du nichts verstehen?» fuhr der Heizer fort.

Billy grinste.

«Du kein Leutnant», sagte der Mann, «du grosses Kamel.»

«Okay!» erwiderte Billy.

Szenen dieser Art spielten sich, wenn gerade keine dicke Luft war, täglich ab. Wer wir seien oder sein könnten, wurde zu einem beliebten Fragespiel unserer Bootskameraden.

Wir fuhren von Horten aus nach Kristiansand, zur nächsten und letzten deutschen LF-Boot-Basis. Ein Flakkreuzer fungierte als Geleitschutz. Kapitänleutnant Hilbig wurde von seiner Mannschaft mit Fragen nach unserer wahren Identität bestürmt.

«Sie wollen doch nicht mit einem Sondereinsatz das Ritterkreuz verdienen?» sagte ein Obersteuermann zu ihm. «Haben Sie Halsschmerzen, Herr Kapitänleutnant?» Hilbig lachte. Er war gross, schlank und blond und hatte zu Anfang des Krieges als Seeflieger Einsätze über England geflogen, bis ihn die Brennstoffnot zur Marine abkommandiert hatte. Er war der Typ des Offiziers an der Wasserfront. Obwohl er nie laut wurde, obwohl er nie herumkommandierte, obwohl er mehr schwieg als sprach, gehorchte ihm seine Mannschaft geradezu selbstverständlich. Er hatte als einziger eine winzige Kajüte, die das Nervenzentrum von U 1230 war.

Ich habe Hilbig nur ein einziges Mal während der ganzen Überfahrt fassungslos gesehen. Wir waren genau in der Mitte zwischen Europa und Amerika, als ihm per Funk gemeldet wurde, dass er Vater einer Tochter geworden sei. Fünf Minuten später flogen uns die Wasserbomben um die Ohren.

Wir schafften die Fahrt bis Kristiansand ohne Zwischenfall. Die Mannschaft bereitete sich zu einem letzten Landurlaub vor. Wir stiessen im Hafen auf weitere U-Boote. Sie führten an der Antenne Wimpel, die die versenkten Bruttoregisterton-

nen anzeigten. Der Stützpunkt war in heller Aufregung. Am Morgen hatte ein U-Boot Notsignale gegeben. Es war während eines feindlichen Fliegerangriffs wegen einer technischen Störung zum Auftauchen gezwungen worden. Drei, vier deutsche Schiffe kamen ihm zu Hilfe. Sie fanden nur einen riesigen Ölfleck, der langsam nach Norden trieb.

Hinter zweiundsechzig Namen wurden Kreuze gesetzt... Ich ging abends an Land. Es war für mich die letzte Gelegenheit, eine Filmvorführung für Wehrmachtsangehörige zu sehen. Es war irgendeine Liebesgeschichte mit Heldentum und sauberen Uniformen. Nach der Vorstellung leuchtete in grossen Lettern von der Leinwand der Befehl: «Achtung! Sitzenbleiben! Offiziere verlassen zuerst den Saal!»

Ich ging in eine Hafenkneipe und trank Holzschnaps. Man hatte mich vor ihm gewarnt. Aber ich schickte mich an, weit gefährlichere Dinge zu tun, als Holzschnaps zu trinken. Ich war zum zweitenmal in Norwegen. Ich hatte dort vor etwa ein- einhalb Jahren, Ende 1942, einen Auftrag meiner Dienststelle ausgeführt, der mich fast das Leben gekostet hätte.

Ich war damals nach Norwegen entsandt worden, weil unsere Funküberwachung einige Agentensender angepeilt hatte, die jedoch noch nicht ausgehoben werden konnten. Man hatte einen oder zwei Funksprüche wenigstens teilweise dechiffrieren können. Daraus erfuhr die Abwehr zum erstenmal vom Unternehmen «Schwalbe». Sie erfuhr, dass ein Anschlag auf «Norsk-Hydro» bei Vemork geplant war. Die Grossanlage «Norsk-Hydro» war die einzige Fabrik der Welt, die «Schweres Wasser» (Deuterium-Oxyd) in grösseren Mengen herstellen konnte. Schweres Wasser benötigte man zur Atomspaltung. (Die Amerikaner waren gezwungen, bei der «Hiroshi-

ma-Bombe» an Stelle von Schwerem Wasser Graphit als Notbehelf zu benutzen.)

Man nannte mir einen norwegischen Verbindungsmann in Oslo, und ich besuchte ihn. Wir wussten, dass der Mann auf zwei Schultern trug. Ich gab mich für einen mit Fallschirm abgesprungenen britischen Agenten aus. Ich hielt ihm einen Päckchen Geld unter die Nase. Ich sagte ihm, dass er mir auf schnellstem Wege Verbindungen mit zwei weiteren Agenten schaffen müsse, die ich bei der Landung aus den Augen verloren hätte.

Er nannte mir eine Wirtschaft als Adresse. Ich liess sie überwachen. Wir kannten nach vierzehn Tagen die Namen und die Anschriften von allen Leuten, die hier regelmässig verkehrten. Wir erfuhren, dass hier vor einigen Tagen tatsächlich ein Engländer mit zwei Norwegern eine Besprechung gehabt hatte. Der Brite arbeitete unter dem Decknamen John. Diesen John wollte und musste ich unter allen Umständen finden.

Ich liess die beiden Norweger durch norwegische Behörden festnehmen. Am dritten Tag wurde ihnen eröffnet, dass sie herabsetzende Äusserungen über Quisling (den norwegischen Miniatur-»Führer«) gemacht hatten. Damals konnte man unter diesem Verdacht jeden Norweger festsetzen. Nach weiteren vier Tagen liess ich die Leute, die mich noch nicht ein einziges Mal gesehen hatten, wieder laufen.

Wenn sie Fachleute waren, mussten sie sich jetzt freiwillig isolieren. Sie waren keine Fachleute – und darauf hatte ich meine Hoffnung gesetzt. Jeder Schritt der beiden Männer wurde überwacht. Schon zwei Tage später trafen wir sie in einer Strasse in einem westlichen Vorort Oslos, in der – wie Peilungen ergeben hatten – ein Geheimsender betrieben wurde.

Wir waren unserer Sache sicher, dass der Sender in der Strasse war, nur hatten wir das Haus nicht ausfindig machen können. Um Aufsehen zu vermeiden, nahmen wir davon Abstand, die ganze Strasse zu durchsuchen.

Die beiden Norweger verschwanden in Nummer elf. Ich stand auf der gegenüberliegenden Seite. Ich hatte zwei weitere Leute für diesen Abend angefordert. Sie standen unter Hausnummer neun. Die Strasse wurde von einer einzigen Lampe notdürftig erleuchtet. Meine beiden Begleiter und ich wussten, wie John aussah. Er war gross, sehr schmal, sehr schlaksig und hatte schütterten Haarwuchs. Es gab vielleicht fünfzigtausend Norweger, auf die diese Beschreibung zutraf, aber wir waren entschlossen, heute jeden Mann, der gross und schlaksig war und schütterten Haarwuchs hatte, zu verhaften.

23 Uhr 37. Das später angefertigte Polizeiprotokoll hielt die Minute fest. Die Türe öffnete sich. Ein Mann ohne Mantel kam heraus. Er könnte John sein. Es musste John sein. Er blieb stehen. Zündete sich eine Zigarette an. Er sah nach links und nach rechts. Das konnte Zufall sein. Aber es war kein Zufall. Ich hatte Zeit. Es widerstrebte mir, den Mann gleich festzunehmen. Aber meine beiden Begleiter waren voreilig. Sie gingen auf ihn zu. Einer von ihnen holte seine Taschenlampe heraus, leuchtete den Mann an, der immer noch bewegungslos dastand. Ich war vielleicht zwanzig Meter von ihm entfernt. Meine Kollegen waren bis auf sechs Meter an ihn herangekommen.

«Hände hoch!» rief einer von ihnen und richtete seine Pistole auf den Mann.

Ganz langsam, ganz verwundert, ganz lahm hob der Mann, der verhaftet werden sollte, seine Hände in die Höhe.

«Idioten», murmelte ich vor mich hin.

Da passierte es. Blitzschnell. Unerwartet.

Es knallte, drei-, vier-, fünfmal. Der Mann stand immer noch mit erhobenen Händen da. Meine Begleiter sanken zusammen. John hatte aus der Hüfte geschossen. Mit einer Abzugsvorrichtung, die man auch noch mit erhobenen Händen bedienen konnte. Eine Art Bowdenzug stellte die Verbindung zwischen der Hand und dem Abzug der Pistole her.

An diesem Abend hatten wir, die Abwehr, zwei Tote und – ein neues Schiesspatent.

Blitzschnell flüchtete John. Ich verfolgte ihn. Ich schoss im Laufen; natürlich vorbei. Er entkam. Er war wie vom Erdboden verschluckt.

Ich fasste die beiden Norweger, die jetzt ebenfalls zu flüchten versuchten, zum zweitenmal. Sie gestanden nach langem Kreuzverhör, für die Engländer gearbeitet zu haben. Abgesprungene Agenten waren mit ihnen in Verbindung getreten. Sie wussten, dass eine Luftlandung in der Nähe von «Norsk-Hydro» geplant war.

Ich meldete die Sache nach Berlin. Ich wurde zurückgerufen. Kurze Zeit später begab sich der deutsche Militärkommandeur von Norwegen, General von Falkenhorst, persönlich nach Vemork, um die Verteidigungsanlagen des Werks zu besichtigen und zu verstärken. Trotzdem zeigten die Engländer unmittelbar darauf, wie man sie zerstört.

Über die Anlage wussten die Briten genau Bescheid, weil der Gründer des Werks, der norwegische Physiker Dr. Thronstad, beim Einmarsch der deutschen Truppen über Schweden nach England geflüchtet war. Er hatte darauf aufmerksam gemacht, dass Deutschland nunmehr die Mitte zur Atombombenherstel-

lung in die Hand gegeben seien. Als Deutschland die Erhöhung der Schwerwasser-Produktion von 1'500 Kilogramm auf 5'000 Kilogramm jährlich anordnete, hatten die Alliierten die Gewissheit, dass die Rüstung kurz vor der Herstellung der Atombombe stand.

Sie handelten blitzschnell. Zunächst setzten sie vier Fallschirmagenten ab, die sich an die Arbeiter heranmachten. Sie erkundeten die Möglichkeiten der Zerstörung. Das Werk war sieben Stockwerk hoch. Es bestand aus Stahl und Beton. Ein Angriff aus der Luft war illusorisch, wenn die Bomben nicht metergenau sassen.

Dann kamen zwei Halifax-Maschinen mit zwei Lastenseglern im Schlepptau. Sie zerschellten an einem Felsen. Ein paar Dutzend Tote. Was spielten sie für eine Rolle, wenn es um die Atombombe geht...

Am Weihnachtstag des Jahres 1942 landeten sechs weitere Agenten. Der Tag war gewählt worden, weil die Briten nicht zu Unrecht gehofft hatten, die deutschen Landser würden unter dem Weihnachtsbaum sitzen und Punsch trinken. Die Saboteure gerieten in der völlig unwirtlichen Gegend von Vemork in einen Schneesturm, wurden abgetrieben und versprengt. Es dauerte Wochen, bis sie sich wieder gesammelt hatten. Zwei Monate nach der Landung hatten sie sich endlich bis Norsk-Hydro durchgeschlagen. Am 27. Februar 1943 überwältigten sie die verstärkten Wachen, drangen in das Werk ein, sprengten die Zentrale und legten damit für fast ein ganzes Jahr den Betrieb still. Als die Produktion wiederaufgenommen werden konnte, erschienen ein paar hundert amerikanische Flugzeuge. Ihre überschweren Bomben waren stärker als Stahl und Beton.

Die ausgelagerten Vorräte an Schwerem Wasser sollten nach

Deutschland geschafft werden. Die Eisenbahnfähre flog unterwegs im Februar 1944 in die Luft. Der «Secret Service» – nach wie vor der beste Geheimdienst der Welt – hatte eine Höllmaschine eingebaut. Damit humpelte Deutschland in der Atombombenherstellung endgültig hinter den Alliierten her. Jetzt, ein paar Monate nach der Zerstörung von «Norsk-Hydro», sass ich in einer Hafenkneipe von Kristiansand und trank Holzschnaps. Er schmeckte nicht. Es schmeckte überhaupt nichts im Jahre 1944. Ein paar Stunden noch, dann musste ich wieder an Bord gehen. Mit U 1230 nach Amerika. Um zu erkunden, wie weit die Amerikaner mit der Atombombe waren. Um zu erfahren, mit welchen Mitteln man die Produktion stilllegen könnte. Die Alliierten hatten das geschafft. Wohl dem, der es hinter sich hat...

Am nächsten Morgen lief U 1230 aus. Wir fuhren in 80 Meter Tiefe. 90 Umdrehungen der Maschine ergaben zwei Meilen Geschwindigkeit. Wir schafften 50 Meilen täglich.

Es war gespenstisch. Der Atlantik wurde zu Wasser und in der Luft von den Alliierten beherrscht, und wir schickten uns an, ihn mit einem winzigen Boot im Schneckentempo zu überqueren. Wir hatten uns an manche U-Boot-Gepflogenheiten zu gewöhnen. Während des ganzen Krieges ist kein Boot an einem 13. ausgelaufen. Auch an keinem Freitag. Wir hatten uns mit den Toiletten abzufinden. Man musste seitwärts durch ein Loch einsteigen und kam nach allerlei Verrenkungen zum Ziel. Wer das zum erstenmal schaffte, erhielt nach altem Brauch ein Scherzdiplom. Am vierten Tag detonierten die ersten Bomben um das Boot. Fliegeralarm! Alarmtauchen!

Blitzartig wurde das Turmluk geschlossen. Das Licht ging aus. Das Boot sank nach unten. Die Luft wurde schlecht. Die ewige Schallplattenmusik – in jedem Raum des U-Boots von früh bis spät zu hören – verstummte. Der Kapitän gab seine Anweisungen. Billy stand neben mir und hielt meine Hand fest.

«Was machen wir», fragte er, «wenn uns eine Bombe trifft?»

«Dann saufen wir ab», erwiderte ich. «Dann haben wir es hinter uns.»

Er vergass zu grinsen.

Wir horchten auf die Bomben. Wir spürten die Erschütterungen im Boot. Die Detonationen waren seltsam lang und seltsam fern, etwa so, als ob in einem Tunnel geschossen würde. Das Licht ging wieder an. Die Gesichter der Mannschaft entspannten sich.

«Vorbei», sagte ein Maat neben mir. «Man muss nur rechtzeitig verschwinden. Wasserbomben sind viel schlimmer.»

Wir bleiben unter Wasser. Wenn der Feind ein U-Boot ausgemacht hatte, fehlte es ihm weder an Zeit noch an Gründlichkeit, noch an Phantasie, es zu verfolgen. Wir schlugen Haken. Wir wechselten den Kurs. Lilli Marleen sang wieder, aber wir wussten, dass sie jeden Augenblick durch die Detonation von Bomben zum Schweigen gebracht werden konnte.

«Weisst du schon, wo wir landen?» fragte mich Billy. «Nein», erwiderte ich.

«Es ist zu dumm, dass wir uns auf die Sache eingelassen haben», fuhr er fort. «Es ist doch verrückt.»

«Das hättest du dir früher überlegen sollen. Du sagtest doch, dass du Amerika hasst.»

«Stimmt genau», entgegnete er. «Aber ich liebe mein Leben.»
«Ich etwa nicht?»

Ich sah ihn von der Seite an. Margaretes Worte fielen mir wieder ein. Ich sah sie vor mir, klein, mit ihren überblauen, lebhaften Augen, mit ihren weichen, wohlgepflegten Händen. Ich hörte sie sagen:

«Ich traue ihm keine Sekunde... Du wirst sehen, er wird dich verraten. Sieh dir nur seine Affenarme an und dann die Augen. Er kann einen doch nie richtig ansehen. Du hast dir da was Schönes aufgelesen. Der Stolz vom Amt VI? Ihr werdet euch noch wundern.»

Es war zu spät, mir zu überlegen, ob ich ihm trauen konnte oder nicht. Ich war auf ihn angewiesen. So oder so. Er trug sein Herz auf der Zunge. Na, wenn schon, er war noch jung und hatte wenig im Krieg erlebt. Wem schlägt das Herz schon ruhig in der Brust, wenn Bomben detonieren?

Wir krochen weiter im Zwei-Meilen-Tempo über den Atlantik. Tagsüber durfte an Bord wegen der feindlichen Horchgeräte kein lautes Wort gesprochen werden. Selbst unter Wasser wurde nur geflüstert. Immer, wenn es dunkelte, tauchten wir auf Sehrohtiefe (13 Meter). Wenn es still war, wurde der Schnorchelmast aufgerichtet. Der Schnorchel versorgte Maschinen und Mannschaft mit Sauerstoff. Wenn er wegen Feindberührung nicht benutzt werden konnte, arbeiteten die Maschinen elektrisch. Der Sauerstoff im Boot reichte für die menschlichen Lungen noch 36 Stunden. Dann war es aus.

Die ständige Spannung raffte die Zeit. Sechsvierzig Tage waren wir unterwegs. Lauernd, belauert. Wir gewohnten uns an die Enge. An die schlechte Luft. An die Wasserbomben. An das Flüstern. An die Übermacht. An die Verlassenheit. Die

Männer sprachen wenig von zu Hause und dachten viel daran. Zu dieser Zeit wagte sich ohne besonderen Befehl kein U-Boot mehr so weit in den Atlantik. Ob wir wieder heimkamen? Wer mehr Chancen hatte: die Besatzung von U 1230, die noch einmal über das Meer zurück musste, oder ich, der ich mich an die Atomrüstung heranzumachen hatte?

Wer krank wurde, hatte Pech. Es gab keinen Arzt. Wer noch einen Blinddarm hatte, blieb besser zu Hause. Wer starb, wurde in seine Hängematte gewickelt. Um den Körper wurde die Reichskriegsflagge gewunden. An Bord war eine genügende Menge von Reichskriegsflaggen. Der Tod streifte uns zwischen den Färöern und Island. An den Bomben waren wir glücklich vorbeigekommen. Aber wir wären erstickt, wenn nicht Obermaschinist Böttger blitzschnell ohne Befehl gehandelt hätte. Der Schnorchel ragte so wenig wie möglich aus dem Wasser. Sooft er überspült wurde, entstand im Boot Unterdrück: er legte sich auf die Ohren, trieb die Herzen an, verdünnte den Atem und machte den Kopf schwindlig. Die Konservenbüchsen krachten unter dem Druck oder wechselten die Form, wenn sie nicht platzten.

An dem Unglückstag mussten wir bei hohem Seegang schnorcheln. Eine haushohe Welle überflutete unser Luftventil. Die Auspuffgase konnten nicht entweichen. Sie strömten in das Boot. Sie griffen nach unserem Bewusstsein. Es schwand. Die Diesel waren aus voller Fahrt heraus abgewürgt worden. Mit einem Schlag, den in dieser Sekunde noch niemand begriff. Niemand ausser Obermaschinist Böttger, der an der Dieselmachine stand. Er erfasste die Situation und riss die Kuppelung der Dieselmotoren heraus, trennte den Antrieb vom Motor und schaltete auf Elektroantrieb um. Es war höchste Zeit.

Acht Mann der Besatzung, darunter Böttger, brachen zusammen.

Das Boot, das bei Aussetzen der Dieselmotoren plötzlich nach unten abgesackt war, kam langsam wieder hoch.

«Auftauchen!» befahl Kapitänleutnant Hilbig.

Von Pressluft hochgerissen, schoss U 1230 wie ein Fisch aus dem Wasser. Das Turmluk wurde aufgestossen. Frische Nachtluft strömte herein. In letzter Sekunde. Ein winziges Zaudern noch – und das Auspuffgas hätte uns getötet. Die acht bewusstlosen Besatzungsmitglieder wurden an Seilen durch den Turm an Deck gezogen. Das Glück wollte es, dass kein feindliches Kriegsschiff in der Nähe war.

Immer näher rückte Amerika. Immer näher das Verhängnis. Ich prüfte mein Gepäck. War es Nervosität oder mein sechster Sinn? Ich brach die mir mitgegebenen Dollarpäckchen auf und stellte fest, dass sie in Banderolen mit der Aufschrift: «Deutsche Reichsbank» verpackt waren. Unter tausend Schwierigkeiten hatte man mir amerikanische Schuhe, Hemden, Pistolen und Kleidungsstücke verschafft. Die verräterischen Banderolen zu entfernen, hatte man vergessen.

Vier Tage trennten uns noch von Amerika. Wir standen in ständiger Funkverbindung mit unserer deutschen Zentrale. Wir steuerten direkt auf die vereinbarte Landungsbucht, die Frenchman-Bai im Staate Maine, zu. Der Signalmaat stürzte aus seiner Kabine und drückte dem Kommandanten Hilbig einen Funkspruch in die Hand. In ein paar Minuten hatte ihn Hilbig entschlüsselt. Ich stand neben ihm. Er sah mich starr an.

«Sauerei», sagte er. Er schrieb die Meldung im Klartext auf und gab mir den Zettel. «Was halten Sie davon?» Ich las:

«Wir haben Grund anzunehmen, dass der Feind von unserem Unternehmen in Kenntnis gesetzt wurde. Handeln Sie nach eigenem Ermessen.» – Ich setzte mich.

«Was wollen Sie tun?» fragte Hilbig.

«Zuerst eine Zigarette rauchen», erwiderte ich.

Er nickte.

«Ich komme mit in den Turm», sagte er. Und als wir oben waren: «Es ist zum Weinen. Wollen Sie nun landen oder nicht?»

«Ich lande selbstverständlich», entgegnete ich. «Wir suchen uns eben einen anderen Platz.»

«Gut.»

«Noch etwas», fuhr ich fort, «Colepough darf von dem Telegramm nichts erfahren.»

Wir gingen in die Offiziersmesse zurück und studierten die Seekarten, um einen anderen Landungsplatz zu finden. Aber wir erlebten eine peinliche Überraschung: Überall war das Wasser zu seicht, um mit dem Boot nahe genug an die Küste herangehen zu können. Unter diesen Umständen gab es nur zwei Möglichkeiten: Heimreisen oder in der Frenchman-Bai landen. Ich entschloss mich für die Frenchman-Bai.

«Angenehm wird das nicht», sagte der Kommandant. «Wenn die Amis auf Draht sind, wissen sie genau, dass wir nur in dieser Bucht landen können. Sie brauchen bloss Horchgeräte aufzustellen, dann haben sie uns ... Unter diesen Umständen muss ich einige Vorbereitungen treffen. Ich muss das Boot fertig zur Selbstversenkung machen. Es kann passieren, dass wir in Feindeshand fallen. Für die Zerstörung des Bootes bin ich verantwortlich.»

«Ja», entgegnete ich. Ich wusste, dass es nach dem Kodex der U-Boot-Kommandanten keine grössere Schande gibt als die,

sein Boot unzerstört in die Hand des Feindes fallen zu lassen. Aber wir konnten noch nicht direkt Kurs auf die Frenchman-Bai nehmen. Eine letzte Panne ereignete sich. Es entstand ein Kurzschluss an den Transformatoren. Er setzte unser Tiefenmessgerät ausser Gefecht. Ohne Tiefenmessgerät war es hoffnungslos, in einer relativ seichten Bucht zu operieren. Der Bordingenieur meldete dem Kommandanten, dass er nicht in der Lage sei, das Tiefenmessgerät mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu reparieren. Ich erinnerte mich daran, dass ich einmal Radioingenieur war.

«Es gibt vielleicht eine Möglichkeit», sagte ich zum Kommandanten, «man muss die Transformatoren ganz zerlegen und neu wickeln.»

Nach drei Tagen pausenloser Arbeit hatte es der Elektriker geschafft. Das Tiefenmessgerät baute ich selbst wieder ein. Es funktionierte.

Als wir uns der Küste genähert hatten, peilte ich die Funkstation Boston an und stellte den neuen Standpunkt unseres Bootes fest. Wir befanden uns in der Fundy-Bai.

«Wenn Ihre Ortung stimmt, sehen wir in zwei Stunden das Leuchtfeuer von Mount Desert Rock», sagte Hilbig. Die Ortung stimmte.

Die Mannschaft erfuhr, dass Billy und ich an Land gingen. Nicht mehr. Den Rest konnte sie sich denken. Nähere Einzelheiten wurden den Besatzungsmitgliedern auch jetzt noch nicht mitgeteilt, denn es bestand die Gefahr, dass sie in Gefangenschaft gerieten.

Die Bucht wurde von einem Zerstörer bewacht. Wir tauchten unter ihm hindurch, legten uns auf den Grund. Den ganzen Tag fuhren Schiffe über uns hinweg. Wir hörten mit blossem Ohr

Motoren- und Schraubengeräusche. Wir warteten auf Nacht und Flut. Wir gingen auf Seehöhe hoch. Wir liessen uns zwischen zwei Inseln hindurch in die Frenchman-Bai spülen. Wenn die amerikanische Küstenverteidigung nicht geschlafen hätte, wären wir längst entdeckt worden. Die Wachen hatten sich später alle vor dem Kriegsgericht zu verantworten. Die Amerikaner hatten ihre Horch- und selbst ihre Radargeräte nicht benutzt. Sie hatten ihren Sieg schon in der Tasche, während wir um unser Leben zitterten.

Strom musste gespart werden. Es gab kein warmes Essen mehr. Während das Boot von vorne bis hinten zur Sprengung fertig gemacht wurde, richtete der Koch kalte Platten. Der Kapitän stiftete mir aus seinem Dispositionsfonds zehn Liter Wasser zum Waschen. Der erste Wachoffizier säbelte mit einer Haarschneidemaschine meinen Bart herunter. Den Rest schaffte die Rasierklinge beim dritten Versuch.

Wir konnten es nicht glauben. Noch nicht ausfindig gemacht. Noch keine Wasserbomben! Noch keine U-Boot-Jäger! Noch keine Fliegerangriffe! Wir assen Sandwiches und warteten auf die Nacht. Die Männer kamen an mir vorbei, drückten mir die Hand. Ich hatte als Wachoffizier ausgeholfen und sie dabei alle kennengelernt. Den Koch zum Beispiel, der in der ganzen Marine als Original bekannt war. Auf jeder Fahrt wurde er seekrank, und nach jeder Rückkehr meldete er sich wieder freiwillig zur nächsten. Die Männer stammelten Wünsche. Sie wollten uns fragen. Sie wollten uns warnen, bedauern, bewundern. Ich überlegte mir lange, ob ich in Uniform oder in Zivil an Land gehen sollte. Ging ich in Uniform und wurde gefasst, musste man mich als Kriegsgefangenen behandeln. Zog ich

Zivil an, war ich Spion und wurde gehängt. Ausziehen musste ich die Uniform auf jeden Fall einmal, denn ich konnte in Amerika nicht als deutscher Marinebaurat herumlaufen. Das Vergraben der Uniform erschien mir riskanter als die Landung in Zivil. Auch Billy musste seine Uniform ausziehen. Er war grün vor Angst. Er schlotterte.

«Es ist noch lange nicht so weit», sagte ich zu ihm. «Wenn wir erst an der Küste sind, haben wir es geschafft. Hier in der Bucht ist es viel gefährlicher als an Land.»

«In zwei Stunden tauchen wir auf», sagte Hilbig. «Wir wollen feststellen, wie weit wir an die Küste noch herangehen können. Ich lasse das Boot rückwärtslaufen. Wir bleiben aufgetaucht, während Sie an Land rudern. Ich glaube, Sie haben Feuerschutz nötig.» «Hauen Sie lieber ab», antwortete ich.

«Nein», sagte er, «ich habe den Befehl, Sie heil an Land zu setzen. Das gehört dazu.»

Eine Stunde noch, eine halbe, eine viertel. Ich stand neben dem Kommandanten. Er sah auf seine Armbanduhr. Wir schalteten unsere Horchgeräte ein. Nichts zu vernehmen.

«Auf Sehrohtiefe auftauchen!» befahl der Kommandant.

Fast lautlos schob sich das Boot nach oben. Das Sehrohr wurde ausgeschoben. Wir beobachteten mit dem Periskop die Küste. Es wimmelte dort von Verkehr. Wir waren noch zu früh daran.

Die Motoren gingen langsamer als unsere Pulse. Wir standen im Turm, sahen uns an, rauchten, verglichen die Uhrzeit. Vor mir, im Sehrohr, lag zum Greifen nahe die Küste des Landes,

in das ich mich einschleichen musste. Es wirkte ganz anders, als es am Kartentisch in Berlin ausgesehen hatte. Eine Landzunge, eingesäumt von Schilf, von Hecken, dahinter ein Wald, halbiert von einer Strasse, auf der sich die Scheinwerfer der Autos hin und her bewegten. Der Mond hatte das Schilf, die Hecken, den Wald mit einem milchigen Schleier überzogen. Vom Land her trieben Nebelfetzen auf uns zu. Das war günstig für das «Unternehmen Elster». Drei Dinge brauchten wir: Zeit, Nebel und Glück.

Eine frische Brise zog den Nebel wieder weg. Auf einmal lag wieder alles klar und überdeutlich vor uns. Mit dem phantastisch vergrössernden Sehrohr konnte man jeden Strauch und jeden Ast abtasten. Wir waren vielleicht noch 350 Meter vom Land entfernt.

«Ich will versuchen, noch etwas näher an die Küste heranzukommen», sagte Kapitänleutnant Hilbig. «Ich drehe das Boot noch einmal herum. Ich muss nur ganz vorsichtig sein, damit meine Schraube nicht hängenbleibt.»

Das Boot wendete. Seine Maschinen liefen gedrosselt. Halblaut und regelmässig. Maschinen haben keine Augen, kein Herz, kein Gefühl. Der Navigationsmaat rief pausenlos die Seetiefen aus: 22 Meter, 20 Meter, 18 Meter, 22 Meter. Der Kommandant presste die Lippen aufeinander. Er sagte kein Wort. Er gab nicht einmal Kommandos. Seine Leute lasen sie ihm vom Gesicht ab. Wir kamen noch einmal um 60 bis 70 Meter näher an das Land heran. Nur unser Turm ragte aus dem Wasser. Links stand ein Haus. Es war unbeleuchtet. Wir suchten es mit den Gläsern ab. Nichts rührte sich. Gar nichts. Wieder kam ein Lastauto die Strasse entlang. Ein Personenwagen überholte es. Man konnte es deutlich beobachten. Zwei Hunde rauften miteinander. Ihr Gejaule hörte sich an, als ob ein klei-

nes Kind unbeherrscht weinte.

«Jetzt geht es los», sagte ich.

Der Kommandant nickte.

«Moment», erwiderte er, «zuerst stellen wir unsere Geschütze und Maschinengewehre auf das Ufer ein. Wenn Sie überrascht werden, springen Sie in das Wasser und kommen auf uns zu. Ich werde in der Zwischenzeit den Leuten am Ufer etwas Arbeit machen.»

Das Schlauchboot wurde geholt. Sein Rumpf war noch schlaff und leer. Es konnte erst an Deck aufgepumpt werden, weil es sonst nicht durch das enge Turmluk gegangen wäre.

«Wir warten nach Ihrer Landung noch zwanzig Minuten», sagte der Kommandant. «Wenn sich nichts rührt, fahren wir zurück. Wir können morgen oder in ein paar Tagen einen neuerlichen Treffpunkt ausmachen. Sie erreichen uns ja mit Ihrem Sender jederzeit.»

«Wenn ich die Landung überstehe, komme ich durch», erwiderte ich.

Als wir das Schlauchboot durch das Luk zogen, kam ein Lichtschein auf uns zu. Immer näher. Bei Nacht hat man immer die Empfindung, direkt vor dem Scheinwerfer zu stehen, selbst wenn er noch einen Kilometer entfernt ist.

Das Schlauchboot wurde zurückgeworfen. Wir verharrten regungslos. Es war ein Personenwagen. Wir hatten ihn im Sehrohr. Er war jetzt an der Stelle, an der die Strasse am dichtesten an die Küste heranführt. Gleich musste sich das Licht wieder entfernen. Eine Sekunde noch, zwei Sekunden. Wir kannten die Kurve schon von den Lastautos.

Aber das Licht entfernte sich nicht. Es kam näher auf uns zu. Es war gespenstisch. Ein Fahrzeug verlässt die Strasse.

Warum? Wie ist das möglich? Wir sahen uns an. Wir verfolgten das Auto mit den Gläsern. Es mochte jetzt 100, 150, 200 Meter neben der Strasse sein.

Und wieder kam der Nebel. Und wieder waren wir für ein paar Minuten blind. War es ein Wagen der Küstenwache? Oder eine Landpatrouille der Marine? Wir wussten genau, wie die amerikanische Küstenverteidigung organisiert war. Knapp an der Dreimeilenzone fuhren die Zerstörer hin und her. Marineflugzeuge beobachteten ständig die Küste. Der Strand wurde von Landpatrouillen der «Coast Guard» nach einem genau ausgeklügelten Plan abgegangen. Die Strassen an der Küste waren von Heeresjeeps befahren. Fünf, sechs Sperrkreise hatte das amerikanische Verteidigungsministerium gezogen.

«Sehen Sie sich das an», sagte der Kommandant.

Der Nebel hatte sich wieder verzogen. Der Mond kam stärker hervor. Ich presste das Glas gegen meine Augen und sah den Wagen. War es ein Traum? Eine Einbildung? Da sass ein Mann am Steuer. Eine Frau neben ihm. Er hatte seinen Arm um sie gelegt. Die Gesichter waren ganz nahe beieinander. Ein Stelldichein im Auto? An jeder amerikanischen Strasse gibt es das. Die Amerikaner steigen nicht aus dem Auto, wenn sie einen Gottesdienst besuchen oder wenn sie sich einen Wildwestfilm ansehen. Warum sollten sie es beim Küssen tun?

Wie oft bin ich selbst an irgendeine Küste gefahren mit einem Mädchen neben mir! In Lima zum Beispiel, mit Evelyn Texter. Überall gibt es eine Evelyn Texter. Und immer braucht man sie, wenn man ein paar Whisky zu viel und ein paar Zärtlichkeiten zuwenig hat. «Lovers' Lanes» (Liebespfade) gibt es in Amerika in Massen. Plötzlich kann man von der Strasse ab-

zweigen, über ebenes Gelände, über eine Wiese, zu einer Schneise. Hier ist man allein. Flüstert, küsst, schwört Treue. Nur pflegt man dabei die Innenbeleuchtung des Wagens auszuschnalten, was unser Pärchen offensichtlich vergessen hatte. Wir beobachteten es durch das Fernrohr. Vielleicht täuschten wir uns? Ich starrte auf den Wagen. Aber je länger ich hinsah, desto verschwommener wurde das Bild. Zwanzig Minuten standen wir und belauerten das Paar. Wir wollten schon unsere Landeoperation verschieben, da lief der Motor wieder an. Der Wagen fuhr in die Nacht zurück ...

Fast im gleichen Augenblick fiel Schnee in dicken, nassen Flocken. «Los!» sagte ich zu Billy.

Das Schlauchboot kam wieder an Deck. Der Pressluftschlauch wurde angesetzt. In ein paar Sekunden war es aufgeblasen. Zwei kräftige Matrosen standen bereit. Um das Geräusch zu dämpfen, hatten sie ihre Ruder mit Lumpen umwickelt. Der Kommandant gab mir die Hand. «Alles Gute», sagte er. «Sie haben es nötig. Ich komme sofort zurück, wenn Sie mich rufen.»

Ich nickte. Jeden Schritt machte ich jetzt mechanisch. Ich zog Billy neben mir her. Er war starr vor Angst und stierte mit aufgerissenen Augen zur Küste.

«Gleich haben wir es», sagte ich.

Das Schlauchboot wurde vorsichtig auf das Wasser gesetzt. Wir stiegen ein.

Der Schnee kam vom Land her. Er schloss uns die Augen. Es war leichter Wellengang. Wir sassen; die beiden Matrosen ruderten, gleichmässig und zügig.

Fünf Meter waren wir weg von U 1230, zehn, fünfzehn, zwanzig.

Zwei Minuten würden wir bis zur Küste brauchen, vielleicht auch drei oder vier. Wir sassen wie zwei Drohnen.

Ich hatte mich einmal am Wannsee von einem Mädchen rudern lassen. Ich war natürlich schwerer als meine Begleiterin, und das Boot neigte sich auf meine Seite. Sie wollte unbedingt ausprobieren, ob sie mich durch den See rudern könnte. Ihr Gesicht lief rot an. Der Wind löste ein paar Locken aus ihren Haaren und blies sie ihr in die Stirne. Ich überlegte mir, was sie wohl machen würde, wenn ich sie ihr wegküsste. Jetzt, bei der Landung, bei der Operation um Leben und Tod fiel mir das ein. Im Augenblick der Gefahr versucht man oft zu zweifeln, an etwas Angenehmes zu denken.

Wir hatten etwa die halbe Strecke zurückgelegt. Noch 120,130 Meter.

Am Horizont erschienen wieder die Scheinwerfer eines Lastautos. Wir hörten den Motor. Dritter Gang, dachte ich. Ungefährlich. Fährt weiter. Wenn er halten wollte, hätte er längst zurückgeschaltet.

80 Meter noch. Ich hatte zwei Pistolen in der Tasche. Sie waren beide entsichert. Was hätte ich getan, wenn ich am Strand ein feindliches U-Boot beobachtet hätte? Was wohl? Wenn ich allein wäre – gar nichts. Oder Verstärkung holen. Oder beobachten. Weiss man denn, wie viele Augen die Dunkelheit hat? – Noch 50 Meter.

«Denken Sie an den Fall Dasch», hatte Oberst M. zu mir gesagt. «Seien Sie kein Narr. Haben Sie noch die Geschichte seiner Landung im Kopf?»

«Ja», hatte ich erwidert.

«Dasch war von einem Küstenwächter überrascht worden, von einem alten, dummen Mann. Er hat mit ihm lange palavert, statt ihn umzulegen. Lassen Sie diesen Unsinn beiseite. Schiessen Sie, Mann! Es geht um Ihr Leben!» Er hatte eine Pause gemacht und sich eine Zigarette angezündet. «Und um Ihren Auftrag», hatte er hinzugefügt.

Was tun, wenn der Mensch, der mich überraschte, eine Frau, ein Kind, ein alter Mann war? Ich habe vieles tun müssen, was ich ablehnte, verachtete, hasste. Aber ich hätte es wohl nie fertiggebracht, auf Frauen und Kinder zu schiessen. Ich hatte mit Kapitänleutnant Hilbig vereinbart, dass ich versuchen würde, einen eventuellen Zeugen gefangenzunehmen und auf das U-Boot zu schaffen. Während der ganzen Fahrt hatte ich mir diese fixe Idee eingeredet. Ich hatte mir ausgemalt, wie die Leute in Kiel staunen würden, wenn U 1230 mit einem Gefangenen zurückkam, den ich mir direkt vom amerikanischen Festland geholt hatte.

Mit einem feinen Knirschen stiess das Schlauchboot gegen das Ufer. Wir waren da. Die beiden Matrosen blieben sitzen. Sie wollten etwas sagen.

Ich winkte ab. «Pst!»

Ich gab ihnen die Hand.

Ich steckte eine Pistole in meine linke Tasche. Die andere behielt ich in der Hand. Wir hatten den Inhalt des Seesacks auf zwei Koffer mittlerer Grösse verteilt.

Ich gab Billy einen Tritt. Er wollte nicht aussteigen.

Wir gingen an Land. Jeder einen Koffer und eine Pistole in der Hand. Der Boden war moosig. Er quietschte bei jedem Schritt. Nach zehn, fünfzehn Metern wurde er fester. Es fiel immer noch Schnee. Äste schlugen uns in das Gesicht. Geräusche liessen sich nicht vermeiden.

Als Kind hatte ich gerne Indianer gespielt. Das hier war ein anderes Spiel. Zum Teufel damit!

Jetzt stiess das Schlauchboot ab. Die beiden Matrosen hatten noch ein paar Minuten gewartet, obwohl sie sofort zum U-Boot zurückrudern sollten. Wir konnten mit blossen Augen noch U 1230 sehen. Hilbig wartete. Seine Geschütze zeigten immer noch auf die Strasse.

Wir waren durch das Gestrüpp hindurch und kamen in den Wald. «Das Schlimmste ist überstanden», sagte ich. «Billy, wenn uns einer anspricht, antwortest du.» Ich hatte auf einmal kein Zutrauen zu meinem Englisch mehr. Es war Lampenfieber. Ich überlegte mir, wie einzelne Worte auf Englisch heissen. Sie fielen mir nicht ein. Neben meiner Uhr hatte ich einen winzigen Leuchtkompass. Die Richtung, die ich im Wald einschlagen würde, hatte ich schon in Deutschland ausgerechnet. Die nächste grössere Ortschaft war Ellsworth. Es war eine Kleinstadt in vielleicht drei, vier Kilometern Entfernung. Wir wollten nicht dorthin. In Kleinstädten fällt man immer auf.

Das Gehen im Wald wurde beschwerlich. Wir stolperten über Wurzeln, fielen und rafften uns wieder auf. Die verfluchten Koffer! Es hatte keinen Sinn. Wir mussten auf die Strasse. Und wenn wir in Teufels Küche kommen würden.

Wir stapften am Rande der Stadt entlang. Ich links, Billy rechts. Das erste Auto kam. Der Scheinwerfer kroch uns von den Füßen bis zum Hals entlang. Der Wagen kam näher. Es wurde immer heller. Wir kamen uns nackt vor, ertappt, gefasst. Billy wollte mit einem Satz nach rechts in den Wald verschwinden. Ich hielt ihn zurück. «Bleib, du Idiot!» zischte ich. «Wenn du jetzt in den Wald türmst, machst du dich viel verdächtiger, als wenn du auf der Strasse weitermarschierst.»

Wie lange braucht ein Lastauto, bis es einen Fussgänger überholt? Es fuhr an uns vorbei. An den Bordwänden stand: «Melas potato chips, the best of Boston.» An der Rückseite konnte man lesen: «Der Tod ist so andauernd, fahr vorsichtig!»

«Na, siehst du», sagte ich zu Billy. «Es ist ganz einfach.

Und auf der Strasse geht es sich viel besser als im Wald.» Er nickte. Auf einmal hatte er seine Nerven wieder in der Gewalt. Es ist doch gut, dass ich ihn mitgenommen habe, dachte ich. Wie nahe wir bereits in dieser Stunde auf der Strasse von Ellsworth nach Boston der Verhaftung waren, erfuhren wir erst später. Ganz Amerika war natürlich von der Abteilung «Psychologische Kriegsführung» von früh bis spät vor Spionen und Saboteuren gewarnt worden. Zuerst hatte ganz Amerika willig die Psychose der «Fünften Kolonne» mitgemacht. Den Amerikanern kann man alles einreden, wenn man nur genügend Geld für die Propaganda ausgibt. Aber immer nur eine Zeitlang. Der Übereifer der «Kriegspsychologen» schadete letztlich. Als nach einem halben Jahr, nach einem Jahr, nach zwei Jahren nichts Wesentliches geschehen war, nahm niemand mehr die Warnungen vor Spionen ernst. Niemand ausser der Jugend, ausser der ganz jungen Jugend.

Ein Boy-Scout war eine halbe Stunde nach unserer Landung an uns vorbeigefahren. Er hatte mit Freunden an einem Liederabend teilgenommen. Er war fünfzehn Jahre alt, hatte hellblonde, kurzgeschnittene Haare, blaue Augen, eine lebhaft Phantasie und schon einen Ansatz zum logischen Denken. Ich lernte ihn im Gerichtssaal kennen. Viel später. Und da erfuhr ich auch seine Story. Er glaubte noch an Spione. Wir hatten Koffer in der Hand. Kein Mensch trägt in Amerika Koffer, jedenfalls nicht auf abgelegener Strasse. Wir hatten keine Hüte. Jeder Mann trägt in Amerika, zumindest bei einem Überlandmarsch, einen Hut. Und wir hatten Trenchcoats an. In Amerika trägt aber jedermann, zumindest bei Schneetreiben, einen dicken Wintermantel.

Wir waren dem fünfzehnjährigen Burschen sofort verdächtig.

Aber damit begnügte er sich nicht. Die amerikanischen Pfadfinder huldigen einer eigenartigen Romantik, einer Mischung aus tätiger Nächstenliebe und praktiziertem Indianerspiel. Der Junge suchte Fussspuren und fand sie im auf geweichten Schnee. Er holte seine Taschenlampe und untersuchte sie. Er machte sich an die Arbeit und ging ihrem Ursprung nach. Er konnte sie bis zur Küste verfolgen. Er überzeugte sich davon, dass wir aus dem Wasser gekommen sein mussten. Er wusste auch schon, dass wir zu zweit waren.

Noch in der gleichen Nacht meldete es der Pfadfinder der nächsten Polizeiwache. Ein dicker Wachtmeister lachte ihn aus und gab ihm den Rat, schlafen zu gehen, damit er am nächsten Morgen bei der Mathematikaufgabe ausgeruht sei.

Der Junge gab noch nicht auf. Er setzte sich mit der örtlichen FBI in Verbindung. Zuerst wollten ihn die Beamten hinauswerfen, aber sie merkten, dass er sich nicht abweisen liess. Deshalb hörten sie ihn widerwillig an. Er beschrieb seine Beobachtung, begründete sie, meldete die Richtung, in der wir uns entfernt hatten.

«Du bist sehr tüchtig, Boy», sagte ein Beamter zu ihm. «Mach nur so weiter. Dann wirst du einmal ein ausgezeichnetet Soldat. Aber bis dahin ist leider der Krieg schon aus. Nee, Spione gibt es schon lange nicht mehr. Nur die Boy-Scouts stöbern sie noch auf. Jeden Tag fünfzig Stück ...»

Von diesem Zwischenfall wussten wir nichts, als wir auf der Strasse weiterwalzten, müde, nervös und schon ein wenig apathisch, wenn wir nicht gerade im Lichtkegel eines Scheinwerfers standen. Die Haare hingen uns in die schweissnasse Stirn. Die Füsse schmerzten. Die Arme waren lahm vom Koffertra-

gen. Ich gab mich keiner Illusion hin: Wir sahen bestenfalls aus wie Einbrecher. Selbst dem dümmsten Polizisten mussten wir auffallen. Zumindest unsere Koffer würde er sich ansehen wollen. Und dann waren wir geliefert. Oder ich schoss ihn über den Haufen, wie von Oberst M. befohlen. Vielleicht hängten sie mich dann vier Wochen früher ...

Wieder kam uns ein Auto entgegen. Die Augen schmerzten. Der Kerl am Steuer blendete nicht ab, aber er verlangsamte die Fahrt. Der Fahrer schaltete zurück. Es war ein leichtes, knirschendes Geräusch. Die Kupplung war wohl nicht mehr ganz in Ordnung. Ich langte in die Tasche. Ich hatte den Finger am Abzug.

Der Wagen kam langsam auf uns zu und – hielt. Der Fahrer kurbelte die Scheibe herunter.

«Hallo, Boys!» rief er über die Strasse.

Billy wollte davonlaufen. Ich hielt ihn zurück.

«Los!» sagte ich zu ihm. «Gehen wir 'rüber.»

Der Mann im Wagen war allein. Wir atmeten auf. Er war vielleicht fünfzig Jahre alt, hatte ein pausbäckiges Gesicht und sprach Nordost-Dialekt.

«Wie seht ihr denn aus?» fragte er. «Wo wollt ihr hin?» Ich hatte Billy genau eingeschärft, was er zu sagen hatte. Es musste funktionieren. Eine Gelegenheit wie diese würden wir nie mehr wieder haben. Er warf mir einen zögernden Blick zu, aber ich blitzte ihn so an, dass er endgültig Bescheid wusste.

«Wir haben Pech gehabt», sagte er. «Eine verdammte Geschichte.»

Er deutete auf mich.

«Das ist ein Freund von mir. Der bringt vor lauter Ärger schon das Maul nicht mehr auf. Ich bin in den Graben gefahren. Mit seinem Wagen. Und jetzt kannst du dir denken, was da los ist.»

«Habt ihr Geld?»

«Ja, natürlich.»

«Und wo wollt ihr hin?»

«Wir müssen nach Bangor.»

«Ihr habt Glück», erwiderte der Pausbäckige. «Das ist nämlich ein Taxi. Nur sozusagen ausser Dienst. Aber es verdient auch ausserdienstlich gern ein paar Dollar.» Wir stiegen ein. Billy vorne rechts neben dem Fahrer. Ich hinten. Die Hand immer noch in der Tasche. Den Finger immer noch am Abzug des Colts. Wie in einem kitschigen Kriminalreisser. Ich hatte noch nie einen Mann getötet. Wie würde es sein, wenn ich gezwungen wäre, es zu tun? Den Mann zum Beispiel, der zwei Meter vor mir sass, der sich mit Billy unterhielt, der von seiner achtjährigen Tochter sprach, die sich vom Christkind zu Weihnachten ein Trampelauto wünschte. Ein rotes Trampelauto, nicht mehr neu, gebraucht. Denn auch in Amerika gibt es Leute, die den Dollar zweimal umdrehen müssen, bevor sie ihn ausgeben.

«Was macht ihr mit eurem Wagen?» fragte der Mann.

«Um den ist es nicht mehr sehr schade», erwiderte Billy lachend. «Schon ein gan? alter Kasten. Wir lassen ihn morgen aus dem Graben herausziehen. Vielleicht lassen wir ihn aber auch liegen.» Der Fahrer lachte.

«Ich habe mir schon zuerst überlegt, ob ich überhaupt anhalten soll. Sehr toll habt ihr nicht ausgesehen... Aber dann dachte ich mir gleich, dass ihr irgendeinen Unfall gehabt habt. Wer läuft schon bei so einem Sauwetter, mit einem Koffer in der Hand, freiwillig im Wald herum...» «Wie weit ist es noch?» fragte Billy.

«Oh, so zehn Minuten vielleicht. Soll ich schneller fahren?»

«Nein», antwortete Billy. «Es geht schon noch. So eilig haben wir es auch wieder nicht.»

Ich sprach kein Wort. Ich sass zusammengeduckt auf dem Wagenpolster, die Koffer neben mir. Ich hoffte, dass alles gutgehen würde. Aber ich wusste auch, wenn etwas schiefging, wenn der Mann Schwierigkeiten machte, wenn er Umwege fuhr, dass ich zum Äussersten entschlossen war. Es war die Nacht vom 29. auf 30. November. Wir waren um 23 Uhr 02 an Land eines feindlichen Staates gegangen. Wir hatten acht Minuten gebraucht, um die Strasse zu erreichen. Wir waren zwölf Minuten auf der Strasse gegangen, bis uns der Taxifahrer begegnete. Wir fuhren jetzt sechs Minuten in dem Taxi. Es musste jetzt 23 Uhr 30 sein, wenn meine Schätzung stimmte. Ich sah auf die Uhr. Amerikanisches Modell natürlich, unter Schwierigkeiten in Deutschland besorgt. Ich hatte mich um siebeneinhalb Minuten mit der Zeit verrechnet. Ich hörte der Unterhaltung zu und überlegte, ob wir in Bangor den von Kanada kommenden Zug noch erreichen würden.

Es konnte klappen. Ich sass und sagte in Gedanken immer wieder vor mich hin:

Ich heisse Edward Green, bin dreiunddreissig Jahre alt und in Ehren aus der amerikanischen Marine krankheitshalber entlassen. Letzter Dienstgrad Captain. Ich bin geboren in Bridgeport, Staat Connecticut... Ich heisse Edward Green, bin dreiunddreissig Jahre alt, dreiunddreissig Jahre und zwei Monate, und bin aus der amerikanischen Marine entlassen. Wegen Krankheit. In Ehren ...

«Das sind schon die Lichter von Bangor», sagte der Taxifahrer. «Wo soll ich euch absetzen?»

«Am Bahnhof», antwortete Billy.

Das war natürlich Leichtsinn. Aber er war berechtigt. Am

leichtsinnigsten war es für uns, noch lange in der Nähe der Landungsstelle herumzugeistern.

Billy zahlte. Sechs Dollar. Ich sprach immer noch kein Wort. Ich hatte beide Koffer. Ich versuchte, in deutlicher Gemächlichkeit auf den Warteraum zuzugehen. Billy stand schon am Schalter. Er löste zwei Fahrkarten nach Portland. Der Zug lief in vier Minuten ein. Wir hatten ihn noch rechtzeitig erreicht. Das war ein Umstand, den wir vorher nicht erwarten konnten. Wir saßen in einem typischen amerikanischen «Daycoach», in dem jeder jeden sah und jeder jedermanns Erzählungen hörte. In der Anlage war der Wagen dem Waggon eines deutschen Personenzugs ähnlich. In einer Ecke saßen fünf lärmende Gis. Sie hatten eine halbvolle Flasche Whisky bei sich und erzählten Schauergeschichten über eine Elizabeth. Ihnen am nächsten sass ein Pfarrer. Er bewegte ständig die Lippen, wie wenn er beten würde. Zwei Farmersfrauen unterhielten sich über Hühnerzucht. Der Zug fuhr schnell, angenehm gefedert, durch die Nacht.

Billy und ich sprachen kein Wort miteinander. Unsere beiden Koffer waren im Gepäcknetz verstaut. Ich versuchte, so wenig wie möglich zu ihnen hinzusehen.

Noch zwanzig Minuten, noch sechzehn, noch zehn, noch vier. Die Lichter von Portland. Durch die Sperre noch. Dann waren wir wieder ein Stück weiter.

Die Soldaten machten Krach am Bahnsteig. Ein Offizier drehte sich unwillig nach ihnen um. Sie gingen ein paar Schritte weiter und schimpften auf die «damned officers». Die leere Flasche warfen sie auf die Schienen. Alles, was jetzt, eine Stunde nach Mitternacht, noch unterwegs war, wurde von den Gis abgelenkt. Die Leute lachten oder schimpften über die

Soldaten und vergassen darüber, dass wir keine richtigen Wintermäntel trugen und barhäuptig durch das Schneetreiben liefen.

Aufregung macht Hunger. Wir stellten unsere Koffer in der Gepäckaufbewahrung sicher. Die ganze Zukunft des «Unternehmens Elster» hing an einem gelben Zettel, mit dessen Hilfe und zwanzig Cents ich mir den Sender, die Geheimtinte, die Diamanten, die Dollars und die Waffen wieder abholen konnte.

Wir verliessen das Bahnhofsgebäude und liefen ein paar Hauptstrassen entlang. Sie waren belebter, als es deutsche Strassen 1944 zu sein pflegten. In den Schaufenstern geisterte schon «Santa Claus», der Weihnachtsmann, herum. Aus Deutschland war er längst geflüchtet. Er trug einen weissen Wattebart, einen roten Mantel und eine Bischofsmütze, wie eh und je.

Neonlicht war an der Nachtordnung. Verdunkelung gab es nicht. Alles war noch in den Schaufenstern zu sehen: goldene Armbanduhren, Füllfederhalter, Brieftaschen, Lebensmittel, Spirituosen, Zigaretten. Knapp war höchstens das Geld.

Das Schneetreiben hatte aufgehört. Wir gingen zurück zum Bahnhof. Wir hatten noch eineinhalb Stunden Zeit, dann ging es weiter nach Boston. Wenn unsere Landung doch bemerkt worden war – in Boston konnte uns am nächsten Morgen noch niemand vermuten. Boston hatte nur einen einzigen Haken: es war die Geburtsstadt von Billy Colepough. Wir konnten Boston nicht vermeiden. Aber ich war mir darüber im Klaren, dass ich meinen Begleiter dort keine Sekunde aus den Augen lassen durfte. Er hatte Verwandte, Angehörige, Freunde in der Millionenstadt. Und er wurde nervöser, je näher es auf sie zuing.

In der Bahnhofshalle stiessen wir auf ein fahrbares Büfett. Ein

Mann im weissen Kittel fragte uns, was wir wollten. «Ham and Eggs», erwiderte ich. Es waren meine ersten drei Worte Englisch, die ich seit der Landung sprach. «Und welches Brot dazu?» fragte der Mann.

Ich erlebte meine erste Panne. Welches Brot? Gibt es denn verschiedenes Brot? Ich stutzte.

Der Mann fragte noch einmal:

«Welches Brot wollen Sie zu Ihrem Schinken mit Ei haben?»

«Geben Sie mir irgendeines», erwiderte ich.

Er sah mich verwundert an.

«Möchten Sie vielleicht Toast?»

«Ja», entgegnete ich, «Toast ist ausgezeichnet.»

Ich ass, so schnell ich konnte, und verschwand. Die Tatsache, dass es in Amerika auch im Krieg noch fünf Sorten Brot gibt, hatte mir ein Bein gestellt. Der Mann war zweifellos stutzig geworden.

Wir sassen im Zug von Portland nach Boston. Die Panne am rollenden Büfett hatte mich wieder unsicher gemacht. Alles hatte ich in Deutschland schulmässig geübt, aber auf die fünf Brotsorten war ich nicht vorbereitet gewesen. Ich ging meine Amerika-Kenntnisse noch einmal durch. Ich fragte und antwortete mir selbst, wie lang der Mississippi, wie hoch das Empire State Building ist, wie die letzten zehn amerikanischen Präsidenten hiessen und wer im Baseball führte.

Ich weiss nicht mehr, wie lange wir gefahren sind. Es dämmerte jedenfalls, als wir aus dem Zug stiegen.

Wir mussten ein Hotel suchen. Wir fanden es in der Nähe des Bahnhofs. In Amerika gibt es keine Meldepflicht. Genau betrachtet hat man nicht einmal einen richtigen Ausweis. Man gibt seinen Namen an, zahlt, wohnt und geht. Wir mieteten

uns im «Essex» ein. Der Mann am Empfang schrieb unsere Namen in ein schwarzes Buch, ohne uns zu betrachten. Ich war meiner Sache ziemlich sicher, dass er uns hinterher nicht beschreiben konnte. Wir hatten ein Doppelzimmer. Wir schliefen bis Mittag. Es wäre richtiger gewesen, in verschiedenen Hotels zu wohnen. Aber ich musste aufpassen, dass Billy in Boston keine Dummheiten machte. Wir assen in einem billigen Massenrestaurant. Danach gingen wir in ein Warenhaus in der Nähe des Bahnhofs. Ich kaufte mir gleich zwei Hüte. Wir erstanden dicke Wintermäntel. Meinen Trenchcoat hatte ich nur ein einziges Mal noch an: in New York. Ich war in einen Laden gegangen, um mir eine Krawatte zu kaufen.

Der Verkäufer deutete auf meinen Mantel.

«Der ist aber nicht aus den Staaten», sagte er.

«Wieso?» erwiderte ich.

«Ich sehe das sofort an Stoff und Schnitt.»

«Sie haben recht», erklärte ich. «Der Mantel stammt aus Spanien.» An diesem Tag trennte ich mich endgültig von ihm.

Wir gingen in das «Essex» zurück und legten uns mit Hut und Mantel in das Bett, damit die Kleidungsstücke nicht mehr so neu aussahen. Ich hatte einmal gelesen, dass der (damalige) britische Aussenminister Eden auf diese Weise seinen Anzügen das Unfeine des Tiptopp-Neuen nimmt – das kam mir jetzt zustatten. Am nächsten Tag wollten wir nach New York Weiterreisen. Nachts fühlten wir uns in Boston sicherer als im Eisenbahnabteil. Um zehn Uhr grinnten uns die Tapeten an. Unser Zimmer war nicht das vornehmste. Ich wollte es zuerst nicht verlassen. Aber dann erschien es mir falsch, mich zu isolieren. Ich musste unter die Leute, um mich zu akklimatisieren. Ich musste mit den Leuten sprechen, um meine Hemmungen

zu verlieren. Mein Englisch hatte einen kleinen Akzent. Keinen deutschen, eher schon einen skandinavischen. Aber wie viele Amerikaner gibt es schon – von den dort geborenen abgesehen –, die akzentfrei die englische Sprache beherrschen? Ich musste dahin gehen, wo man mich am wenigsten erwartete – wenn man mich erwartete. Ich entschloss mich für die Nachbar «The Carousel».

Die Bar drehte sich nebst Barschemel und den daraufsitzen den Gästen um ihre eigene Achse. Nur die Kellner, in der Mitte der Theke, standen fest auf ihren eigenen Beinen. Es gab echten schottischen Whisky. Die Flaschen waren bestimmt sicherer über den Atlantik gekommen als ich mit U1230. Eine fünfköpfige Kapelle spielte «hot» und «sweet» – je nach Wunsch. Die Wünsche kosteten nichts.

Wir tranken. Die Spannung löste sich. Aber sooft neue Gäste durch die Türe kamen, war sie wieder da. Wussten wir denn, ob wir keinen Bekannten Billys begegneten? Zwar war Colepough vier, fünf Jahre nicht mehr hier gewesen, aber ist das Leben eines Agenten nicht ein ständiger Kampf mit dem tödlichen Zufall?

Eine überblonde Sängerin produzierte sich in einem schreiend lila Abendkleid. Sie rauchte, auch während sie sang, aus einer riesigen Zigaretten spitze. Billy stürzte sich sofort auf sie. Ohne ein auch nur angedeutetes Zögern nahm sie zwischen uns an der Theke Platz.

«Ihr seid nicht von hier?» fragte sie.

«Nein», erwiderte Billy.

«Wer ist denn das da?» sagte sie und deutete auf mich.

«Ein Freund.»

«Schweigsame Freunde hast du.» Sie drehte sich zu mir herum. «Wie heisst du?»

«Edward.»

«Ich habe schon hübschere Namen gehört. Aber du gefällst mir. Gehen wir tanzen?»

«Hier tanzt doch niemand», sagte ich.

«Aber im Nebenraum», entgegnete sie.

Die Musik wurde mit einem Lautsprecher übertragen. Elly schmiegte sich eng an mich. Sie verstand jedes Wort, das ich sagte. Sie fragte nicht weiter, woher ich kam und nicht, wohin ich wollte.

Der Ober brachte Champagner. Wir stiessen mit den Gläsern an. Es klang hell und fröhlich. Der Champagner war vom Reichssicherheitshauptamt bezahlt. Er schmeckte trotzdem. Ich sah auf die Uhr. Ich hatte noch ein paar Stunden Zeit. Morgen um neun Uhr zwei ging mein Zug. Der Zug, der mich nach New York brachte, nach der Stadt, in der ich meinen ersten Auftrag zu erfüllen hatte.

Aber noch war die Flasche Pommery halb voll...

New York empfing uns mit der Gelassenheit einer Weltstadt. Es wimmelte von Soldaten, die in den nächsten Tagen nach Übersee verschifft werden sollten und sich hier noch einmal mit ihren Angehörigen trafen. Deshalb wurde die Zimmersuche zur Strapaze. Billy und ich kamen in der Grand-Central-Station an. Wir gaben unser Gepäck zur Aufbewahrung und versuchten unser Glück. Nach zwei Stunden konnten wir ein dürftiges Doppelzimmer im «Kenmore-Hall» in der 33. Strasse mieten. Die 33. Strasse liegt in Manhattan. Ich ging achtlos an den Wolkenkratzern vorbei, obwohl sie mir mächtig imponierten und ich sie noch nie aus der Nähe gesehen hatte. Aber ich durfte nicht stehenbleiben und mich durch meine Neugierde als Fremder verraten.

Wir waren jetzt drei Tage in Amerika, und wir hatten unsere

Sicherheit gefunden. Ich sprach drauflos und kümmerte mich den Teufel um meinen Akzent. Billy genoss den Whisky, das reichliche Taschengeld von 5'000 Dollar, das ich ihm kurz nach der Landung ausgezahlt hatte, und das Entgegenkommen willfähriger Mädchen, das man sich in allen Ländern der Welt für etwa zweieinhalb Dollar kaufen kann.

Meine Arbeit bestand zunächst darin, mich durch Dutzende von Zeitungen hindurchzulesen und täglich viermal das Kino zu besuchen, mich mit Zimmermädchen, Taxichauffeuren und Kellnern anzufreunden, um meine Akklimation sozusagen im Laufschrift zu erreichen. Der Krieg fand zu dieser Zeit in Amerika vorwiegend auf den Titelseiten der Zeitungen statt. Die New Yorker ignorierten ihn in einer Weise, die mir die Hoffnungslosigkeit meines Auftrags deutlich vor Augen führte. Aber ich hatte mir keine Gedanken zu machen, sondern Befehle auszuführen.

Ich ging jetzt, am dritten Tag meines Amerika-Aufenthalts, ohne Herzklopfen an den Polizisten vorüber. Ich sah den Militärstreifen lächelnd in das Gesicht. Ich verhandelte mit den Behörden, und ich geriet nicht mehr in Verlegenheit, wenn man mich fragte, welche Brotsorte ich zu meinen «Hamburgers» wünschte.

«Es ist eigentlich toll», sagte Billy, «wie die FBI schläft.

Die Leute müssten uns doch längst gefasst haben.»

«Ja», erwiderte ich, «das müssten sie.»

«Jetzt kann uns gar nichts mehr passieren. Jetzt sind wir untergetaucht. Das Schlimmste war doch die Landung.» «Das Schwierigste, ausser unserem Auftrag», entgegnete ich ihm. Aber davon wollte er nichts wissen. Er stromerte durch die Stadt und gab Trinkgelder, deren Höhe mir das Blut gerinnen liess. Ich brauchte ihn noch dringend, und ich wollte ihn bei

Laune erhalten. New York bot ihm mehr als noch vor einigen Wochen das zerbombte Berlin.

Ich ging daran, meinen Sender zusammenzustellen. Zwei Möglichkeiten hatte ich, meine Nachrichten nach Deutschland durchzugeben. Auf einem Zettel standen, natürlich mit Geheimtinte geschrieben, Deckadressen in Spanien und Portugal. Dahin zu schreiben wäre so simpel gewesen, dass wohl schon der dümmste Beamte der Postüberwachung Verdacht geschöpft hätte. Besser waren die Namen und Adressen amerikanischer Kriegsgefangener in Deutschland. Wir hatten ihre verwandtschaftlichen Beziehungen und Lebensgewohnheiten genau studiert. Ich konnte also einen fingierten Brief absenden, der durchaus echt wirkte. Zwischen den Zeilen aber, unsichtbar für den Zensor, war der eigentliche Text. Das ahnungslose Internationale Rote Kreuz sollte zum Vermittler meiner Agentenbriefe gemacht werden. Die Briefe, die an bestimmte, echte Namen und Adressen gerichtet waren, wurden in Deutschland von der Abwehr geöffnet und dechiffriert.

Aber auch dieser Weg empfahl sich nicht, weil meine Nachrichten oft Wochen gebraucht hätten, bis sie an die richtige Adresse, an das Amt VI, gelangt wären.

Ich baute mein Sendegerät zusammen. Der gute alte Kurzwellenfunk ist nach wie vor die beste Waffe eines Spions. Es gab auch während des Krieges in Amerika noch viele Amateurfunker. Die Bestimmungen waren keineswegs so streng wie in Deutschland. Wenn man das Sendegerät sah, was ich natürlich mit allen Mitteln verhindern wollte, konnte man mich immer noch für einen Amateur halten. Wichtig war nur, dass alle Teile des Geräts amerikanischer Herkunft waren. Kurzwellen-

amateure pflegten eben nicht mit deutschen Sendern zu arbeiten...

In mehreren New Yorker Radiogeschäften kaufte ich mir eine «Spezialaustattung» zusammen. Ich wollte so wenig wie möglich mit den Rundfunkhändlern zusammenkommen und betrachtete mir deshalb vorher genau ihre Auslagen, damit ich nicht umsonst bestimmte Teile verlangen musste und dadurch auffiel. Ich stand vor einer Auslage in der 33. Strasse und überlegte, ob ich hier eine 6-L-6-Röhre erstehen könnte. Hinter mir war auf den letzten hundert Metern ein massiger Stadtpolizist hergelaufen. Er schlenderte dicht am Randstein entlang, trug eine himmelblaue Uniform mit einer übergrossen Kokarde an der Mütze. Wie alle New Yorker Polizisten hatte er einen dünnen Stock in der Hand, der mit einer Schnur an seinem Finger festgehalten war, damit er ihn ständig in der Luft herumwirbeln konnte.

Der Mann ging ganz langsam, ganz nahe an mich heran. Es kroch mir langsam den Rücken hoch – der Verdacht, die Erregung, das Entsetzen. Ich blickte starr in die Auslage. Er war jetzt vielleicht noch einen Meter von mir entfernt. Wie, wenn einer der von mir besuchten Radiohändler Verdacht geschöpft und mir den Mann nachgeschickt hatte? Der Mann mit dem gutmütigen, ein wenig aufgedunsenen Gesicht sah keineswegs wie ein gewitzter Agentenfänger aus. Aber hat nicht oft durch einen Zufall der dümmste Polizist den gerissensten Spion gefasst?

Er stellte sich neben mich. An der rechten Seite trug er einen riesigen Colt, der den Gürtel nach unten zog. Er schob seine Mütze etwas nach hinten, deutete mit seinem «stik» auf einen Rundfunkempfänger und sagte:

«A very nice radio.»

«Ja», erwiderte ich, «ein sehr schönes Gerät.» «Ob es etwas taugt?» fragte er weiter.

«Das kann man nie nach dem Aussehen beurteilen», entgegnete ich.

Er brachte seine Mütze wieder auf vorschriftsmässigen Sitz.

«Vielleicht kaufe ich mir das Radio zu Weihnachten», sagte er und schlenderte langsam weiter, «mal sehen, was meine Frau dazu sagt.»

Ich erteilte meinen Nerven eine Rüge.

Ich wartete, bis er verschwunden war, und nahm ein Taxi. Dieser Tag hatte noch einige Überraschungen für mich bereit. Ich wechselte von der 12. Avenue in die 50. Strasse. Am Pier 88 lag halb versenkt die «Normandie», ein luxuriöser Ozeanriese. Das Schiff war 1941 von deutschen Saboteuren in Brand gesetzt worden.

Wir fuhren weiter. Durch New York zu fahren ist kein Vergnügen. Alle hundert, zweihundert Meter muss man halten. Ich hatte genug. Ich wollte gerade den Taxifahrer bitten, zu stoppen, da passierte es: An der Kreuzung, ich glaube auf Höhe der 28. Strasse, schaltete die Ampel auf Grün. Der Fahrer, ein etwa fünfzig Jahre alter, kleiner, untersetzter Mann, gab ruckartig Gas und fuhr mit einem Satz los. Im gleichen Augenblick lief ihm eine Fussgängerin, die den Signalwechsel nicht beachtet hatte, in den Wagen. Der Fahrer bremste und wich nach links aus. Er streifte mit dem rechten Kotflügel die Passantin, trat sofort die Bremse durch, es quietschte, der Wagen stand quer. Die Fussgängerin wurde von der Wucht des Aufpralls gegen den Gehsteig geschleudert. Sie blieb bewusstlos liegen. Es sah fürchterlich aus.

Der Fahrer war vor Aufregung grün im Gesicht geworden. Er drehte sich nach mir um und sagte stotternd:

«Sie haben das gesehen, Sir. Ich bin unschuldig. Die Frau ist mir direkt in den Wagen gelaufen. Ich habe alles getan, um zu verhindern, dass ich sie anfare.» «Ja», erwiderte ich.

Es bildete sich ein Auflauf. Der Fahrer fuhr rechts an den Gehsteig heran. Immer mehr Leute kamen auf die Unfallstelle zu. Ein junger Mann zog seine Jacke aus und legte sie der Verunglückten unter den Kopf. Zwei Polizisten kamen heran. Die Strasse wurde gesperrt. Der Auflauf vergrösserte sich von Sekunde zu Sekunde.

Los! sagte ich mir, los! Ein kleines Zögern bedeutet die Registrierung als Zeuge durch die Polizei. Man würde meinen Ausweis, meine Personalien überprüfen. Man würde auf meinen Akzent stossen. Man würde Fragen stellen, gefährliche Fragen. Ich ging die ersten paar Meter langsam. Als ich mich aus dem Kordon der Neugierigen gelöst hatte, lief ich, so schnell ich konnte. Eine Frau bemerkte mich zuerst. Sie hielt mich für den Fahrer und nahm an, dass ich davonlaufen wollte.

«Das ist er», schrie sie schrill, «haltet ihn fest!»

Hinter mir die Trillerpfeife! Passanten schrien durcheinander. Ein Mann stellte sich mir in den Weg. Ich lief auf ihn zu und stiess ihn mit dem Ellbogen beiseite.

Wäre es besser gewesen, an der Unfallstelle zu bleiben, als am hellen Tag im Laufschrift durch New York zu eilen und Passanten umzurempeln?

Ich war jetzt vielleicht vier», fünfhundert Meter von der Unglücksstelle entfernt. Ich bog in eine Querstrasse ein, ging nach links, nach rechts, wieder nach links, fand ein Taxi, wechselte es, ging in ein Warenhaus, kaufte Zitronen, eine Armbanduhr, einen neuen Hut, ass Steaks.

Niemand war hinter mir. Ich bin noch einmal davongekommen. . .

Ich ging vorsichtig zu meinem Hotel zurück. Billy war nicht da. Auf meinem Bett lag ein Zettel:

«Bin noch einen trinken gegangen. Hoffentlich hast du nichts dagegen! In zwei Stunden bin ich zurück.»

Ich legte mich auf mein Bett. Meine Senderteile hatte ich zusammen. Ich stand auf und dechiffrierte die Adresse eines New Yorker Geschäftsmanns, der mich mit Leuten der Atomindustrie zusammenbringen sollte. Ich lernte sie auswendig und verbrannte den Zettel. Ich ging im Zimmer hin und her, bestellte einen Whisky, aber er bändigte meine Unruhe nicht. Schräg gegenüber von meinem Hotel war ein kleines Kino. Ich ging hinein. Es war furchtbar. Ich sah eineinhalb Stunden lang, wie deutsche Soldaten russische Zivilisten misshandelten. Eine Russin, die einen Partisanen beherbergt hatte, lag auf einem Misthaufen und gebar ein Kind. Um sie herum standen deutsche Soldaten und rissen Witze. Dann kam die Heldin, eine blonde Russin, streichelte ihren Geliebten, einen Hauptmann der Wehrmacht, und gab zwischendurch an, wer erschossen werden sollte. Der Schmachtfetzen war an Geschmacklosigkeit und Gehässigkeit nicht zu überbieten. Es war das amerikanische Gegenstück zu Veit Harlans «Jud Süß».

Ich ging zurück in das Hotel, trank noch ein paar doppelte Whiskys und legte mich schlafen. Plötzlich war ich wach. Ich sah auf die Uhr. Drei Uhr. Das zweite Bett war leer. Billy fehlte. Ich war sofort hellwach. Ich stand auf, zog mich an, ohne Licht zu machen.

War er gefasst worden? Würde er mich verraten, wissentlich oder unwissentlich? Welche Methoden hatte die FBI, um einen Mann zum Reden zu bringen?

Ich ging aus dem Hotel. Niemand bemerkte mich, so hoffte ich. Ich lief auf die andere Strassenseite. Ein Haus war unver-

sperrt. Ich ging hinein. Ich beobachtete vom Gang aus, was sich vor meinem Hotel ereignete, überlegte, was die FBI täte, falls ... Vielleicht schickt sie mir Billy allein zurück? Vielleicht kamen Beamte und durchsuchten das Hotel. Vielleicht postierten sie sich auf der gegenüberliegenden Seite, in meiner unmittelbaren Nähe also. Ich rauchte eine Zigarette nach der anderen und verdeckte die Glut mit der hohlen Hand.

Meine Koffer waren auf meinem Zimmer. Ich hatte nur eine kleine Ledertasche mit etwas Geld und eine Pistole bei mir. Mein Beobachtungsposten war keineswegs ideal. Jeden Augenblick konnte jemand das Haus verlassen oder hereinkommen. Ein fremder Mann, der um drei Uhr früh im unbeleuchteten Gang eines Hauses steht, ist schon halb verhaftet.

Halb vier Uhr, vier Uhr. Die Nacht dehnte sich wollüstig. Sie liess sich Zeit. Und nichts war von Billy zu sehen. Ich sah schon, wie sie ihn auf einer Polizeistation ausquetschten. Ich sah sein Gesicht ganz nahe neben mir. Schweissnass, unruhig, gequält. Dann sass er plötzlich in einer Bar, eine Blondine rutschte auf seinem Schoss herum, und er steckte ihr einen zusammengerollten Fünfzig-Dollar-Schein in das Dekolleté.

Was war richtig, was war falsch an meinen Fantasiegebilden? Fünf Uhr. Nebel fiel über New York. Ob ich mein Versteck verlassen und auf der Strasse patrouillieren sollte? Das wäre bestimmt falsch, sagte ich mir. Da würde ich der ganzen Strasse, nicht nur den Hausbewohnern auffallen. Die Sekunden zogen an mir vorbei. Sechzig von ihnen sind eine Minute. Sechzig Minuten ist eine Stunde. Kein Mensch kann ahnen, wie lange sie ist, wenn er nicht regungslos, argwöhnisch, ent-

setzt auf einem Fleck steht und wartet, wartet, raucht, in die Nacht starrt, bis die Augen brennen, bis er Bewegungen sieht, die es nicht gibt, bis er Szenen erlebt, die nur in seiner Phantasie existieren!

5 Uhr 30. Der Nebel verzog sich etwas. Der Verkehr wurde dichter. Gleich werden die ersten Hausbewohner aufstehen. Vier Tage bin ich jetzt in Amerika. Ob U 1230 unbemerkt aus dem Bereich der amerikanischen Küstenverteidigung gekommen ist? Ich stand da, wartete, hoffte, zitterte und wusste nicht, dass sich zur gleichen Stunde auf hoher See eine Tragödie abspielte, die später bei meiner Verhandlung vor dem amerikanischen Kriegsgericht auf meinem Konto abgebucht werden sollte.

Kapitänleutnant Hilbig war in unendlich vorsichtiger Fahrt wieder aus der Frenchman-Bai herausgekommen. Das Boot nahm Heimatkurs. Nach zwei Tagen etwa hatte es die grösste Gefahr überstanden. Es war wieder unter Zerstörern, Minensuchbooten und Fischkuttern hindurchgetaucht. Und wieder waren die Radargeräte des Küstenschutzes abgeschaltet. Dezember 1944 ... Wer dachte denn noch an U-Boote!

160 bis 170 Meilen ist Kapitänleutnant Hilbig von der Küste entfernt. Er schnorchelt in der Nacht. Eine halbe Stunde noch, und es ist vorbei damit. Erste, kaum sichtbare Licht streifen tauchen am Horizont auf. Die «Bordkapelle», der Plattenspieler, plärrt «Heimat, deine Sterne ...», ein Lieblingsstück der Besatzung. Allnächtlich findet ein Wunschkonzert statt. Das Musikgerät steht in der Funkzentrale. Der Funker notiert die Wünsche. Die Reihenfolge wird genau eingehalten. Wer zuerst

kommt, spielt zuerst. Der Dienstgrad entscheidet nicht. Die Musik verstummt mit einem Schlag.

Achtung, heisst das. Was ist los? Ein Angriff des Feindes? Alarmtauchen?

Nein! Der Kapitän sieht genau vor sich, beleuchtet, ungeschützt, einen etwa 15'000 Tonnen grossen amerikanischen Getreidedampfer. Genau vor seinen Torpedorohren. Der erste Schuss müsste sitzen!

Sollte man das Schiff versenken? Würde man sich damit nicht alliiertes «Ehrengeleit» bis in den Heimathafen bestellen? Würde nicht die ganze schlafende Küstenwache das deutsche U-Boot über den Ozean hinweg verfolgen? Daran denkt der Kapitänleutnant in dieser Sekunde nicht. Was vor die Rohre kommt und mühelos versenkt werden kann, muss auf Grund. Das ist einfach der Ehrenkodex des U-Boot-Krieges. Den Kodex hat der Krieg geschrieben.

Der Offizier hat die Wahl zwischen einem normalen und einem elektroakustischen Torpedo. Mit dem normalen muss man sorgfältig zielen, der elektroakustische Torpedo trifft von selbst. Er ist eine der tollsten deutschen Kriegserfindungen. Wenn man mit ihm vorbeischiess, wendet er von selbst, nimmt Kurs auf das Ziel, verfolgt jede Zickzacksteuerung und ist eine Kleinigkeit schneller als das verfolgte Schiff. Eine tödliche Kleinigkeit!

«Normale Torpedos!» befiehlt Hilbig – ein elektroakustischer ist zu kostbar. U 1230 hat nur zwei dabei, und man weiss nicht, wie man sie auf der Heimfahrt braucht. Seitdem sie deutsche U-Boote mit sich führen, hüten sich die feindlichen Zerstörer vor direkten Angriffen.

«Feuer!»

Der Kapitän weiss genau, wie viele Sekunden der vernichtende Aal aus Stahl braucht. Das Getreideschiff ist ganz nah

an das U-Boot herangekommen. Es zeigt seine volle Breitseite. Es hat 59 Matrosen an Bord. Die meisten von ihnen liegen unter Deck und schlafen. Warum sollten sie auch nicht? Der Dienst ist anstrengend genug, und gleich kommt die Ablösung. Ein Tag noch, und man ist im Hafen, bei der Frau, bei den Kindern, bei der Braut.

Das Torpedo detoniert genau mittschiffs. Volltreffer!

Das Drama im Morgengrauen vollzieht sich in Sekunden. Der Tod lässt sich wenig Zeit im Krieg. Das Schiff bricht auseinander. In zwei Minuten hat das Meer die Wrackteile geschluckt. Bilanz: 46 Tote, zunächst wenigstens. Der 47. Matrose stirbt erst drei Stunden nach seiner Bergung. In drei Wochen ist der Weihnachtsabend. Wer denkt schon daran?

U 1230 zieht heimwärts, verfolgt von Zerstörern, Flugzeugen, Kreuzern, bekämpft mit Bomben aller Kaliber. Langsam kriecht das Schiff über den Ozean. Tage vergehen. Wochen. Der Koch läuft mit dickem Kopf herum. Er ist halb irr vor Zahnschmerzen. Seine Kunst leidet darunter. Es befindet sich kein Zahnarzt an Bord. Medizinische Probleme sind Sache des Kapitäns.

Auf hoher See, vom Feind gejagt, hat einmal ein Kapitän eines deutschen U-Bootes einem Mann seiner Besatzung den Blinddarm herausgenommen. Der Offizier hatte natürlich keine Ahnung von Chirurgie. Ein Maat stand neben ihm und las aus einem allgemeinverständlichen Handbuch das Notwendigste vor. Die Frage war ganz einfach: den Mann operieren oder sterben lassen? Die Operation glückte.

Dem Koch von U 1230 sollten die Zähne gezogen werden. Aber sie sassen auf Eiter. Und man durfte ihm, um eine Blutvergiftung zu vermeiden, keine örtliche Betäubungsspritze

geben. Ein paar Maate entschlossen sich, die «Operation» zu wagen. Sie wollten den Patienten mit Chloroform betäuben. Sie nahmen zuerst zu wenig, und es half nichts. Dann verabreichten sie zuviel. Der Koch fiel um. Er verkrampfte Oberkiefer und Unterkiefer. Drei Mann zogen oben und unten, um ihm den Mund zu öffnen. Vergeblich.

Die Operation wurde abgeblasen. Aber das Chloroform war zu freigebig verabreicht worden. Der Patient blieb bewusstlos. Vier Maate standen ratlos um ihn herum. Sie hatten, entgegen der Bestimmung, ihrem Kapitän nichts von dem Behandlungsversuch mitgeteilt und fürchteten, der Koch könnte an der Überdosis sterben. Nach dreizehn Stunden war er wieder bei sich. Er ertrug jetzt bereitwillig die Zahnschmerzen bis Kiel.

Ende März lief U 1230 dort ein.

Auftrag ausgeführt! Wie durch ein Wunder war die Besatzung von U 1230 heil nach Hause gekommen...

Aber jetzt, am 3. Dezember 1944, kämpfte es noch um seine Existenz. Am 3. Dezember 1944 um 5 Uhr 37 sank laut Auszug des Seefahrtsprotokolls ein amerikanisches Getreideschiff mit 47 Matrosen. Neun Wochen später wird der US-Hauptankläger vor dem Kriegsgericht zu den Richtern sagen: «Dieser Mann, Hoher Gerichtshof, dieser deutsche Spion Erich Gimpel, ist auch schuld daran, dass 47 ehrbare, tapfere Matrosen dieses Landes gestorben sind. Dass Mütter ohne Trost unter dem Weihnachtsbaum sassen und dass nun Dutzende von Kindern ohne Vater aufwachsen müssen.»

Der Ankläger wird eine Pause machen. Er ist ein glänzender Redner, eine blendende Erscheinung, ein im Pazifik mehrfach ausgezeichnete Offizier.

«Hohes Tribunal, ich habe keinen Zweifel, dass der Angeklagte mit seinem später von der FBI beschlagnahmten Sendergerät erst das deutsche U-Boot auf das Getreideschiff gehetzt hat! Wie konnte die U-Boot-Besatzung wissen, dass das Frachtschiff ausnahmsweise ohne Geleitschutz fuhr? Denken Sie an die 47 amerikanischen Seeleute, wenn Sie Ihr Urteil fällen werden! Denken Sie an den 3. Dezember 1944, 5 Uhr 37 ...»

3. Dezember, 5 Uhr 37! Ich stehe immer noch in dem Hausflur in der 33. Strasse und starre auf den Eingang des Hotels «Kennmore-Hall». Ich weiss nicht, was sich um diese Zeit auf hoher See ereignet. Ich habe auch nichts damit zu tun. Ich weiss nicht, dass der Blattschuss des U-Boots 1230 später einen wenn auch nebensächlichen Punkt der Anklage gegen mich bilden wird. Den einzigen übrigens, in dem ich unschuldig bin.

Ich warte auf Billy und ich weiss, dass ich meinen Beobachtungsposten bestenfalls noch ein paar Minuten halten kann. Die Nebelschwaden sind wie weggeblasen. Es wird von Minute zu Minute heller.

Ich muss aus dem Hausflur heraus. Ich muss mich entschliessen, entweder meine Koffer im Stich zu lassen oder im Hotelzimmer auf Billy zu warten und dabei die Verhaftung zu riskieren. Ich sehe auf meine Armbanduhr. Drei Minuten noch, rede ich mir ein. Zwei Minuten noch. Eine einzige nur.

Der Verkehr wird dichter. Arbeiter der Frühschicht passieren die Strasse. Ich gebe noch zwei Minuten zu. Und dann noch einmal vier.

Als ich aus dem Haus heraustrete, höre ich Billy, noch bevor ich ihn sehen kann. Er ist nicht allein, und er ist nicht nüchtern. Er lacht schallend. Langsam torkelt er näher. Ich kann ihn jetzt

erkennen. Der Whisky hat ein paar ungewöhnliche Konturen in sein aufgeschwemmtes Gesicht gezeichnet. Er lehnt sich gegen eine Frau. Auch sie ist nicht nüchtern. Die beiden halten sich gegenseitig umschlungen, lachen und fallen.

Eine Falle?

Ich bleibe im Hintergrund, im Schatten eines Hauses. Billy und seine Begleiterin kommen näher. Wenn sie mir im Auftrag der FBI etwas vorgaukeln, sind sie jedenfalls glänzende Schauspieler. Aber nein! Das ist echt! Das muss echt sein!

Sie stehen unter der Hoteltüre. Er hält sich an ihr fest. Sie hat überlange, hellblond gefärbte Haare, die ihr in unordentlichen Strähnen auf die Schultern fallen. Sie hat ein Gesicht, das einmal hübsch war, und eine Figur, die sich noch sehen lassen kann.

«Komm mit!» sagt Billy.

«Bist du allein?»

«Nein», erwidert er, «ein Freund ist bei mir.»

Sie lallt unartikulierte vor sich hin.

«Dann zieh aus», verstehe ich.

«Das tue ich auch noch», erwidert Billy. «Warte nur.» «Und dann kommst du zu mir», sagt sie. «Oder komm am besten gleich mit!»

Er steht zwanzig Meter von mir entfernt. Er hält sich an der Hausmauer fest. Ich würde ihn am liebsten mit Boxhieben zur Vernunft bringen. Aber ich will nicht, dass mich seine Begleiterin sieht.

«Nein», antwortet Billy. «Morgen erst... morgen komm' ich zu dir, Baby, verlass dich drauf.»

Sie geht allein weiter. Sie torkelt die Strasse entlang. Ich beschatte sie. Ich will sehen, ob sie immer noch unsicher geht, wenn sie ausserhalb des Blickfelds von «Kennmore-Hall» ist.

Zehn Minuten lang verfolge ich sie. Ich habe keine Zweifel mehr, dass sie «ehrlich» betrunken ist.

Billy hat sich schon ausgezogen, als ich zurückkomme. Es hat keinen Sinn, jetzt mit ihm zu reden. Ich warte ein paar Stunden. Tatsächlich kann ich noch einmal einschlafen.

Um neun Uhr wache ich auf. Ich ziehe Billy hoch, schleppe ihn an das Waschbecken, halte seinen Kopf unter das kalte Wasser.

«Lass mich!» schreit Billy.

«Den Teufel werde ich», erwidere ich. «Schluss jetzt mit diesem Quatsch! Du bleibst jetzt bei mir und hörst auf zu trinken!»

«Ich mache, was ich will», antwortet er.

Er steht geduckt vor mir. Er steht da, als ob er auf mich einschlagen wollte.

«Sechs Wochen auf diesem verdammten Kasten... Und dann mit dem Strick um den Hals an Land . . . Und dann endlich hier... Und da führst du dich auf wie ein Schulmeister», fährt er fort.

Seine Jacke liegt über dem Stuhl. Ich hole die Brieftasche heraus. 3'500 Dollar besitzt er noch. Billy hat in drei Tagen 1'500 Dollar ausgegeben. Wer so mit dem Geld umherwirft, fällt auf. Und wer auffällt, ist verloren.

Was soll ich tun? Ich bin auf ihn angewiesen, aber ich kann ihn nicht mit Handschellen an mich fesseln. Später, ein paar Wochen nach diesem Zwischenfall, wird ein Beamter der FBI zu mir sagen:

«Du hast nur einen einzigen Fehler gemacht... Du hättest Billy gleich nach der Landung zwischen die Augen schießen sollen...»

Billy und ich sitzen beim Frühstück. Für mich Rühreier mit Schinken, für ihn Sodawasser mit Kopfwepulver.

Er ist blass. «Ich will dir keinen Ärger machen», sagt er, «aber du verstehst das nicht. Irgendwie muss man sich erholen nach den Aufregungen.»

«Ich habe nichts dagegen», antworte ich, aber du kannst doch nicht zwanzig Dollar Trinkgeld geben für zwei Steaks und eine Flasche Wein.»

«Warum nicht?» fragt er. «Kennst du New York oder ich? Entweder ich bin dein Lotse oder nicht. In New York fällt man höchstens durch zu kleine Trinkgelder auf, nie durch zu grosse.»

Ich lasse ihn ausreden; er hört von selbst auf ...

Es ist alles bereit. Der Sender funktioniert. Billy ist wieder halbwegs bei Vernunft. Wir sind vorläufig untergekommen. Wir haben für den nächsten Tag eine neue Wohnung in Aussicht. Kein Hotel, ein Appartement. Ich kann mich endlich einigermaßen sicher bewegen. Ich habe die New Yorker Adresse dechiffriert. Die erste. Die Adresse von Mr. Brown. 41. Strasse. Ein Geschäftshaus. Mr. Brown soll sich vor ein paar Jahren bei Spionageaufträgen zugunsten Deutschlands bewährt haben. Ich werde ihn am Nachmittag besuchen.

Billy will schlafen. Von mir aus. Ich kann ihn bei der Unterredung ohnedies nicht brauchen.

Ich nehme ein Taxi und gehe die letzten sechshundert Meter zu Fuss. Mr. Brown betreibt ein Maklerbüro. Im achten Stock. Der Lift funktioniert. Das Büro besteht nur aus zwei Räumen: Vorzimmer und Chefbüro. Eine rothaarige Sekretärin empfängt mich.

«Was wollen Sie?» fragt sie.

«Zu Mr. Brown.»

«Und wie heissen Sie?»

«Kenneth W. Smith.»

«Und was wollen Sie von ihm?»

«Geschäftlich.»

«Er ist nicht da», erwidert sie. «Aber Sie können mit seiner Frau sprechen, wenn es wichtig ist.»

«So wichtig ist es nicht», entgegne ich. «Wann kommt er zurück?»

«Morgen.» Sie zündet sich eine Zigarette an, öffnet das Fenster. «Sie können ja so lange ins Kino gehen... Oder brauchen Sie einen Tip, wie man in New York die Zeit tots schlägt?»

«Danke», erwidere ich, «ich weiss Bescheid.»

Sie sieht verlockend aus, und ich würde sie am liebsten zum Essen einladen. Aber es wäre nicht gut, wenn meine Freundin Sekretärin bei einem «Geschäftsfreund» ist.

Im Amt VI schwörte man auf diesen Mr. Brown, aber man hatte beim Amt VI auf manches geschworen, was sich hinterher als Meineid herausstellte.

Ich besorge mir noch ein paar Zeitungen und gehe dann langsam in mein Hotel zurück. Zunächst zu Fuss. Die frische Luft tut mir gut. Wenn ich morgen Mr. Brown erreiche, ist eigentlich alles in Ordnung. Ich werde jetzt mit Billy zum Essen gehen, danach ein Kino besuchen und mir dann für zwei bis drei Stunden vielleicht noch eine Nachtbar ansehen.

Das letzte Stück zum Hotel fahre ich im Taxi. Ich gehe langsam an der Portierloge vorbei. Der Pförtner schüttelt den Kopf.

«Haben Sie etwas vergessen?» fragt er.

«Wieso?»

«Na, Sie sind doch bereits ausgezogen.»

«Das verstehe ich nicht», erwidere ich.

«Die Rechnung ist schon bezahlt. .. Ihr Begleiter hat alles er-

ledigt. Er hat gesagt, Sie seien bereits abgereist. Darum wundere ich mich, dass Sie zurückkommen.»

Ich versuche, meinen Schrecken so gut zu verbergen, wie es geht. Billy verschwunden! Verschwunden! Geflüchtet! «Ist was nicht in Ordnung?» fragt der Portier.

«Doch», erwidere ich, «es stimmt schon alles.»

Ich gehe ein paar Meter und wende mich noch einmal um.

«Was hat er mit dem Gepäck gemacht?» frage ich.

«Das hat er mitgenommen.» – «Beide Koffer?»

«Beide. Ich wollte ein Taxi rufen, aber er hat gesagt, dass es nicht nötig sei – er hätte nicht weit. Er war sehr eilig gewesen.»

Ich gebe dem Mann ein paar Cent Trinkgeld und gehe auf die Strasse. Meine Situation ist unbeschreiblich. Der Sender, die Pistolen, die Diamanten, die Dollars sind weg. Verschwunden mit William Colepough, meinem Kameraden – dem Dieb.

Ich stehe hier mit einem unerfüllten Auftrag und besitze noch 300 bis 400 Dollar. Es dreht sich alles vor meinen Augen. Mit 300 Dollar muss ich ausziehen, um Billy irgendwo in Amerika zu suchen. Wenn ich ihn nicht innerhalb der nächsten Stunden finde, bin ich erledigt.

Die Spur eines Mannes, der am helllichten Tag mit zwei grossen Koffern in der Hand zu Fuss durch New York geht, ist nicht allzuschwer zu verfolgen. Der Pförtner des Hotels «Kenmore-Hall» in der 33. Strasse kannte die Richtung, die Billy eingeschlagen hatte. Ein Zeitungsverkäufer hatte ihn gesehen und ein Schuhputzer. Ich verfolgte Billys Fluchtweg vorsichtig. Ich durfte mich nicht durch zu deutliche Fragen verdächtig machen.

Billy war es nur auf das Geld und die Diamanten angekommen. Die Koffer hatten überschwere Schlösser. Die Schlüssel dazu steckten in meiner Hosentasche. Für Billy war es unmöglich, ohne fachmännische Hilfe die Koffer aufzubrechen. Er musste die Beute zuerst in Sicherheit bringen und sich eine Geschichte ausdenken, mit der er später zu einem Schlosser gehen konnte. Wohlgermerkt, er wurde in ganz Amerika als Deserteur gesucht. So betrachtet, hatte er sogar einen schwierigeren Stand als ich. Ich war zwar schon einmal in amerikanischer Gefangenschaft gewesen, 1942, als ich gegen amerikanische Agenten ausgetauscht worden war. Aber ich wusste genau, dass die FBI es damals versäumt hatte, mich zu fotografieren und von mir Fingerabdrücke zu machen. Ich war eben nur ein Internierter gewesen, und Internierte belästigt man nicht. Zumindest nicht im Anfangsstadium des Krieges

...

Was würdest du tun, fragte ich mich immer wieder, wenn du an Billys Stelle wärst? New York verlassen! Ganz klar! So schnell wie möglich. Am besten mit dem Zug, da fällt man am wenigsten auf. Mit einer der schnellen Fernlinien. Ein- bis zweimal umsteigen unterwegs. Und wo einsteigen? Natürlich am nächsten Bahnhof! Klar! Welche Station liegt am nächsten? Ich ging in eine Snack-Bar und betrachtete mir den Stadtplan von New York. «Suchen Sie etwas Bestimmtes?» fragte mich der Keeper. «Nein», erwiderte ich. «Ich mache einen Bummel durch New York. Ich will mich nur einmal orientieren.» «Zum erstenmal hier?»

«Zum zweitenmal», antwortete ich, «aber beim erstenmal hatte ich keine Zeit, mir die Stadt anzusehen.»

Ich schlürfte Kaffee und ass Doughnuts, die genormten Schmalznudeln Amerikas. Ich spülte die Hast, die Hetze, das

Entsetzen, das Fieber hinunter und zwang mich, ruhig zu bleiben. Ich wusste, dass ich Billy mit dem Kopf und nicht mit den Beinen verfolgen musste. Er hatte aus einem Impuls heraus gehandelt, das war mir klar. Billy war der Typ des Mannes, der etwas unternimmt und erst hinterher darüber nachdenkt.

Plötzlich glaubte ich zu wissen, wo meine Koffer waren. Natürlich! Billy musste zur «Grand-Central-Station» *gegangen* sein. Diesen Bahnhof kannte er. Wenn er nicht gleich einen Zug gefunden hatte, wartete er wohl in der Nähe. Zwei Stunden vielleicht oder drei. Er würde sich nicht mit den Koffern an den Bahnsteig stellen. Er würde sie in der Gepäckaufbewahrung aufgeben, wie wir es schon einmal gemacht haben, bei der Ankunft in New York.

Ich ging zur «Grand-Central-Station». Von Billy war nichts zu sehen. Ich überzeugte mich am Fahrplan, dass in letzter Zeit kein Fernzug den Bahnhof verlassen hatte. Ich schlenderte durch die Restaurants und Bars, über die Bahnsteige, in die Toiletten.

Nichts! Es blieb mir nur eine letzte, winzige Chance: der Schalter für Reisegepäck.

«Check your baggage» stand an allen vier Seiten der Aufbewahrungsstelle, die genau in der Mitte der Bahnhofshalle untergebracht und rundum zugänglich ist.

Es war 17 Uhr 30. Die Bahnsteige saugten Tausende müder, abgehetzter Menschen auf. An den Schnellbüfets gruppierten sich die Hungrigen zu Schlangen. Zeitungsverkäufer gingen in der Bahnhofshalle hin und her und priesen Schlagzeilen an. «Leiche im Hudson identifiziert... Der Liebeskummer trieb sie in das Wasser ... Hätte Bill sie gestern geküsst, würde sie heute noch leben!» schrie ein untergesetzter Zeitungsboy.

Ich liess mich im Gedränge so nahe wie möglich an die Gepäckaufbewahrung heranspülen. Ich wurde von einer fixen Idee beherrscht: hier sind deine Koffer, redete ich mir ein. Hunderte von Koffern standen neben- und übereinander. Die obersten beiden Regale waren noch leer.

Wenn Gepäckstücke für längere Zeit abgegeben wurden, wurden sie hier verstaut. Erst wenn die von allen Seiten leicht zugänglichen Regale besetzt waren, würden die Beamten die Tiefe der Fächer ausnutzen und die Koffer dabei hintereinander stapeln. Ich hatte dann nur die Chance, die Gepäckstücke jeweils an der Aussenseite zu sehen. Falls aber Billy bei der Abgabe vermerkt hatte, dass er sein Gepäck in ein paar Stunden wieder abholen würde, blieb es einfach am Boden stehen. Zwanzig», dreissigmal schlich ich um die Gepäckhalle, beherrscht, gebannt, vorwärtsgetrieben von dem Gedanken: Hier ist es, hier muss es sein, hier hast du deine letzte Chance, deine einzige!

Ich kaufte mir eine Zeitung, tauchte im Gedränge unter und stellte mich lesend. Wieder und wieder zwang ich mich, meinen Blick von den Koffern zu wenden. Ich wechselte die Seite, hörte Kommentare zur Kriegslage, Hintergründe über das Liebesdrama am Hudson-River, die Vorzüge eines neuen Nagelacks und die Nachteile eines gebrauchten Autos.

Auch auf der zweiten Seite: Fehlanzeige! Noch weniger Chancen! Und vielleicht noch eine halbe Stunde, zehn Minuten oder bloss fünf zum Handeln!

Ich postierte mich an der gegenüberliegenden Längsseite der Gepäckhalle, im Menschenstrom hin und her schaukelnd, auf die Koffer starrend. Getreten, tretend.

Zwei Stadtpolizisten kämpften sich durch das Gedränge. Ihre

Augen hielten Razzia. Auf mich vielleicht schon. Sie gingen vorüber.

Und im gleichen Augenblick sah ich sie, sah ich meine Koffer! Drei, vier Meter von der Rampe entfernt, gleichgültig und stumpfsinnig neben andere, harmlose Gepäckstücke gestellt, angelehnt an eine Hutschachtel, einen Regenschirm, an eine Tasche! Kein Zweifel: es waren meine Koffer, es war die von meinem Kompagnon gestohlene Leihgabe des Amtes VI, die letzte, verzweifelte, geballte Ladung der deutschen Spionage während des zweiten Weltkrieges. Vom Glück begünstigt, von einer desparaten Hoffnung vorwärtsgepeitscht, hatte ich sie in der grössten Stadt der Welt wiedergefunden.

17 Uhr 45: Ich stand und überlegte. Jede Sekunde konnte Billy kommen. Er würde sich vorsichtig an den Schalter heranpirschen. Er würde mich natürlich sehen. Das liess sich nicht vermeiden. Was würde er dann tun? Auf mich zugehen? Flüchten?

Ich kannte ihn. Ich glaubte, er hätte jetzt mehr Angst vor mir als vor der FBI. Würde er aber zur amerikanischen Abwehr gehen und seinen Kopf mit meinem Kopf retten wollen? Das würde er nicht tun. Er wusste genau, was die Amerikaner mit Verrätern machten, selbst wenn sie ihnen einen Dienst erwiesen hatten. Sie würden seine Informationen entgegennehmen, ihn ausquetschen, in Haft behalten und vor ein Kriegsgericht stellen, genau wie mich. Da waren sie konsequent. «Death by hanging» würde das Urteil bei ihm genauso lauten wie bei mir. Im Fall des Verräters Dasch, beim Unternehmen «Pastorius» wenigstens, war es so gewesen. Nach dem Urteil würde man Billy dann vielleicht zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigen und mich allein hängen. Wie im Fall Dasch ...

17 Uhr 50: Sechs Personen, vier Männer und zwei Frauen, standen am Schalter. Die Gepäckrückgabe ging rasch und reibungslos vor sich. Die Beamten prüften ganz salopp die Nummer, die Leute deuteten gleich auf ihr Gepäck und erhielten es ein paar Sekunden später. Ich ging näher an die Rampe heran. Sechs Meter trennten mich von meinen Koffern. Stehlen konnte ich sie nicht. Es standen zu viele Leute herum.

Ich musste sie wiederhaben! Drei Beamte waren am Schalter. Wann sie wohl abgelöst werden? Ich war so lange um die Gepäckaufbewahrung herumgegangen, dass ich ihnen auf gefallen sein konnte. Hatte ich ihren Verdacht erregt, dann war es hoffnungslos, auf «gütigem» Weg mein Eigentum wiederzu erhalten. Als Billy und ich vor ein paar Tagen in New York an der «Grand-Central-Station» unser Gepäck aufgegeben hatten und die ganze Zukunft des «Unternehmens Elster» an einem Zehn-Cent-Zettel mit einer Nummer hing, hatte ich Billy, im Scherz eigentlich und ohne jede Absicht, gefragt: «Was machen wir, wenn wir den Zettel verlieren?» «Das ist nicht so schlimm», hatte Billy erwidert. «Wenn wir die Schlüssel vorzeigen, bekommen wir die Koffer wieder. In Amerika geht das nicht so genau. Diebe sind ja selten. Wegen eines Koffers lässt sich niemand einsperren. Wenn man schon Verbrecher ist, dann dreht man bessere Sachen.»

Hatte er recht? Sollte ich es versuchen? Ich musste es probieren. Aber erst nach der Ablösung der drei Beamten. Weg von der Rampe! Im Hintergrund warten! Ich gab mir die Befehle und führte sie im gleichen Augenblick aus. Die Eingänge im Auge behalten! Auf Billy achten und immer wieder zum Schalter sehen!

17 Uhr 58: Wann werden sie abgelöst? Konnte man danach

fragen? Nein. Kein Mensch interessierte sich für die Dienststunden von Gepäckschaffnern. Ich kaufte gedankenlos eine Zeitung. Die Frauenleiche im Hudson hatte inzwischen weitere Kreise gezogen.

«Ist es ein Mord?» stand unter der Schlagzeile. Die Amerikaner hatten die Kriegsberichte satt. Was für eine Erholung war doch ein Kriminalbericht, wenn man nichts mit ihm zu tun hatte!

Drei Männer in Dienstmützen gingen auf den Schalter zu. Die Ablösung?

Die Ablösung! Sie sprachen miteinander. Belanglosigkeiten, fast konnte ich sie ihnen vom Mund ablesen. Mein Gott, wie lange dauerte das! Warum gingen die anderen drei nicht nach Hause? Es war doch Zeit! Sollten sie doch froh sein. Die Frau wartete mit dem Essen, die Kinder freuten sich auf den Vater... Verdammt! Haut doch ab!

Sie gingen gemächlich. Es presste ihnen gar nicht. Was wussten sie schon von mir, von meiner Angst, von meiner aussichtslosen Lage, von meinem Auftrag? Sie gingen an mir vorbei. Einer sah mir in das Gesicht, aber ich glaubte nicht, dass er Verdacht geschöpft hatte.

Zwei Männer waren am Schalter, jetzt nur noch einer. Ich ging auf die Rampe zu. Reichte mein Englisch? Natürlich reichte es! Schluss jetzt mit der Angst! Die letzten Schritte beschleunigte ich. Ich war ganz ausser Atem. Ich tat wenigstens so. Einer der drei Beamten kam sofort auf mich zu.

«So eilig?» fragte er und lachte gutmütig.

«Einmal möchte ich doch rechtzeitig zum Zug kommen», erwiderte ich.

«Ihren Schein.»

Ich suchte in der Tasche. In der linken Manteltasche, in der

rechten, in der Uhrentasche, in der Hosentasche. Ich kramte immer hastiger, immer nervöser, immer zerfahrener.

«Lassen Sie sich Zeit, Sir!» sagte der Beamte. «Lieber den Zug versäumen, als das Gepäck verlieren.»

«Ich darf ihn nicht versäumen», stammelte ich. «Wo sind denn Ihre Koffer?» fragte der Mann. «Da stehen sie.»

«Jetzt suchen Sie einmal in Ruhe», empfahl er.

Wieder begann das Spiel. Machte ich es richtig? Ein paar Leute sahen schon her. Und wenn Billy jetzt kam? Oder ein Polizist mir auf die Schulter klopfte? Oder ein Detektiv von der FBI? Ich sah den Mann am Schalter. Er war fünfzig Jahre alt, registrierte ich. Er war 1,70 Meter gross und etwa 80 Kilo schwer. Er hatte mindestens zehn Pfund Übergewicht, war verheiratet und trug einen Ehering. Er konnte schon Grossvater sein. In drei Jahren würde er eine Glatze haben. Vorne fehlten die Haare ganz und an der Seite wurden sie schon sehr licht. Knapp über der linken Mundecke hatte er eine Warze. Ich würde sie wegmachen lassen, dachte ich mir, entweder abbinden oder Höllenstein nehmen. Ganz einfach ...

«Es ist sinnlos», sagte ich, «ich habe den Zettel verloren. Was soll ich bloss tun?»

«Sie können in das Office gehen», antwortete er. «Vielleicht haben Sie Glück. Aber Scherereien bekommen Sie bestimmt. Fahren Sie lieber nach Hause und suchen Sie den Schein! Der Zug ist Ihnen jetzt sowieso davongefahren.»

«Wo ist das Office?»

«Hier in dem Glas verschlag.»

Seltsam, dass sich alle Gepäckschaffner ähnlich sehen. Der Mann im Büro hatte die Mütze auf. Vielleicht schrieb das die

Dienstvorschrift vor. Er sprach mit zwei Frauen. Er sass und hatte die Füße ausgestreckt. Die eine der beiden Frauen war sehr hübsch und auch noch sehr jung. Keine Zeit für junge, hübsche Frauen!

«In «Latest News», sagte die ältere der beiden, «stand es schon ganz deutlich. Er hat sie umgebracht.»

«Unsinn», erwiderte der Beamte, «das hat der Reporter nur geschrieben. Morgen steht in der Zeitung, die Polizei hat sich geirrt. Die machen das doch immer so.»

«Ein hübscher Kerl, der Mörder», fuhr die Frau fort.

«Haben Sie sein Bild gesehen?»

«Mein Geschmack wäre er nicht», sagte die Jüngere. «Er hat viel zu breite Backenknochen und eine zu derbe Nase. Er sieht ja aus wie ein Preisboxer.»

«Lilli hat einen extravaganten Geschmack», antwortete die Ältere. «Na ja, uns kann es ja egal sein. Er kommt sowieso nicht mehr in Frage.»

«Was wollen Sie?» wandte sich der Beamte endlich an mich. Er musterte mich interesselos.

Ich erzählte meine Geschichte vom verlorenen Gepäckschein. Die beiden Frauen hörten zu. Sie machten gar keine Anstalten, den Raum zu verlassen. Die Jüngere hatte ganz helle, wasserblaue Augen und eine hohe, gewölbte Stirn. Aber ich hatte immer noch keinen Blick für weibliche Schönheit. Sie betrachtete mich ohne Hemmungen und tat dabei so, als ob sie an mir vorbeisehen würde. «Nach den Vorschriften kann ich Ihnen die Koffer nicht geben», erwiderte der Beamte.

«Es muss doch eine Lösung geben», entgegnete ich. «Es kann doch einmal vorkommen, dass man den Zettel verliert! Was macht man dann?»

«Sie stellen einen Antrag», versetzte der Mann, «und beschreiben den Inhalt. Wir warten ein Vierteljahr. Wenn sich dann

kein anderer meldet, wird das Gepäck geöffnet. Stimmt die Beschreibung, dann erhalten Sie Ihre Koffer wieder.»

Ich holte die Schlüssel aus meiner Tasche.

«Hier sind die Schlüssel, Chef», sagte ich, «sehen Sie sich das Schloss an! Sehr massiv. Ich kann Ihnen genau sagen, was in den Koffern ist. Aber ich kann kein Vierteljahr warten. Ich muss heute noch nach Chikago weiterfahren.» Der Beamte nickte.

«Ich möchte nur wissen, wie er das gemacht hat», sagte die ältere Frau. «Er kann sie doch nicht im Wasser erwürgt haben . . . Wenn er sie aber schon tot in das Wasser geworfen hat, hätte doch die Polizei gestern die Würgespuren am Hals finden müssen.»

«Du hättest zur Polizei gehen sollen», entgegnete die Jüngere. «Machen wir ein Schnellverfahren!» sagte der Chef der Gepäckaufbewahrung zu mir.

Welch ein Glück, dachte ich einen Augenblick, dass ich nicht in Deutschland bin!

«Was ist in den Koffern?»

«Hemden, Socken, zwei Anzüge, ein Pyjama ...»

«Sie müssen das genauer angeben», verlangte der Beamte. –

«So etwas ist in jedem Koffer.»

«Zwei weisse, ein grünes, ein rosa Hemd. Aber Moment mal...

Ein Fotoapparat. .. Ein ganz wertvolles Stück. Eine Leica.»

«Buchstabieren Sie bitte!»

«L-e-i-c-a.»

Es gibt in Amerika so viele Leicas, dass ich wegen des deutschen Fabrikates nicht auffiel.

«Einen Moment», sagte der Beamte, «zeigen Sie mir die Koffer.»

Ich nahm sie in die Hand, aber nur für ein paar Sekunden. Ich trug sie in das Office. Der Beamte sperrte sie auf. Das linke Schloss klemmte. Ich half ihm.

Der Koffer hatte einen doppelten Boden. Im doppelten Boden waren Sendeteile, zwei Pistolen, ein Säckchen mit Diamanten, eine Briefftasche mit etwa 55'000 Dollar... Wenn der Mann gründlich suchte, fand er alles. Neben ihm stand ein Telefonapparat. Er rief die Bahnhofs wache an, ein Wink genügte und man hatte mich.

Der Beamte nahm die Leica in die Hand.

«Das ist ja ein tolles Ding», sagte er. «Kostet viel Geld, was?»

«Ja», erwiderte ich, «450 Dollar. Deutsches Fabrikat.» «Damed Germans», entgegnete er lachend.

Er legte die Leica in den Koffer, sperrte ihn wieder zu, öffnete den zweiten, untersuchte ihn genauso oberflächlich.

«Sie können Ihre Koffer haben», sagte er, «aber zuerst müssen Sie noch unterschreiben.»

Der Mann setzte sich an die Schreibmaschine und tippte mit zwei Fingern ein Inhaltsverzeichnis. Es dauerte furchtbar lange. Oder es kam mir nur so vor. Die Zeit lässt sich immer Zeit, wenn man auf Kohlen steht...

Endlich war er fertig. Ich wollte ihm einen Dollar Trinkgeld geben. Er lehnte dankend ab.

«Geben Sie es den Arbeitern da draussen», sagte er, «die haben es nötiger.»

Raus jetzt!

Erleichtert atmete ich auf. Aber nur nicht zu schnell gehen! Richtung Bahnsteig einschlagen, die Beamten sahen mir bestimmt nach. So, jetzt einen Haken schlagen! Ein Zug lief gerade ein. Ich mischte mich unter die Aussteigenden. Es klappte.

Immer noch nichts zu sehen von Billy! Blick auf die Uhr: 18 Uhr 31. Noch fünfzig Meter bis zum Hauptausgang, noch zwanzig, noch zehn. Der Sog schwemmte mich von selbst aus der Türe ...

«Taxi?» fragte mich ein Chauffeur.

«Yes», erwiderte ich. Ich zauderte noch eine Sekunde, drehte mich noch einmal um.

Der Zufall hatte mich am Wickel.

Und das Glück.

Und die Nerven!

«Allo Erik», schrie ein Mann neben mir.

Ich fuhr herum. Ich hiess Edward, zum Teufel, aber wer beherrschte sich schon in einer solchen Situation, wenn er bei seinem richtigen Namen gerufen wurde?

«Erik, Erik, nicht zu glauben», rief der Mann weiter, fiel über mich her, umarmte mich, küsste mich mit südamerikanischem Temperament.

Es war Paolo. Paolo Santi, ein alter Bekannter, ein alter Freund aus Peru... Die Leute blieben, belustigt oder verärgert ob der überschwenglichen Szene, stehen.

Ich zog Paolo auf die Seite.

«Hast du Zeit?» fragte er mich.

«Ja. Und du?»

«Ich lasse meinen Zug sausen», erwiderte er. «Ich nehme den nächsten. Ich mache Ferien, da spielt es keine Rolle.» Er lachte mich an.

«Schlank bist du geworden», sagte er.

«Ja», antwortete ich.

Wir nahmen ein Taxi und fuhren in ein Restaurant. Meine Koffer gab ich in der Garderobe ab. Santi hatte sein Urlaubsgepäck schon vorausgeschickt.

«Jetzt erzähle!» sagte er. «Wie kommst du hierher?» Ich legte mir blitzschnell eine Geschichte zurecht. Ich hatte ja keine

Ahnung, was mit Paolo Santi wirklich los war. Damals in Lima sind wir zusammen auf Tanzparties gegangen, haben auf Teufel-komm-raus gepokert und uns gegenseitig die Mädchen abspenstig gemacht. Dann wurde ich verhaftet...

«Du weisst doch», erwiderte ich ihm, «dass ich damals aus Peru ausgewiesen wurde ... Alles wegen diesem blöden Krieg .. . Nun, ich bin nach Nordamerika gekommen. Eine Zeitlang hat man mich eingesperrt. Dann wurde mir die Entlassung angeboten, wenn ich in den Staaten bliebe und arbeiten würde... Ich habe ja keine grosse Wahl gehabt. Und ich glaube, Deutschland verliert den Krieg auch ohne meine Mithilfe. So blieb ich hier. Ich habe bisher in Boston in meinem Fach gearbeitet.»

«Und jetzt?»

«Eine dumme Sache – mein Chef hatte eine sehr junge und sehr hübsche Frau. Das übrige kannst du dir denken. Im Moment bin ich arbeitslos. Ich bin gerade angekommen und suche morgen einen neuen Job.»

Er lacht schallend über meine Geschichte.

«Immer noch der alte», sagte er und klopfte mir auf die Schulter.

«Und was ist mit dir?» fragte ich ihn. «Schon verheiratet?»
«Zweimal schon», entgegnete er. «Und übermorgen heirate ich zum drittenmal! Endlich die Richtige! Weisst du, nur jede dritte Amerikanerin haut hin. Und ich habe nun mal lauter Yankees geheiratet.»

Nun war die Reihe an mir, schallend zu lachen.

«Bist du ganz in die Staaten übersiedelt?»

«Ja», sagte er, «schliesslich muss ich meine Alimente in Dollar bezahlen.»

«Und du wohnst in New York?»

«Die ganze Zeit schon», antwortete er. «Ein hübsches Jungge-

sellenappartement übrigens. War sehr schön zwischen den Ehen. Aber jetzt werde ich es wohl wieder einmal aufgeben müssen . . .» Ich schaltete blitzschnell.

«Deine Wohnung steht also jetzt leer?»

Er begriff sofort.

«Natürlich», sagte er, «dass ich doch nicht gleich darauf gekommen bin!»

Er langte in die Tasche, kramte einen Schlüsselbund hervor, legte ihn auf den Tisch.

«Hier», sagte er, «bediene dich! In der 44. Strasse, Nummer 20, 11. Stock. Der kleine Schlüssel ist für den Lift. Du musst halt probieren, bis es klappt.»

Ich traute meinen Augen und Ohren nicht mehr. Paolo strahlte mich an.

«Zufrieden?»

«Ja», erwiderte ich. «Darf ich dir etwas dafür bezahlen?»

«Quatsch! Wenn ich zurück bin, kostet es dich eine Flasche Whisky, die wir zusammen austrinken.»

Ich liess ihn allein zur «Grand-Central-Station» fahren. Er war einen Augenblick betroffen. Mit Südamerikanern kann man alles anfangen, nur unhöflich darf man nicht sein. Aber ich klagte über Kopfschmerzen, und er reiste versöhnt ab.

Ich holte meine Koffer und nahm ein Taxi. Zweimal stieg ich um. Hell leuchteten die Lichtreklamen. In jeder Auslage stand «Santa Claus», der Weihnachtsmann. Ich kam mir so beschenkt vor, dass ich ihm am liebsten zugewinkt hätte. Die letzten dreihundert Meter ging ich zu Fuss. Ich fand den Liftschlüssel sofort. Niemand begegnete mir. Ein weiterer Glücksfall des aufregenden Tages. Elfte Etage. Beim dritten Schlüssel klappte es. Ich machte Licht.

Ein herrliches Appartement! Schlafzimmer, Wohnzimmer, Arbeitsraum, Küche, Bad. Aller Komfort. Eine Wohnung, wie sie während des Krieges selbst für New York ungewöhnlich war. Und ich ganz allein mit drei Zimmern, Küche und Bad. Ich wünschte Paolos dritter Ehe alles, alles Gute . . .

Zur selben Stunde, da ich Paolos Wohnung bezog, ging ein junger, hagerer, dunkelhaariger Mann mit einem gültigen Schein an die Rampe der Gepäckausgabe in der «Grand-Central-Station» und verlangte seine beiden Koffer. Er wirkte scheu und aufgeregt, jedoch nicht so scheu und so aufgeregt, dass es den drei Beamten aufgefallen wäre – bevor sie durch die FBI vernommen wurden.

«Meine Koffer», sagte er.

«Einen Augenblick, Sir.»

Der Gepäckschaffner suchte, schüttelte den Kopf, suchte weiter. Er ging zu seinen Kollegen, zeigte ihnen den Zettel. Sie suchten zu dritt. Vergeblich natürlich. Was nun geschah, hielt das wenige Tage später von der FBI angefertigte Protokoll in allen Einzelheiten fest.

«Es tut uns leid, Sir», sagte einer der Männer, «wir finden Ihr Gepäck nicht. Bitte, kommen Sie zum Aufsichtsbeamten! Wir müssen ein Protokoll aufnehmen.» «Ich habe die Koffer vor knapp drei Stunden aufgegeben!» erwiderte der junge Mann – Billy Colepough. «Sie müssen hier sein.»

Hinter ihm stauten sich die Reisenden, die ihre Koffer holen wollten. Sie wurden schon ungeduldig. Billy stand fassungslos an der Rampe. Völlig verstört liess er sich zum Aufsichtsbeamten führen. Er hatte noch nicht begriffen, dass ich ihm

die gestohlenen Koffer wieder abgejagt hatte.

«Ihre Koffer wurden vor zwanzig Minuten abgeholt», sagte der Beamte. «Von einem Herrn Green, Edward Green. Der Mann hat uns erzählt, dass er den Gepäckschein verloren hat. Er besass die Schlüssel und konnte genau angeben, was in den Koffern war... Tut mir wirklich leid, Sir. Wir haben vielleicht etwas zu grosszügig, auf jeden Fall aber korrekt gehandelt. Wie kommt es, dass der Mann Ihre Schlüssel hatte?»

Fassungslos, erstarrt, entsetzt stand Billy da, unfähig, sich zu regen, unfähig, zu sprechen.

«Ich rufe die Polizei», sagte der Aufsichtsbeamte.

«Lassen Sie!» entgegnete Billy. «Ich mache keine Anzeige. Die Sache klärt sich auf.»

«Na, das ist aber eine merkwürdige Geschichte. Wie Sie wollen.»

«Eine blödsinnige Wette», erwiderte Billy.

Er ging in die Stadt zurück. In die Weltstadt New York. Allein. Ausgesetzt. Ohne Geld. Ohne Freund. Ohne Kameraden. Ohne einen Menschen, mit dem er sprechen konnte. Als er mir die Koffer gestohlen hatte, war mein Schicksal besiegelt. Dadurch, dass ich sie wiedererhielt, war der Stab über ihn gebrochen. Fünf, sechs Stunden lang ging er durch die Stadt, irr vor Angst, starr vor Entsetzen, zitternd vor Grauen. Und er suchte einen Menschen, mit dem er sich ausprechen konnte, einen Mann, den er kannte, einen Freund ...

Ich lag indessen auf dem überbreiten Sofa meiner neuen Wohnung, las in wohliger Wärme, satt, zufrieden und glücklich, in Ruhe die Mordgeschichte vom Hudson-River. Die Musik spielte sentimentale Tanzweisen. Glenn Miller, glaube ich. Die Lampen gaben schönes, indirektes Licht, das Augen und

Nerven gut tat. Die Vorhänge hatte ich zugezogen. Ich war allein und froh darüber, dass ich allein war.

Ich malte mir Billys Schicksal in allen Einzelheiten aus. Er tat mir leid. Zur Polizei konnte er nicht gehen. Wie lange würde er sich halten, bis sie ihn fassten? Dreitausend Dollar hatte er vielleicht noch bei sich. Wenn er vorsichtig und gerissen wäre, könnte er damit untertauchen! Aber ich wusste genau, dass Billy weder das eine noch das andere war. Bis sie ihn fassten, konnte ich in Ruhe arbeiten. Dann aber war es aus. Darüber war ich mir im Klaren. Zwei, drei Tage würde er vielleicht dorthalten. Vielleicht! Wenn er mich aus Rache über die gegückte Kofferrevanche nicht gleich verfolgen liess...

In diesem Augenblick starb Edward Green. Ich stand auf, holte aus der Brieftasche meine Ausweise hervor, ging in die Küche und verbrannte sie. Ich hatte noch genügend andere Namen und Berufe.

Morgen würde ich zu Mr. Brown gehen, dem V»Mann der deutschen Abwehr. Morgen, übermorgen würde ich vielleicht schon mit den Atomleuten zusammenkommen können. Wenn nur Billy bis dahin nicht gefasst wurde! Sollte ich ihn suchen? Ich müsste ihn erschiessen, überlegte ich mir. Es ist kein Verlass auf ihn, und er hat mich zuerst zum Tod verurteilt. Wenn ich ihn fasste, dürfte ich keine Gnade kennen. Jedes Kriegsgericht der Welt würde mein Urteil bestätigen ...

Ich wischte die Gedanken weg. Zu viele Kriminalromane gelesen! Ich angelte mir aus dem Schrank ein Buch, legte es wieder weg. Ich fand eine Flasche Bourbon und goss mir einen Whisky ein.

Ich legte mich wieder wohligh auf die Couch. Feierabend für heute. Herrlich. Die Musik war zu Ende. Nachrichten.

Meldungen von den Kriegsschauplätzen. Es stand schlecht um Deutschland. Aber sicher waren die Berichte gefärbt. Ich wollte einfach nicht glauben, dass der Krieg bereits verloren war, obwohl es alle Welt, einschliesslich mir, wusste. Endlich waren die Nachrichten vorbei.

«One hour at Paris», sagte die Stimme aus dem Äther. Eine Musette-Kapelle spielte. Ich genoss die Musik wie die Wärme, die Wohligkeit, die Wohnung, den Whisky ... Auf einmal war es vorbei mit der Behaglichkeit. Nerven? Sinnestäuschung? Nein! Geräusche. Schritte. Schritte an der Tür. Ein Schlüssel. Ich sprang auf. Ich riss die Pistole aus dem Halfter unter der Achsel, entsicherte sie. Mit einem Satz postierte ich mich so, dass ich den Eintretenden zuerst sah. Was sollte ich tun, wenn es mehrere waren?

Die Schritte kamen näher. Das gekrümmte, zweite Glied des Zeigefingers war am Abzug.

Die Tür öffnete sich. Ich stand da wie erstarrt.

Es war eine Frau! Jung und blond. Sie schrak zusammen, dann lachte sie.

Sie war gross, trug einen überweiten beigen Mantel, der in der Taille mit einem Gürtel zusammengerafft war. Amerikanerinnen haben oft unheimlich gute Nerven. Sie schrie nicht, sie lief nicht davon – sie lächelte.

«Spielen Sie Indianer?» fragte sie.

Ich war im Begriff, die lächerlichste Situation meines Lebens zu erleben ...

In einem solchen Augenblick prägt man sich jede Einzelheit eines Gesichts ein: die hohe, gewölbte Stirn, die feine Nase, den schmal nachgezogenen Mund, das natürliche, fast unsichtbare Lächeln, die langen Haare, die herabfielen, wie es ihnen passte. Ich starrte das Mädchen an und überlegte dabei, wie ich unauffällig den ausgewachsenen Revolver in meiner Hand

verschwinden lassen könnte. – «Wie kommen Sie hierher?» fragte ich.

«Das gleiche könnte ich Sie fragen», erwiderte sie. Sie schloss die Tür und kam ein paar Schritte näher. Sie ging auf hohen Absätzen so sicher und graziös, als sei sie mit ihnen schon auf die Welt gekommen.

«Ich bin ein Freund von Paolo Santi», erklärte ich.

«Und ich bin eine Freundin von ihm», sagte sie.

Endlich hatte ich meinen Revolver wieder in die Tasche geschoben. Sie bauschte sich über dem Colt. Im Radio tobte eine Minute lang ein Schlagzeuger seine Kunst aus. Ich hatte das Gefühl, dass mein Kopf als Trommel verwendet würde.

«Paolo hat mir für ein paar Tage seine Wohnung überlassen», fuhr ich fort; «er ist verreist.»

«Nicht schlecht», antwortete das Mädchen. «Er muss mehrere Schlüssel haben. Er hat mir ebenfalls einen gegeben. Ich habe den Maler zu Hause. Es riecht nach Farbe, und ich kann Farbgeruch nicht ausstehen.»

«Ich heiße Jack Miller», stellte ich mich vor.

«Joan Kenneth», entgegnete sie.

«Unter diesen Umständen ziehe ich natürlich aus», sagte ich, «ich lasse Ihnen den Vortritt.»

«Es gibt noch Kavaliers... Aber warum wollen Sie eigentlich flüchten? Es gibt doch mehrere Räume in dieser Wohnung, nicht?»

Ich nickte und stand begossen da. Ihr gefiel meine Zurückhaltung. Sie hatte keine Ahnung, dass ich mich weniger um ihren Ruf als um meinen Auftrag sorgte.

«Gibt es hier denn nichts zu trinken?» fragte sie.

«Dahinten steht der Whisky. Wenn Sie eine halbe Stunde später gekommen wären, müssten Sie jetzt Milch trinken.»

«Ich komme immer zurecht.»

Sie legte ihren Mantel ab, ging in das Bad und kam nach zwei Minuten wieder.

«Ich nehme das Schlafzimmer», sagte sie, «Sie können ja im Wohnzimmer bleiben. Schalten Sie doch das Radio etwas lauter. Tommy Dorsey, nicht wahr? Gefällt er Ihnen?» – «Natürlich.»

«Wir werden es uns gemütlich machen. Oder wollen Sie immer noch ausziehen?»

«Nicht unbedingt.»

«Na also», erwiderte sie. «Und jetzt kommen Sie mit in die Küche und helfen mir! Oder haben Sie keinen Hunger?»

«Hunger nicht, aber Appetit», antwortete ich.

Wir machten «Hamburgers». Sie schmeckten vortrefflich. Wir fanden noch ein paar Flaschen Bier und tranken den Rest des Whiskys dazwischen. Wir hörten Tommy Dorsey, Glenn Miller und Louis Armstrong. Ab und zu verstummte die Band, und die Stimme aus dem Äther berichtete, wie viele Tonnen Sprenglast über deutschen Städten abgeworfen worden waren.

«Der Krieg wird bald aus sein», sagte Joan. «Gott sei Dank.»

«Ja», entgegnete ich.

«Waren Sie auch Soldat?» – «Ja, Marineoffizier.»

«Mein Bruder auch. Er ist gefallen... Pearl Harbour. Gleich am Anfang.»

«Der Teufel soll diese Japaner holen», erwiderte ich.

Wir zündeten uns eine Zigarette an.

«Ganz gemütlich hier», sagte Joan. «Ich hasse es, am Abend in Lokalen herumzusitzen. Aber ich hasse es auch, allein zu sein.»

«Mir geht es ganz genau so.»

«Sie sind kein Amerikaner.»

Ich zuckte zusammen. Aus war es mit der Gemütlichkeit! Alarm. Eine Agentin der FBI? Eine charmante Falle? Eine Vorbotin des Henkers?

«Warum?» fragte ich.

«Sie sprechen wie ein Europäer, wie ein Skandinavier.»

«Meine Eltern waren Norweger», antwortete ich.

«Warum sagen Sie das so verkrampft?» fragte sie. «Ich hätte ganz und gar nichts dagegen gehabt, wenn meine Eltern Norweger gewesen wären. Ach, Europa – Paris, Wien, Budapest, Rom. Dieser verdammte Krieg!» Sie nahm ihr Necessaire, drehte sich um und sagte: «Gute Nacht. Hoffentlich stört es Sie nicht, dass ich so bald aufstehen muss. Ich habe ein kleines Modegeschäft. Ich muss immer als erste dort sein.»

«Gute Nacht», erwiderte ich.

Ich hörte noch eine Stunde Radio. Joan war vom Bad aus in das Nebenzimmer zurückgekehrt. Wenn mich die FBI schon am Wickel hatte, warum sollte sie noch eine Agentin eine Nacht lang als Wächterin postieren? Warum kamen die Beamten nicht gleich und holten mich ab? Hirngespinnste, sagte ich mir. Aber dann fiel mir ein, wie wenig sie über meine Pistole erschrocken war und wie wenig sie mich gefragt hatte.

Ich kämpfte mit mir, ob ich bleiben oder gehen sollte. Für beides gab es gewichtige Gründe. Würde ich gehen, musste Joan, auch wenn sie «harmlos» war, Verdacht schöpfen. blieb ich, so sass ich, wenn Joan nicht «harmlos» war, in der Falle. Aber in diesem Falle war das Haus sicher schon umstellt, und ich hätte es gar nicht verlassen können.

Ich ging mit dem letzten Schluck Whisky schlafen. Ich wachte fünf-, sechsmal auf. Um vier oder fünf Uhr war ich so weit, dass mir alles gleichgültig war. Dieser Fatalismus bescherte mir fünf Stunden Schlaf.

Als ich auf wachte, war Joan gegangen. Sie hatte, um mich nicht zu wecken, in der Küche gefrühstückt. Ihre Tasse stand noch auf dem Tisch. Eine winzige Spur Lippenstift klebte an ihrem Rand. Die amerikanischen Lippenstifte waren während des Krieges anscheinend auch nicht die besten. Ich spülte die Tasse ab, duschte mich, ass zwei übriggebliebene «Hamburgers» und machte mich auf den Weg zu Mr. Brown in die 41. Strasse, 8. Stock. In Sachen Atomspionage...

Ich ging dreimal um die Ecke, überzeugte mich, dass ich nicht verfolgt wurde, und dachte daran, wie schön es wäre, mit Joan unter dem Weihnachtsbaum zu sitzen, statt hinter dem «Manhattan-Projekt» herzujagen. Das Fest der Liebe zu feiern, statt im Dienst des Krieges zu stehen.

Ich war da. 41. Strasse. Ich fuhr zum achten Stock hoch. Die rothaarige Sekretärin überlegte sich eine Weile, ob sie sich mit ihren Fingernägeln oder mit mir beschäftigen sollte. Sie entschied sich für mich.

«Heute haben Sie Glück», sagte sie, «heute ist Mr. Brown da. Eigentlich wollten Sie schon gestern kommen?»

«Ich wollte», erwiderte ich, «aber es ist wohl nie zu spät, Sie zu sehen, oder?»

«Hoppla», antwortete sie. «Heute Abend ist Boxkampf. Wenn Sie Karten besorgen, komme ich mit.»

«Ich würde lieber in ein Theater gehen», entgegnete ich. «Reden wir weiter, wenn Sie herauskommen», sagte sie.

Sie liess ihren Nagellack stehen und ging in das Zimmer Mr. Browns. Nach zwei Minuten kam sie wieder.

Brown war klein und nervös. Er stand von seinem Stuhl auf und ging mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. «Was kann ich für Sie tun?» fragte er.

«Zuerst die Wände und Türen schalldicht machen», erklärte ich ihm.

Er sah mich ein paar Sekunden betroffen an.

«Ich verwalte hier keine Geheimnisse», sagte er.

«Ein paar vielleicht doch.»

Er setzte sich, bot mir eine Zigarre an. Ich lehnte ab.

«Sie waren von 1938 bis 1942 für den deutschen Geheimdienst tätig», begann ich. «Sie haben dafür insgesamt 64'293 Dollar und 40 Cent bezogen. Sie haben mit dem Geld angeblich Ihre Unteragenten bezahlt. Sie sind der einzige, der damals bei der Verhaftungswelle entkommen ist. Ich bin jetzt hier, um das Geld zu kassieren.

Er schlotterte an allen Gliedern. Seine Augen wurden starr – wie die Augen eines Kaninchens, das von einer Schlange verschluckt wird.

«Wer sind Sie?» fragte er.

«Für Sie heisse ich Kenneth W. Smith», entgegnete ich ihm. Ich machte eine Pause, sah zum Fenster hinaus, überlegte, ob die Rothaarige unser Gespräch mit anhören konnte, und fuhr dann fort: «Ich komme aus Deutschland. Aus Berlin. Wenn Sie mir weiterhelfen, passiert Ihnen gar nichts – . . . Sie haben damals sehr gut gearbeitet.»

«Sie sind verrückt», erwiderte Brown. «Damals war alles ganz anders. Jetzt hat Deutschland den Krieg verloren.» Er stand auf und rannte im Zimmer hin und her, fuchtelte mit den Armen und sprach Sätze, die ihm nicht über die Zunge liefen. Vor dem Telephon blieb er stehen.

«Wenn ich jetzt die FBI anrufe ...?» fragte er.

«... Dann wird man Sie hängen», erwiderte ich. «Mich übri-

gens auch. Der amerikanische Geheimdienst kennt da keine Feinheiten. Wer einmal gegen Amerika gearbeitet hat, den holt der Teufel. Das brauche ich Ihnen nicht erst zu erzählen.» Er nickte.

«Ich habe Familie», sagte er, «ich habe mir eine Existenz aufgebaut. Der Krieg ist für Deutschland verloren. Bei Gott, ich hätte nichts dagegen gehabt, dass ihr ihn gewinnt. Ich hasse Amerika. Zehn, fünfzehn Jahre lang habe ich Teller gewaschen, bin von jedem Polizisten herumgestossen worden. Zehn Jahre lang hat mir jeder auf die Schulter geklopft und «schmutziger Bastard' zu mir gesagt.»

«Aber jetzt haben Sie ein Maklerbüro», erwiderte ich, «und eine hübsche Sekretärin. Und das alles haben Sie für das Geld bekommen, das aus Berlin kam.»

Ich ging auf das Fenster zu, sah auf die Strasse und drehte mich nach Brown um.

«Ich gebe Ihnen eine Chance», sagte ich. «Ich besuche Sie nur noch ein einziges Mal, wenn Sie mir sagen, was ich wissen will. Wenn Sie mich mit Leuten zusammenbringen, die ich kennenlernen möchte, dann sind Sie frei. Sie sind dann für uns gestorben. Ganz egal, wie alles weiterläuft.»

Er tat mir leid. Mein Besuch musste ihn furchtbar treffen. Aber ich durfte kein Mitleid mit ihm haben. Wer hatte schon Mitleid mit mir? Wer einmal die Strasse des Teufels besritten hat, muss auf ihr weitermarschieren, ob er will oder nicht. «Was wollen Sie wissen?» fragte Brown.

«Alles über das Manhattan-Projekt», antwortete ich.

Er hörte es nicht zum erstenmal. Er begriff sofort. «Morgen», erwiderte er. «Und dann ist Schluss.»

«Dann ist Schluss», versicherte ich.

Ich wollte schon gehen, da sagte er zu mir: «Haben Sie Geld?» – «Eine ganze Menge.» «Nehmen Sie einen guten Rat an?» «Den kann man immer brauchen.»

«Mensch», sagte er, «hauen Sie ab nach Südamerika, so schnell Sie Ihre Füße tragen! Sie laufen ja mit offenen Augen in das Unglück. Jetzt noch für Deutschland arbeiten ... Nur Verrückte tun so etwas.»

«Sie und ich sind eben Narren», entgegnete ich ihm. «Damit müssen Sie sich vorläufig abfinden.»

Die Rothaarige war verschwunden. Das passte mir ausgezeichnet. Ich entfernte mich mit aller Vorsicht. Ich hatte keine Angst vor Brown. Mir war klar: Er fürchtete mich. Er war alt und fett geworden. Alte und fette Agenten taugen nicht mehr viel für das schmutzige Handwerk. Aber sie kennen wenigstens die Spielregeln. Er würde dichthalten. Und er würde sich durch neue Informationen loskaufen.

Selbstverständlich hatte die amerikanische Abwehr alles Menschenmögliche getan, um das Atomprojekt geheimzuhalten. Das aber war unmöglich! Es war, so seltsam es klingen mag, spielend einfach, sich an die «Hiroshima-Bombe» heranzuarbeiten. Ich wusste, dass man zur Herstellung dieses teuflischen Vernichtungsmittels Uran benötigte. Uran konnte man im nördlichen Kanada gewinnen. Aber es war ein mühseliges Geschäft, und es mussten Hunderte und Tausende von Spezialarbeitern eingesetzt werden. So etwas lässt sich niemals geheimhalten. Einem gelernten Agenten wie Mr. Brown – dessen richtigen Namen ich niemals kennenlernte – konnte es keine Schwierigkeiten bereiten, sich wenigstens Rohinformationen zu verschaffen.

Ich brauchte zunächst nichts zu machen, als zu warten. Von Billy nach wie vor keine Spur. Die Luft war seltsamerweise immer noch rein. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit und beachtete umso angestrenzter meine Umgebung, je sorgloser sie mir erschien.

Es verfolgte mich kein FBI-Agent. Der amerikanische Weihnachtsmann, Santa Claus, folgte mir auf Schritt und Tritt, über den Lautsprecher, im Radio, in den Anlagen, mit Neonröhren, durch Reklame jeder Art. Es schien mir, als hätte sich in Amerika der Weihnachtsmann zum gleichen Zeitpunkt auf «Frieden» umgestellt, da man in Deutschland unter kahlen Tannensäulen das trostloseste «Fest des Friedens» feierte.

Ich dachte an Margarete. Und ich ertränkte meine Melancholie im Whisky. Ich kam mir vor wie ein achtzigjähriger Greis, der im Rollstuhl meditiert, was er alles anders machen würde, falls er noch einmal jung würde... Die nächsten beiden Tage gingen ohne besondere Ereignisse vorbei. Joan, die Genossin meiner Wohnung, brachte mich auf andere Gedanken. Ich war schon sehr perfekt geworden im Abtrocknen. Was für eine Sensation: «Letzter deutscher Agent hilft in der Küche mit umgebundener Schürze Feindmädchen bei der Verteilung alliierter Lebensmittel.» So etwas würde in den Zeitungen stehen, wenn man mich fasste.

Wie nahe ich daran war, sollte mir an diesem Tag, dem 23. Dezember 1944, abends gegen 18 Uhr, mit aller Deutlichkeit demonstriert werden. Denn was in der Zwischenzeit geschehen war, wie sich das Verhängnis zusammenzog, wie jetzt die amerikanische Abwehr auf Touren kam, sollte ich erst später erfahren. Wie es kam, erzählten mir später die FBI-Beamten in genussvoller Ausführlichkeit...

Zwei Tage lang hatte Billy nach dem vergeblichen Versuch, in der «Grand-Central-Station» meine Koffer wiederzubekommen, pausenlos getrunken. Als ihm der Alkohol hochkam, war er weich. Windelweich.

Vor Jahren hatte er in New York einen Freund. Vielleicht kämpfte dieser jetzt auf Okinawa oder bei Aachen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er sich in New York aufhielt, war minimal. Aber er war da. Ein zweimal verwundeter und vieldekoriertes Kriegsheld! In wichtiger Stellung bei der Rüstungsindustrie.

Billy fand ihn. Er dachte sich eine Geschichte aus, und sein Freund – Tom S. Warrens – schenkte ihm Glauben. Zunächst wenigstens. So verschieden die beiden Freunde waren, etwas hatten sie gemeinsam: den Appetit auf Whisky.

Billy hatte noch Geld. Sie zogen von Lokal zu Lokal. Sie klopfen den Mädchen auf die nackten Schultern und schoben ihnen Geld in das Strumpfband, luden alle Gäste ein, sangen und tanzten. So ging es tagelang. Tom erschien nicht zum Dienst. Er meldete sich krank. Er war es auch – vom Alkohol. Der Kater griff nach Billy. Früh um vier bekam er das heulende Elend. Ich kenne das. Ich hatte ihn ein paarmal so erlebt. Und der Freund heulte mit. Zunächst wenigstens. Aber er war etwas nüchterner als Billy. Eine Kleinigkeit. Eine tödliche Kleinigkeit. Billy erzählte zusammenhanglos. Mit der idiotischen Logik des Betrunkenen. Er lallte. Er stammelte. Er sprach von U 1230. Tom lachte ihn aus. Einen langen Tag und eine kurze Nacht lang. Aber immer und immer wieder kam ihm Billy damit. Er war jetzt nüchterner. Sein Geld wurde knapp. Und der Freund hörte zu. Und das sinnlose Gestammel bekam Hand und Fuss.

Was tun? Tom S. Warren war Patriot wie jeder Amerikaner, der zweimal im Krieg verwundet und in Ehren aus der Armee entlassen wurde. Aber er war ein Freund, ein echter Freund! Eine Anzeige bei der FBI wäre ein Vertrauensbruch Billy gegenüber. Wer würde schon wegen der Schauergeschichten eines Betrunknen zum Geheimdienst laufen? Aber wenn alles stimmte? Wenn Billy tatsächlich gegen seine eigene Heimat arbeitete?

Tom suchte Rat bei anderen Freunden. Was sie sagten, war einleuchtend und eindeutig: Auf zur FBI! Die Freunde erinnerten an den Spionagefall Dasch: Väter und Mütter waren zum Tod verurteilt worden, weil sie ihre Söhne in die Arme geschlossen hatten, weil sie nicht sofort zur Polizei gegangen waren, um den Henker für den eigenen Sohn zu bestellen. Es gab keine mildernden Umstände. Im Krieg nicht. Die Urteile wurden später zwar nicht vollstreckt, aber zwanzig Jahre Zuchthaus waren auch noch hart genug.

Ohne besonderen Eifer griffen sich die Beamten Billy. Sie warteten, bis er nüchtern war. Er wurde vorgeführt, und er brach zusammen. Sofort. Hemmungslos. Getrieben von einem einzigen Wunsch: seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber der Kopf steckte drin. Und die Schlinge war schon zusammengezogen.

«Ich wollte sowieso zu euch kommen», sagte Billy Colepough.

«Ein deutscher Agent läuft frei herum. Er heisst Edward Green. Er ist ganz gefährlich. Er ist der gefährlichste Mann des deutschen Reichssicherheitshauptamtes. Ich bin mit ihm über den Atlantik gekommen.»

«Du bist Amerikaner», unterbrach ihn ein Beamter, «und gibst

dich dazu her, einen deutschen Spion in dein eigenes Land einzuschmuggeln?»

«Ich habe es nur getan, um wieder nach Amerika zu kommen. Um mich für die Army zur Verfügung zu stellen, um den deutschen Spion auszuliefern. Ich bin Amerikaner und will es immer bleiben.»

Noch wussten die FBI-Beamten nicht, ob sie einen Phantasten oder einen Spion vor sich hatten. Spione, die so willfährig reden wie Billy, sind selten. Und unglaublich.

Aber Billys Akten waren im Nu zur Stelle. Es ging aus ihnen hervor, dass er Deserteur war und dass er wegen seiner Sympathie für den Nationalsozialismus nicht zum Marineoffizier befördert worden war.

Alarm! Grossalarm! Der grösste Alarm, den die FBI in New York während des ganzen Krieges erlebte!

Gesucht wurde Edward Green alias Erich Gimpel, der deutsche Spion. Top secret! Die amerikanische Zivilbevölkerung durfte nicht beunruhigt werden. Jeder freie Beamte war einzusetzen! Ich wusste das noch nicht, als ich mir überlegte, was ich Joan zu Weihnachten schenken könnte. Sie hatte sich entschlossen, noch nicht in ihre Wohnung zurückzugehen. Es roch dort längst nicht mehr nach Farbe, aber das Mädchen hatte Gefallen daran gefunden, Wand an Wand mit mir zusammenzuleben. Wir waren eben beide allein, und es gibt nichts Schlimmeres als einen einsamen Weihnachtsabend.

An diesem Tag wenigstens wollte ich den Krieg mit allen Konsequenzen vergessen. Ein paar Stunden wollte ich einmal nur für mich haben. Für mich und Joan... Dann musste ich aus dem Blickfeld des Mädchens verschwinden. Für immer. Man würde mich eines Tages fassen. Das war mir klar. Man würde auch die ahnungslose Joan vor Gericht stellen. Wegen Begün-

stigung eines deutschen Spions. Das Urteil würde klar sein! Nein. Joan durfte nicht sterben! Das gleiche galt auch für Paolo Santi, meinen Freund, der mir die Wohnung zur Verfügung gestellt hatte.

Ich dachte ständig an das Verhängnis, dem ich entgegenging. Wie nah es mir in Wirklichkeit schon war, wusste ich nicht. Ich konnte nicht ahnen, was sich zur gleichen Stunde, gar nicht weit von meiner Wohnung entfernt, im Vernehmungszimmer der FBI abspielte:

«Red', du Schwein, oder ich schlage dir die Rippen ein!» sagte ein bulliger Beamter zu Billy.

Fein behandelt wurde er nicht. Nein, kein Land der Welt behandelt seine Verräter vornehm. Ich dagegen wurde später mit einmaliger Fairness vernommen. Aber noch war es nicht so weit. Billy sass auf dem Stuhl. Klein, feig, zitternd.

«Wie sieht er aus? Los, red' schon! Noch einmal. Du hast gesagt, er ist nicht allzu gross, dann hast du wieder gesagt, er ist sehr gross. Was stimmt? Los! Sprich, du Schwein!»

Billy konnte vor Angst nicht reden. Er bat um eine Zigarette. Man gab sie ihm widerwillig. Dann plapperte er zum fünfzigsten Mal meine Beschreibung herunter. Die Beamten versetzten ihn in Schrecken, nur um zu testen, ob er nicht log. Aber warum sollte er auch? Er sah einen winzigen Hoffnungsschimmer. Er hoffte, man würde ihn begnadigen, wenn man mich auf Grund seiner Angaben fasste. Die Hoffnung war natürlich von sehr weit hergeholt, aber wer keine Chance mehr hat, träumt sich eine zusammen.

«Los! Nicht so schweigsam!» sagte ein kleiner, untersetzter Agent.

«Mach das Maul auf, Billy! Einen Meter dreiundachtzig ist er also, dein Freund? Los, red' weiter! Was isst er gern? Trinkt er? Ist er Linkshänder? Leidet er an Verdauungsstörungen? Ist er farbenblind? Geht er in die Kirche? Verkehrt er in Nachtclubs? Hat er Hühneraugen?»

«Das weiss ich doch alles nicht», antwortete Billy.

«Also, was weisst du?»

«Er ist kein Linkshänder», erwiderte Billy, «das weiss ich bestimmt.»

«Und?»

«Seine Verdauung ist auch in Ordnung. Am liebsten isst er Steaks. Er trinkt Whisky dazu. Er trinkt viel, aber verträgt noch mehr.»

«Weiter!»

«Sein englischer Akzent.»

«Das wissen wir längst. Neuigkeiten suchen wir.»

Die Lampe schien Billy in das Gesicht. Voll. Die Beamten standen im Dunkeln. Alle zwanzig Minuten wurden sie abgelöst. Stundenlang ging das so. Tagelang würde es noch so weitergehen. Erbarmen gab es nicht. Mitleid auch nicht. Die Jagd hatte begonnen. Noch wussten die Zeitungen nichts davon ...

«Verzweifelte deutsche Weihnachtsoffensive in den Ardennen», das war zur Zeit die Schlagzeile. Das siegessichere, beinahe schon siegesmüde New York zitterte einen Augenblick. Ein paar Tage lang. Die Angst vor den Nazis, die Angst, dass der Krieg noch weitergehen könnte, dass die Invasion vergeblich gewesen sein könnte, kam in Hunderten, in Tausenden, in Hunderttausenden von Diskussionen um diese Zeit zustande. Und die Abteilung für psychologische Kriegsführung arbeitete weiter. Wenn sich ein deutscher Spion gerade diese Zeit

dazu aussuchte, in Feindeshand zu fallen, dann hatte er besonderes Pech .. .

«Ich habe euch alles gesagt», wiederholte Billy immer wieder. «Mehr weiss ich nicht.»

«Hast du nie irgendeine Angewohnheit an ihm beobachtet, die nicht alltäglich ist?» – «Nein.»

«Denk' nach, oder wir helfen dir auf die Sprünge!»

«Ich weiss doch nichts!»

Die Vernehmungsbeamten gingen näher auf Billy zu, starrten ihn an. Sein Gesicht war hager geworden. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Er wollte sie vor dem Licht schliessen, aber das gab es nicht. Immer wieder zwangen ihn die FBI-Leute, sie anzusehen, in das Licht zu starren, ihre Fragen zu beantworten. Immer die gleichen Fragen, einmal freundlich, einmal kalt, einmal böse, einmal gleichgültig gestellt.

«Etwas fällt mir ein», sagte Billy. Er wirkte jetzt fast erleichtert. Vielleicht ist Schluss mit der Vernehmung, wenn er den Mund auf macht! «Etwas fällt mir ein. Eine Angewohnheit kenne ich: Wenn er wechseln lässt und Kleingeld herausbekommt, dann steckt er es in die linke, obere Brusttasche ... Er verwendet keinen Geldbeutel.» Ein Beamter nickte seinem Kollegen zu.

Ein neues Erkennungszeichen des gesuchten deutschen Spions wurde durchgegeben. An alle Polizeistationen! Achtung! Achtung! Fallen wurden gestellt. Fallen für mich. In amerikanischen Dimensionen. Ohne Rücksicht auf Geld, Zeit und Leute.

Aber davon wusste ich noch nichts.

In der 31. Strasse war ich mit Mr. Brown in einer Snack-Bar verabredet. Er war da. Pünktlich. Und er war allein gekommen. Er hatte allen Grund, ehrlich zu spielen. «Mein Wagen steht vor der Türe», sagte er.

Wir stiegen in einen alten Packard und fuhren kreuz und quer durch New York.

«Ich weiss eine ganze Menge», sagte er, «... und ich kann mich darauf verlassen, dass dies unsere letzte Unterredung ist?»

«Wenn mich Ihr Ergebnis zufriedenstellt, ja!»

Das Licht wurde auf Grün geschaltet. Brown gab Gas.

«Die Atombombe ist in wenigen Monaten einsatzbereit.» «In wie vielen Monaten?»

«In fünf, höchstens sechs.»

«Woher wissen Sie das?»

«Ich erzähle Ihnen alles hinterher. Meine Nachrichten sind hundertprozentig richtig.»

«Und wie kann man die Bomben abwerfen?»

«Da wird noch herumexperimentiert. Die Bombe ist wahnsinnig schwer. Sie muss mit einer Spezialmaschine geflogen werden. In Kalifornien werden Versuche gemacht. Ein Hauptmann der Air Force übt seit Wochen Start und Landung mit Überlast.»

Ich notierte mir Namen und Ort. Diese Angaben waren leicht nachzuprüfen.

«Man erwartet», sagte Brown, «dass man mit ein oder zwei Bomben den Krieg beenden kann. Die Wirkung ist ungeheuerlich.»

«Und wie viele Bomben hat man?»

«Nur zwei oder drei», entgegnete Brown. «Die reichen auch.»

«Und wo sind die Fabriken?»

«Das kann ich nicht einwandfrei feststellen. Merken Sie sich einen Namen: Mr. Griffith. Der Mann ist Physiker. Er wohnt in einem Hotel in der 24. Strasse. Vielleicht kommen Sie an ihn 'ran. Aber das ist dann Ihr Ende. Das ist Ihnen doch klar?»

«Das geht Sie nichts an», erwiderte ich.

Er gab mir eine Menge technischer Einzelheiten. Ich sagte sie immer wieder vor mich hin, bis ich sie im Gedächtnis behalten konnte. Was war wahr an Browns Erzählung? Ich wusste noch nicht, wie gut die Informationen waren... «Und die Bomben werden eingesetzt?»

«Verlassen Sie sich darauf!» antwortete Brown. «Amerika betrachtet sie als letztes Mittel, um den Krieg zu beenden . . . Nur wenn Deutschland oder Japan ebenfalls Atombomben hätten, liesse sich der Einsatz vermeiden. Verstehen Sie?»

«Ja», entgegnete ich.

«Nehmen Sie noch einen Rat an?»

«Warum nicht?»

«Verschwinden Sie!» sagte er.

Er hielt an. Ich stieg aus. Der Abschied war kurz und kalt.

«Denken Sie an meine Familie!» sagte er.

«Grüssen Sie mir die Rothaarige!» erwiderte ich.

Am selben Tag noch wollte ich die Meldung nach Deutschland durchgeben.

Ich ging ein paar Strassen weit zu Fuss. Ich wusste zum Glück nicht, wie viele der Passanten, die mir begegneten, nach mir Ausschau hielten. Billys Beschreibung stimmte zwar, aber es gab in New York Tausende von Männern, auf die sie ebenfalls gepasst hätte. Ich glaubte nicht, dass Billy bereits gefasst war. Aber ich gab mich keinem Zweifel hin, dass die Tage seiner Freiheit und danach auch die meiner Freiheit gezählt waren.

Auf zu Griffith! Ob ich an den Mann unauffällig herankommen konnte, war die zweite Frage. Wenn es ihn gab und wenn er in dem angegebenen Hotel wohnte, waren Browns Informa-

tionen jedenfalls nicht aus der Luft gegriffen. Ihre Genauigkeit zu überprüfen, war jedenfalls die nächstliegende Aufgabe.

Ich fand das Hotel. Ein mittleres Haus. Nicht gut, nicht schlecht. Mit der üblichen, geradezu aufdringlichen Sauberkeit ausgestattet. Ich ging durch die kleine Halle. Der Portier war nicht da. An seinem Pult lag ein schwarzes Buch. Hier pflegten sich die Gäste einzutragen.

Ich blieb ein paar Sekunden unauffällig stehen, trommelte mit meinen Fingern auf dem Pult herum. Auf einem Sofa in der Ecke der Halle sassen zwei Frauen. Sie unterhielten sich, wie alle Amerikaner, über die Ardennenoffensive. In einem Lehnstuhl sass ein Mann. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen. Er las in einer Zeitung. Las er wirklich?

Blitzartig war ich gewarnt. Ich kannte das. Ich wusste das. Ich hatte das gelernt. Ich bemerkte sofort, wie die Zeitung ein ganz klein wenig nach unten sank, wie der Blick über den Rand ging, schnell und scheinbar gleichgültig, wie sich die Zeitung wieder nach oben schob und wie sich dasselbe wiederholte, zwei», dreimal.

Der Mann, der die Zeitung in der Hand hielt, hatte die gleiche Ausbildung gehabt wie ich. FBI, sagte ich mir, FBI.

Ich kehrte ihm den Rücken zu. Ich schlug das dicke Buch auf, stiess sofort auf den Namen Griffith. Aber ich blätterte weiter, deutete mit dem Finger auf einer anderen Seite auf einen Namen, notierte ihn mir. Ich konnte meinen Verfolger nicht sehen, aber ich spürte ihn förmlich hinter mir. Ich fühlte instinktiv, dass er auf mich wartete, dass er mich erkannt hatte, dass er jetzt handeln würde. Im nächsten Augenblick. In dieser Sekunde.

Ich richtete mich auf. Der Portier kam zurück.

«Sie wünschen, Sir?» fragte er.

«Ein Verwandter von mir wollte bei Ihnen absteigen», antwortete ich. «Mr. James H. Miller.»

«Er ist nicht da», entgegnete der Portier. «Tut mir leid.» Ich stand ein paar Sekunden lang unentschlossen herum. Mein Verfolger tarnte sich wieder hinter der Zeitung. Seine Hände waren ganz ruhig. Das Blatt mit den riesigen Schlagzeilen zitterte nicht. Was würde er tun? Welche Vorschriften hatte die FBI?

Während ich den Unentschlossenen spielte, überlegte ich mir blitzartig: Es gab eine strenge Anweisung bei der FBI, dass jeweils nur zwei Beamte eine Verhaftung vornehmen dürfen. Der Mann war allein. Vielleicht war sein Kollege auf die Toilette gegangen? Vielleicht musste er erst Verstärkung anfordern? Vielleicht holte der zweite Mann gerade Zigaretten?

«Kann man hier einmal austreten?» fragte ich den Portier. «Hinten links», erwiderte der Mann.

Ich gab ihm zwanzig Cents und ging langsam ab. Meine Schritte wurden auch nicht schneller, als ich ausser Sichtweite war. Man hörte mich ja noch.

Ich blieb stehen. Von meinem Standort aus konnte man die Portierloge noch sehen. Wenn meine Nerven mich nicht genarrt hatten, würde der Mann mit der Zeitung jetzt aufstehen, an das Pult gehen und festzustellen versuchen, welchen Namen ich mir notiert hatte.

Richtig! Da stand er. Beugte sich über das Buch.

Ich ging an der Toilette vorbei, passierte die Küche. Eine Treppe ging nach oben. Aber oben sass ich in der Falle. Wenn ich zurückging, verhaftete er mich. Ich konnte ihn über den Haufen schießen, aber in der belebten Strasse würde ich damit nicht weit kommen. Sinnlos.

Schnell, schnell! redete ich mir ein. Und doch wusste ich, dass

ich mit dem Kopf und nicht mit den Beinen fliehen musste. «Lieferantenausgang» stand an einer Tür. Gott, wenn sie nicht versperrt wäre! Eine Chance! Eine winzige, letzte Chance! Ich legte die Hand auf die Klinke ...

Es war ganz still hinter mir. Der FBI-Beamte wartete am Empfangspult. Die beiden Damen unterhielten sich über die Ardennenoffensive. Ich hörte ihre Stimmen, verstand einzelne Worte. Der Portier ging nach oben. Ein Radio spielte halblaut. Die Sonne raffte sich zu einem Kraftakt auf, schien klar und stark durch die Scheiben. Ein Koch ging an mir vorbei. Der Gang war schmal, ich musste zur Seite treten. Er tippte mit zwei Fingern an die weisse Mütze.

«Entschuldigung, Sir», murmelte er.

Die Türe gab nach! Der Lieferantenausgang war unversperrt! Ein Zufall, vielleicht eine Nachlässigkeit. Ich brachte meine Nerven zur Räson. Ruhe jetzt! Ich machte die Türe langsam, ganz langsam, ganz vorsichtig auf – für den Fall, dass die Scharniere quietschten. Aber sie waren frisch geölt.

Der FBI-Mann konnte mich von seinem Platz aus nicht sehen, aber er musste mich jede Sekunde zurückerwarten. Er musste mit jeder Sekunde mehr Verdacht schöpfen. Warum handelte er eigentlich nicht? Warum zog er nicht seine Pistole, kam auf mich zu und sagte:

«Edward Green? Sie sind verhaftet! Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass von jetzt an jede Äusserung von Ihnen vor Gericht gegen Sie verwandt werden kann.»

Ich stand im Hof. Er war quadratisch angelegt, war nicht sehr gross und hatte eine Einfahrt für die Lieferautos. Sie stand offen. Links, gleich an der Hauswand des Hotels, arbeiteten zwei Männer an einem Lastauto. Der eine lag darunter, der

andere stand im Führerhaus. Sie achteten nicht auf mich. Ich ging langsam. Ganz langsam. Die Türe hatte ich hinter mir wieder zugemacht. Jetzt musste er es merken, sagte ich mir. Spätestens jetzt. Ich war noch zwanzig Meter von der Hofeinfahrt entfernt. Ein Personenauto stand im Weg, ein himmelblauer Chevrolet, neuestes Modell. Der Mann, der es gekauft hatte, musste tolle Beziehungen haben. Im Krieg wurden Jeeps gemacht, aber kaum Chevies.

Die beiden Arbeiter riefen sich etwas zu. Ich verstand es nicht. Ich ging auf den Personenwagen zu. Fünf Meter noch. Jetzt war ich auf gleicher Höhe. Ich sah, was mich für Sekunden erstarren liess:

Der Zündschlüssel steckte!

Ich gab mir einen Ruck, drehte mich nach den Arbeitern um, musterte die Tür, aus der ich geflüchtet war, betrachtete mir die Ausfahrt.

Alles ruhig. Alles normal. Alles unverändert.

Los! Die Wagentüre war offen. Ich setzte mich an das Steuer, drückte auf den Anlasser. Der Motor sprang sofort an. Erster Gang. Gas! Kupplung langsam auslassen! Nach links einschlagen. In den Rückspiegel schauen. Mehr Gas geben. Auf den zweiten Gang umschalten. Noch einmal in den Rückspiegel schauen. Nach rechts wenden. Mehr Gas geben. Noch mehr. Dritter Gang... Los jetzt! Ich nahm die beiden ersten Kurven so scharf, dass die Hinterräder den Randstein streiften. Rechts, links, geradeaus. Rotes Licht. Gelb, grünes Licht. Gas! Kurve nach links. Geradeaus. Hauptstrasse überqueren. Langsam fahren. Ganz langsam. Kein Aufsehen erregen. Ich sah auf meine Armbanduhr. Fünf Minuten, nahm ich mir

vor, werde ich den Wagen benutzen. Die Arbeiter mussten den Diebstahl sofort bemerkt haben. Sie meldeten dann die Nummer an die Verkehrspolizei. Die Beamten hatten in ihren Kanzeln Sprechfunk. Das ging blitzartig. Wer ein Auto stiehlt, sollte es nicht in Amerika tun ...

Ich überquerte den Times-Square, fuhr noch ein paarmal zickzack und achtete darauf, dass ich nicht vor Erregung im Kreis herumfuhr.

Ich fand eine Parkfläche. Rechts 'ran! 'raus!

Die ersten zwanzig Meter ging ich ganz langsam, dann wechselte ich auf die andere Strassenseite, bog nach links ein, ging jetzt rascher, sprang in ein Taxi.

«Los», rief ich dem Mann am Steuer zu. Ich nannte ihm einen Bahnhof. «Wenn Sie es in zehn Minuten schaffen, erreiche ich noch meinen Zug.»

«Mal sehen, ob wir Glück haben», erwiderte der Chauffeur. Er schüttelte den Kopf. «Immer haben es die Leute eilig. Und ich stehe oft stundenlang herum und habe keine Fuhre.»

Ich entgegnete etwas Belangloses, drehte mich ab und zu um. Das Taxi wurde nicht verfolgt. Wie viele Beamte mochten jetzt hinter mir her sein? Der Mann von der FBI würde bereits seinen ersten Anpfiff hinter sich haben! Vielleicht wurden die Dienstvorschriften der FBI heute noch geändert. Die Bürokratie war in Amerika mitunter genauso allmächtig wie in Deutschland.

Jetzt werden sie den Wagen gefunden haben. Aber ich hatte zwei Kilometer Vorsprung. Ich sprang aus dem Taxi, zahlte, gab einen Dollar Trinkgeld extra, lief hastig durch die Vorhalle, ging an den Bahnsteig, kaufte mir eine Zeitung, wechselte den Bahnsteig und ging zurück. Der Chauffeur war sofort weitergefahren.

Weiter ging es, zu Fuss. Wie schön war New York zu dieser Stunde. Wie fröhlich waren die Menschen, wie glücklich. Wie hell klangen die Weihnachtsglocken. Und die Lieder. Und das Lachen. Und die Freude. Die Leute trugen dicke Pakete. Einkäufe in letzter Minute. Aufgeregte Kinder gingen neben ihnen her.

«Merry Christmas», klang, sang, tönte es aus allen Lautsprechern. « Merry Christmas! Merry Christmas! Merry Christmas!»

Blumen, sagte ich mir, eine Handtasche, ein paar nette Kleinigkeiten. Ich fand alles, nahm ein Taxi, wechselte es, ging ein Stück zu Fuss und stand vor der Haustür meines südamerikanischen Freundes Paolo Santi. Ein Druck auf den Liftknopf, elfter Stock.

Ich fand meine Schlüssel nicht und klingelte. Wieder verliesen mich für ein paar Sekunden die Nerven. Wenn ich schon erwartet wurde? Wenn die Beamten schon unter der Türe standen? Wenn sie schon die Waffe in der Hand hielten?

Ich wurde erwartet – von Joan ...

«Du siehst abgehetzt aus, mein Lieber», sagte sie.

«Ja», antwortete ich, «New York ist anstrengend.»

«Du kommst gerade zurecht», entgegnete sie, «ich habe eben den Christbaum auf gestellt und den Truthahn in die Bratröhre geschoben. Du kannst dich gleich nützlich machen.»

Wir hängten zusammen die Kugeln an den Tannenbaum. «Wir schmücken ihn europäisch», sagte sie. «So gefällt er mir besser. Mein erstes Weihnachten nach dem Krieg will ich in Europa verbringen.»

«Das Beste auf der Welt sind die Pläne», erwiderte ich. «Ich glaube an ihre Erfüllung.» Sie drehte sich zu mir um und lach-

te. «Du bist ein alter Pessimist. Du hast wohl nicht die schönsten Jahre hinter dir?»

«Nein», sagte ich.

Wir waren mit dem Christbaum fertig. Das Radio spielte leise, sanft, einschmeichelnd. Es war, als ob die Atmosphäre des Friedensfestes unsichtbar aus dem Kasten schlüpfte und uns immer mehr in ihre Arme nahm. Wir saßen beieinander und sprachen wenig.

Was Weihnachten ist und wie man es begeht, das steht in keiner Agentenfibel der ganzen Welt. Vor einem Jahr war ich in Spanien. Es gab gut zu essen. Als die Leute zur Mette gingen, lagen wir kreuz und quer auf den Teppichen. Als die Leute am Morgen sich zum Weihnachtsgottesdienst rüsteten, bekämpften wir unsere Kopfschmerzen weiter mit Alkohol.

Vor zwei Jahren war ich in Holland. Einen Tag zuvor waren zwei deutsche Agenten erschossen worden. Zwei Tage später schlief ein englischer Agent im Sarg, statt im Bett.

Weihnachten, was war das? Das Flackern der Kerzen, der sanfte, milde Duft eines angebrannten Tannenzweiges, die aufgeregte, überschäumende Freude der Kinder. Ich sass hier neben Joan unter dem Baum, und etwas kroch mir den Rücken hoch, schnürte mir den Hals zusammen. Etwas sagte mir: Weihnachten für alle, nur nicht für dich.

Immer schneller, immer heftiger blendete meine Erinnerung zurück, übersprang Jahre, Jahrzehnte. Ich sah meinen Vater, meine Mutter, meinen Lehrer vor mir. Einmal hatte ich diese Beklemmung schon erlebt, als ich acht oder neun Jahre alt war:

Der Vater meines Freundes hatte sich am Morgen des Weihnachtسابends erschossen. Er war Kassierer einer Bank gewesen, und es hatten 12'000 Mark gefehlt. Damals schon hatte mich die Festfreude ausgeschlossen, wie jetzt, wie heute, wie neben Joan.

Ich trank zwei Gläser Whisky leer. Joan nahm mir lächelnd die Flasche weg.

«Nicht vor dem Essen», sagte sie.

Wir gingen in die Küche und sahen nach. Es war alles in Ordnung. Wir überliessen den Truthahn sich selbst und beschäftigten uns mit uns.

Und dann kamen Nachrichten. Nicht einmal heute liessen sie uns in Ruhe. Die Ardennenoffensive war gescheitert. Endgültig. Ob es Propaganda ist, fragte ich mich?

Ob die «Abteilung für psychologische Kriegführung» den Angriff schneller abgefangen hat als General Eisenhower?

Ich war der letzte Narr auf verlorenem Posten!

Heute wäre ein guter Tag zum Senden, sagte ich mir. Mein Gerät war ja längst fertig, auseinandergenommen in einem Koffer, der unter einer Couch desselben Zimmers lag, in dem unser Weihnachtsbaum stand. Kein Mensch würde heute dem Funkverkehr übertriebene Aufmerksamkeit schenken. Aber meine Meldungen waren ja noch gar nicht soweit. Was ich von Brown erfahren hatte, musste erst noch überprüft und weiterverfolgt werden. Es würden mir harte Tage und Wochen bevorstehen... Wenn nur Billy noch nicht gefasst war! Wo er stecken mochte?

«Du siehst aus wie ein General nach verlorener Schlacht», lachte Joan.

«Hast du schon einmal einen General gesehen?» fragte ich.

«Nur auf der Leinwand», entgegnete sie lachend. «Aber da siegen sie immer.»

«Aber dafür sind sie im Kino auch viel sympathischer», antwortete ich.

Wir holten den Truthahn aus der Bratröhre, tranchierten ihn und servierten ihn uns selbst. Er war vorbildlich weich und knusprig. Wir sassen uns gegenüber, lächelten uns an, assen mit Genuss, prosteten uns zu, gingen ab und zu an das Radio und drehten. Wir tranken – Rheinwein. Es gab ihn noch in New York.

«Passt gut zum Essen», sagte ich.

«Ja», erwiderte Joan. «Jeder amerikanische Soldat erhält heute von der Armee einen Truthahn geschenkt», erklärte sie.

«Ja», antwortete ich, «und 300'000 Turkeys bleiben übrig. So viele Soldaten hat bis jetzt der Krieg gekostet.» «300'000 amerikanische», erwiderte sie, «und wie viele englische, französische, deutsche und italienische?» «Suchen wir uns ein anderes Thema.»

Joan stand auf, machte ein paar Schritte im Zimmer, drehte die Deckenbeleuchtung aus und schaltete die indirekte Wandlampe ein.

«Zwei von den Gis, die keinen Turkey mehr bekommen, kannte ich sehr gut», sagte sie, «der eine war mein Bruder.»

Ich nickte. Auf einmal war der Zauber, die Stimmung, das Gefühl der Geborgenheit ausgelöscht.

«Willst du nicht wissen, wer der andere war?» fragte sie.

«Ich kann es mir denken.»

«Es war Bob», fuhr sie fort. «Er war so gross und so schlank wie du. Und er hatte auch deine blonden Haare... Ich wollte ihn heiraten. Ich kannte ihn schon drei Jahre. Er war Leutnant.

Im vorigen Jahr haben wir noch zusammen Weihnachten gefeiert. Kannst du verstehen, dass ich nicht in meine Wohnung zurückgehen wollte? Dass ich nicht allein sein konnte?»

Ich sagte nichts. Aber ich stand jetzt auch auf und ging im Zimmer hin und her.

«Ich bin zu dumm», sagte sie. «Ich verderbe uns die ganze Stimmung. Aber an einem Abend wie heute kommt einem alles hoch... Im März ist er gefallen. Im Pazifik. Bei der Landung auf einer dieser verdammten Koralleninseln, die keinen Cent wert sind. Nachher hat er einen Orden bekommen.»

«Hinterher bekommt man immer einen Orden», erwiderte ich. «Es hat keinen Sinn, über das alles nachzugrübeln.»

Sie lächelte mir zu. Ihre Augen glänzten. Sie ging auf den Christbaum zu und zündete die erste Kerze an. Joan drehte sich nach mir um und sagte:

«Die zweite ist für dich.»

«Zünde sie alle an», entgegnete ich. «Ich glaube, dass sie dann heller leuchten.»

«Du schmeichelst gut», sagte sie, «und es tut mir wohl. Weisst du, ich habe mir den heutigen Abend so schlimm vorgestellt, und jetzt ist er doch ganz anders. Ich mache mir auf einmal Vorwürfe, dass ich alles so schnell vergessen kann, dass ich auf einmal so froh bin, mit dir zusammen zu sein. Ich meine, ich dürfte das nicht.»

Ich legte meinen Arm um ihre Schultern. Dann ging ich auf den Korridor und holte mein Päckchen.

«Wahrscheinlich habe ich alles falsch gemacht», sagte ich. «Deine Blumen habe ich längst in die Vase gestellt.» «Und die Tasche wird dir bestimmt nicht gefallen», fuhr ich fort. «Ich habe keine Erfahrung in diesen Dingen.» «Sie ist hübsch», erwiderte sie, «und wenn du mehr Erfahrung in diesen Dingen

hättest, wärest du mir längst nicht so sympathisch. Aber das ist ja alles Unsinn. Natürlich hast du Erfahrung, aber das macht ja nichts.» Sie holte aus ihrer Handtasche eine winzige Schachtel.

«Hier», sagte sie, «für dich.»

Es waren goldene Manschettenknöpfe. Ich besitze sie heute noch. Der zuckende Schein der Kerzen huschte über ihr Gesicht, beleuchtete die Stirn, die Augen, die Nase. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Ich starrte sie die ganze Zeit an, und sie sah es gerne. Sie wurde nicht verlegen. Sie kokettierte nicht. Sie gab sich ganz einfach so, wie sie war. Sie war Joan.

Wir sassen nebeneinander auf der Couch. Die Musik war wieder da und der Zauber, und es war so, als hätte es nie einen Krieg gegeben, als würde nie wieder geschossen, als würde nie wieder eine Mutter um ihren Sohn und eine Frau um ihren Mann zittern. Es war ganz einfach so, als ob plötzlich auch der böswilligste, auch der dümmste, auch der gefährlichste Politiker die Botschaft von Bethlehem begriffen hätte. Es gab keinen Kriegsschauplatz für uns. Es gab das Wohnzimmer im elften Stock einer ganz unglaublich hübschen und kultivierten Appartement-Wohnung. Ich war kein Deutscher und sie keine Amerikanerin. Und wir hatten uns lieb, und wir brauchten die Banalität der Sprache nicht, um uns das gegenseitig zu sagen. Wir wussten es.

Ich weiss nicht, wie lange wir so gegessen haben, schweigend, gelöst, glücklich. Die Kerzen brannten zu kleinen Stummeln zusammen. Wir mussten sie löschen. Ihr Schein spielte nicht mehr mit Joans Gesicht. Aber der Duft und der Zauber des Mädchens waren noch im Raum.

«Seltsam», sagte Joan, «eigentlich wissen wir gar nichts von-

einander. Noch seltsamer aber ist, dass wir uns nie gefragt haben, wer wir sind, was wir machen, woher wir kommen. Ich glaube, das muss auch so sein.»

Ein paar schnelle, kleine Falten zeigten sich auf ihrer Stirn.

«Ich habe die Empfindung, dass ich dich schon ewig kenne.»

«Mir geht es genauso», erwiderte ich.

Wir küssten uns. Und ich vergass alles, was ich nicht vergessen durfte. Die Zeit, die Umstände, den Auftrag, die Jagd, die Hetze. Die menschliche Maschine Agent 146 der deutschen Abwehr, der Mann, der alles ausführte, was man von ihm verlangte, ohne zu fragen, für was, für wen, gegen was, gegen wen – starb für ein paar Stunden. Ich erkannte, erlebte, erfuhr, dass ich ein Mensch war wie jeder andere, ein Mensch mit Sorgen und Gefühlen, ein Mensch mit einem eigenen Herzen und einem Anrecht darauf. Mit einem Anrecht, das keine Macht, kein System, kein Staat abverlangen kann.

Ich erkannte das. Damals. In New York. In der grössten Stadt der Welt, in der ich fieberhaft gesucht wurde. Am Weihnachtsabend 1944. In den Armen Joans ...

«Wirst du bei mir bleiben?» fragte Joan.

«Ich weiss es nicht», entgegnete ich.

«Wirst du mich vergessen?»

«Nein», sagte ich, «das weiss ich ganz bestimmt: Vergessen werde ich dich nie.»

«Es ist eigenartig», fuhr sie fort, «bei dir weiss man immer schon im Voraus, was du sagen wirst.»

Es war Mitternacht geworden. Im Radio läuteten die Glocken. Dann wurden Choräle gesungen.

Wir sassen noch enger nebeneinander. Ich war glücklich, dass es so gekommen war. Dass ich Joan in meinen Armen hielt

und nicht in Holland nach britischen Agenten jagte und nicht in Spanien unter einem Haufen Betrunkener auf einem verunreinigten Teppich lag.

Die Nacht nahm uns in ihre Arme. Eine Uhr tickte. Das Geräusch schmerzte. Wenn es doch keine Uhren gäbe! Das Glück, dem ich erlag, wurde immer schmerzlicher, immer bedrückender.

Joan war eingeschlafen. Sie lächelte. Sie lag ganz still und wandte mir ihr Gesicht zu. Ich hatte die Fenster geöffnet, kühle Luft kam herein. Ich deckte sie zu, damit sie sich nicht erkälten würde.

Und dann kam der Agent wieder zum Vorschein. Meldete sich unerbittlich. Eine Stunde, zwei Stunden lang bäumte ich mich verzweifelt gegen das auf, was mir das Gewissen einredete. Das Leben hat mir wenig erspart: Ich habe Freunde sterben sehen, und ich spürte die feuchten Hände des Henkers, als er meine Halsweite mass. Ich habe die stille Verzweiflung in der Zelle erlebt, die Ausweglosigkeit, den entsetzlichen Druck der anonymen Zeit, die das Leben langsam, Tag für Tag, Stunde für Stunde, mordet. Das waren alles Situationen, in die ich passiv gestellt wurde, folgerichtig in den Strudel einer Handlung gerissen, der ich nicht ausweichen konnte.

Jetzt aber musste ich dieser düsteren Dramaturgie zuvorkommen. Jetzt musste ich Joan verlassen, die schlafende, lächelnde Joan, die sich auf das Erwachen freute, auf das Erwachen an meiner Seite. Jetzt musste ich alles, das Glück dieses Abends, die Atmosphäre dieses Festes, die Erkenntnis, hinter mich werfen, meinen Koffer nehmen und gehen. In das kalte New York. In die Stadt im Herzen des Feindes. Ich war ein Feind für die Menschen, die Weihnachten feierten. Ein Spion. Spion für ein Land, das den Krieg bereits verloren hatte.

Ich musste Joan wecken. Ich musste ihr alles erklären. Ich war mir sicher, dass sie mich niemals anzeigen würde. Aber gerade das würde ihr Verderben sein! Man würde sie wegen Begünstigung eines deutschen Spions unter Anklage stellen. Das Kriegsgericht kennt keine Liebe. Und kein Erbarmen. Man würde sie hinrichten. Der hektische, gnadenlose Patriotismus, jenes Ungeheuer, das der Krieg mästet, würde ihr keine Chance lassen.

Nein, das durfte ich nicht tun. Nicht, solange ich noch einen Funken Verstand hatte. Nicht, solange ich Verantwortungsgefühl besass. Nicht, solange ich sie liebte.

Sie drehte sich im Schlaf um. Ihr Gesicht sah jetzt noch deutlicher zu mir her. Die Beleuchtung reichte aus, um jede Einzelheit erkennen zu lassen. Ich lernte ihre Züge auswendig. Ich würde sie nie mehr wiedersehen! Ich durfte ihr niemals erklären, warum ich heimlich gegangen war. Warum ich ihr weh tun musste. Sie würde es vielleicht niemals begreifen. Sie würde weinen. Sie würde verbittert sein. Sie würde den Zufall verwünschen, der uns zusammengeführt hatte. Sie würde das Glück hassen, das uns für ein paar Stunden vereint hatte.

Nein, das brachte ich nicht fertig. Ich ging leise auf sie zu. Ich musste sie wecken. Ich musste bleiben. Ich musste alles riskieren, um unser Glück festzuhalten. Der Krieg war ja schon vorbei. Praktisch war er vorbei. Ich würde ihr gestehen, welche Rolle ich gespielt hatte. Sie würde das verstehen und nicht weiter darüber sprechen. Ich hatte Geld. Ich konnte Spanisch. Ich kannte die Sitten Südamerikas. Ich wusste, wohin man gehen musste, um nicht aufzufallen. Ich wusste, wo mich niemand suchen würde. Sie würde mitgehen. Es waren nur noch zwei, drei Tage durchzustehen, bis die Flucht gelänge, bis wir in Sicherheit waren. Wir konnten getrennt reisen. Für Joan

würde das überhaupt kein Risiko sein. Und ich wusste ja, wie man so etwas macht. Wie man über die Grenzen geht, wie man seine Nerven zügelt. Einmal wenigstens im Leben würde mein Job mir gute Dienste leisten.

Sie ahnte nichts von dem Kampf, den ich durchstehen musste, von der Verzweiflung, die ich auszuhalten hatte. Sie wusste nicht, dass ihre vermeintliche Zukunft bereits meine Vergangenheit war.

Ich stand auf und packte meine Sachen. Ich holte meinen Koffer unter der Couch hervor, auf der sie schlief. Ein Mensch mit leichtem Schlaf würde davon aufwachen. Ich hoffte, dass die entsetzliche Entscheidung, die ich zu treffen hatte, nicht mir allein überlassen würde.

Aber Joan schlief weiter. Nebelfetzen kamen durch das offene Fenster. Ich schloss es. Wieder war ein winziges Geräusch nicht zu vermeiden. Ich schaffte mein Gepäck auf den Flur. Ein paar Zeilen wenigstens schreibst du ihr, dachte ich mir. Aber ich blieb hart und ging auf die Tür zu. Noch einmal drehte ich mich um ...

Ich liess die einfachste Vorsicht ausser Acht. Mir war alles gleichgültig geworden. Sowie ich aus Joans Nähe war, war jede Überlegung von mir gewichen.

Ich winkte ein Taxi herbei und fuhr kerzengerade in ein Hotel. Von mir aus mochte die ganze FBI an der Rezeption warten. Von mir aus mochten sie mich endlich fassen. Wenn nur alles vorbei war!

Ich stellte an der Portiersloge meinen Koffer ab. Man brauchte ihn nur zu öffnen, dann hatte man alle Beweisstücke gegen mich. Später kaufte ich mir eine Flasche Whisky und ging mit ihr schlafen. Am nächsten Tag tat ich das gleiche.

Dann war Weihnachten überstanden. Ich vergass alles, was ich auf der Agentenschule gelernt hatte, auch in den nächsten Tagen noch. Vielleicht hätte ich nie erreicht, was mir schliesslich gelang, wenn ich mich «fachmännisch» verhalten hätte.

Die Nachrichten Browns lieferten mir einen Grundstock. Ich spionierte rücksichtslos weiter. Ich drehte mich nicht ein einziges Mal mehr nach einem möglichen Verfolger um. Es war, wie wenn mir das Leben Scheuklappen um den Kopf gelegt hätte. Ich besuchte Bibliotheken und Zeitungsarchive. Ich sprach in diesen Tagen mit Ingenieuren und Arbeitern. Ich fragte ungeniert.

Das «Manhattan-Projekt» war selbstverständlich ganz vertraulich. Aber kein Land der Welt kann verheimlichen, wenn es Atombomben herstellt. Der Weg des Uranerzes, das vom nördlichen Kanada bezogen wurde – ein Teil kam auch aus Belgisch-Kongo –, liess sich genau verfolgen.

Zur Kühlung eines Atommeilers benötigt man riesige Wassermengen. Ein Teil des Columbia-Rivers war umgeleitet worden. Mir entging auch nicht, dass in Oak Ridge im Staate Tennessee innerhalb weniger Monate eine sechsstöckige Werkanlage aus dem Boden geschossen war.

Auch der Sache mit den Probeflügen ging ich nach. Zwei verdiente Offiziere waren aus dem Pazifik abkommandiert worden. Sie waren Spezialisten für die B 29, den seinerzeit grössten amerikanischen Langstreckenbomber. In Arizona gingen sie jetzt einer scheinbar sinnlosen Beschäftigung nach. Sie flogen eine überschwere Bombenattrappe hin und her. Die Piloten hatten keine Ahnung, welche Bedeutung die Attrappen hatten, als ich alles nach Deutschland meldete.

Ich biss die Zähne zusammen und wurde wieder vorsichtiger. Meine Meldung musste durchgehen. Vielleicht konnte entsetzliches Unheil verhütet werden, wenn die deutsche Regierung noch rechtzeitig gewarnt wurde. Wenn man meiner Warnung glaubte. Wenn ...

Ich setzte den Sender zusammen. Es klappte nicht auf Anhieb. Aber es gelang schliesslich. Um 17 Uhr nachmittags amerikanischer Zeit war es soweit. Ich formulierte meine Meldung. Sie war zu lang. Ich präzierte sie noch einmal. Etwa fünfzig Worte konnte ich einsparen. Ich verschlüsselte den Text. Lernte ihn auswendig. Dann schrieb ich ihn noch einmal nieder und sparte noch einen Satz ein. Acht bis zehn Minuten würde ich brauchen. Ich setzte mich an die Taste. Ob ich in New York auch angepeilt wurde? Ob man es noch für möglich hielt, dass ein deutscher Spion hier eine Meldung durchgab? Ich hämmerte auf die Taste. Nach kurzer Zeit erhielt ich Antwort. Ich war jetzt ganz ruhig, war sozusagen wieder in meinem Element. Ich brauchte nicht länger, als ich vorher ausgerechnet hatte. Der Empfang war klar gewesen – ich erhielt die Bestätigung aus dem Äther.

Der erste Teil des Auftrags war erfüllt. Was sie in Berlin über meine Meldung denken würden? Ob man sie, wie andere wichtige Mitteilungen, die man Hitler nicht vorzusetzen wagte, einfach in den Papierkorb werfen würde? Oder ob man ihr nicht traute, ob man der Meinung war, ich würde, vom Pazifismus angesteckt, plötzlich einfach etwas durchgeben, um mich wichtig zu machen? Möglich war alles. Darüber war ich mir damals schon im Klaren. Nach dem Kriege freilich sollte es mir noch viel klarer werden ...

Teil zwei meines Auftrags hiess: Sabotage. Ich sollte eine Gruppe zusammenstellen, die Sprengstoffanschläge auf das Hauptwerk der amerikanischen Atomindustrie ausführte. Zu diesem Zweck waren Leute und Geld in Südamerika bereitgestellt. Es fragte sich nur, wieweit man sich darauf verlassen konnte – auf die Leute sowohl wie auf das Geld. Möglicherweise war beides falsch.

Wozu das eigentlich alles? fragte ich mich in diesen Tagen immer wieder. Lohnte es sich denn noch? Gab es für mich noch so etwas wie eine Pflicht? Warum ging ich nicht einfach auf und davon wie später meine Vorgesetzten und Kollegen? Warum setzte ich nicht einfach eine Zeitlang aus und wartete, bis man mich wieder brauchte? Wie später meine Kollegen und Vorgesetzten!

Es war vereinbart, dass ich über ein Inserat in einer südamerikanischen Zeitung mit Verbindungsleuten in Peru Zusammentreffen sollte. Irgendein harmloser Text, den ich heute nicht mehr in Erinnerung habe, sollte ihnen sagen, dass sie auf dem schnellsten Weg nach New York zu kommen hätten.

Das Inserat erschien.

Die V-Leute sollten nunmehr mit einem Inserat in derselben Zeitung bestätigen, dass alles wie besprochen abgelaufen war. Ich musste also jeden Tag die Zeitung kaufen. Es gab sie nur an den grössten Ständen in New York, und an ihnen lauerte, ohne dass ich es wusste, das Verhängnis auf mich ...

Der letzte Tag des Jahres 1944 begann für mich wie jeder andere. Mein Zimmer war überheizt, die Tapeten waren unfreundlich. Ich rasierte mich, trank in einer Snack-Bar Kaffee. Ich war schlechter Laune. Aber das war ich immer, seit ich Joan verlassen hatte. Immer wieder wollte ich zu ihr zurückgehen. Was sie jetzt machte? Was sie von mir dachte? Ob sie

die grausame Überraschung am Morgen überstanden hatte? Ich kannte das kleine Modegeschäft in New York, das sie führte. Ein paarmal war ich in die Nähe ihres Ladens gegangen. Ich wollte sie noch einmal sehen. Ich hatte nicht einmal ein Bild von ihr, durfte auch keines besitzen. Ich sah ihr Gesicht, ihre Augen, ihre Hände immer wieder vor mir. Es war zum Verrücktwerden. Und zwischendurch machte ich Botengänge für einen irrsinnigen Krieg ...

Um 13 Uhr ass ich Steaks. Zwei Stück. Ich hatte plötzlich grossen Hunger. Auch die Pommes frites waren ausgezeichnet. Dann kaufte ich mir ein paar Zeitungen. Die Kriegsmeldungen überging ich. Ich las eine Rede Roosevelts. Ich konnte ihn nicht leiden. Und war darin vielen Amerikanern nur ein paar Jahre voraus. Dann ging ich zu einem Kriminalfall über. In der Nähe des Restaurants, in dem ich gegessen hatte, war ein Kino. Ich löste mir eine Karte. Ein Wildwestfilm, aber so langweilig gemacht, dass ich das Kino nach einer halben Stunde verliess.

Ich hatte mir wieder angewöhnt, auf meine Umgebung zu achten. Ich war sicher, dass mich niemand verfolgte. Das stimmte auch. New York setzte zur Silvesterfeier an. Silvester würde ich allein feiern müssen. Aber noch hatte ich keine Ahnung, wo ...

Ich ging auf den Times Square im Herzen von New York zu. Es war erst Nachmittag. Das Wetter war trüb. Hunderte von Menschen hielten sich am Times Square auf. Leute, die sich amüsieren wollten, die sich langweilten oder die ihren Geschäften nachgingen. Auf der rechten Seite war ein Zeitungsstand. Er führte das Blatt, das ich von Berufs wegen täglich zu lesen hatte.

Ich ging zuerst am Stand vorbei. Ich machte es immer so, wenn ich Zeitungen kaufte. Es herrschte ziemlicher Andrang. Immer waren drei, vier Käufer da, legten ihre Cents in eine Schale, nahmen das gewünschte Exemplar weg. Ein paar Leute standen in der Nähe. Aber immer stehen Leute in der Nähe eines Zeitungsstandes. Es gibt eine Unzahl Menschen, die ihre Neugierde nicht bezähmen können und am unrechten Ort in die Zeitung sehen.

Ich passierte den Stand noch einmal. Hinter mir kamen zwei Teenagers. Sie erzählten sich eine Tanzstundengeschichte und kicherten. Vor mir ging auf Krücken ein Invalide in Uniform. Die Menschen, die ihm begegneten, machten betroffene Gesichter. Pausenlos fuhren Autos über den Platz. Eine Frau verlor ein Paket. Ich hob es auf. Sie dankte lächelnd.

Ich ging auf den Stand zu. Ein Blick links, ein Blick rechts. Die Luft musste rein sein. Nirgends standen in der Nähe zwei Männer zusammen. Ich hatte auf zwei Personen zu achten. Zwei waren gefährlich.

Ich musste ein paar Sekunden warten. Unterdessen sah ich mir die Titelseiten verschiedener Magazine an, als ob ich unentschlossen wäre, welches ich nehmen sollte. Ich kaufte zwei, dann verlangte ich die südamerikanische Zeitung. Der Händler stutzte einen Augenblick, dann nickte er lebhaft.

«Einen Moment, Sir», sagte er. Er wühlte unter einem Stapel. Dann hatte er sie gefunden. «Die wird ganz wenig verlangt», erklärte er. «Wenn Sie sie öfter brauchen, sagen Sie es mir, dann lege ich sie Ihnen auf die Seite.»

«Ich bin nicht von New York», erwiderte ich, «vielen Dank für Ihr Angebot.» Ich gab ihm einen Dollar.

«Haben Sie es nicht kleiner?» fragte er.

«Leider nein.»

Ich erhielt 25 Cents zurück. Der Händler zählte sie mir pedantisch vor. Ich knöpfte meinen Mantel auf und steckte das Wechselgeld in die linke obere Jackentasche. Es war eine Unart von mir, die schon meine Mutter gerügt hatte.

Die Zeitungen steckte ich in meine Manteltasche. Die südamerikanische von den zwei Magazinen umschlossen, man konnte sie nicht sehen. Ich schlenderte ein paar Schritte weiter. Neben mir zündete sich ein Mann eine Zigarette an. Er achtete auf sein Streichholz, nicht auf mich. Dann kam er näher. Der Verkehr spülte eine Gruppe junger Soldaten vorbei. Sie gingen in Dreierreihen und waren laut.

«Einen Moment, Sir», sagte der Mann mit der Zigarette. Im gleichen Augenblick stand wie hingezaubert ein zweiter neben ihm.

«Edward Green, nicht?»

«Nein», sagte ich. «Ich heiße Jack Miller.»

«Heissen Sie, wie Sie wollen», entgegnete der eine der beiden Männer. «Sie sind verhaftet.»

Sie verstanden ihr Handwerk und nahmen mich so dicht in ihre Mitte, dass jeder Fluchtversuch Selbstmord gewesen wäre. Und doch war alles so zwanglos, dass keiner der Hunderte, der Tausende von Passanten, die den Times Square überquerten, die Szene für verfänglich halten konnte.

«Mein Name ist Nelson», sagte einer der beiden Männer. Er war stämmig, untersetzt, hatte einen runden Kopf und lebhaft Augen. Er zeigte mir seine Marke.

«Hier ist ein schlechter Platz, sich zu unterhalten», fuhr er fort.

«Kommen Sie mit!»

Der Zeitungsstand, der mir zum Verhängnis geworden war, hatte an seiner Hinterfront einen kleinen Aufenthaltsraum. Wir gingen hinein.

«Ich möchte endlich wissen, was Sie von mir wollen», begann ich.

«Das erkläre ich Ihnen sofort», entgegnete Nelson. Er zündete sich eine Zigarette an, lächelte und deutete auf seinen Kollegen. «Darf ich bekannt machen: Das ist Mr. Gilles, Mr. Green.»

«Ich heisse nicht Green, zum Teufel.»

«Geben Sie mir Ihre Papiere!»

Ich zeigte ihm einen Ausweis, der auf den Namen Jack Miller ausgestellt war.

«Gute Papiere macht ihr in Deutschland», erwiderte er. Jetzt wusste ich endgültig, dass ich in der Falle sass. Ich wunderte mich nur, dass mich die FBI-Agenten nicht gleich in ein Auto packten und in das Untersuchungsgefängnis führen.

«Also, Mr. Miller», sagte Nelson, «wo wohnen Sie?» «Ich komme aus Chikago.»

«Und wo wohnen Sie in Chikago?»

Ich gab ihm eine Adresse an, die ich vorher auswendig gelernt hatte. Er notierte sie.

«Und wie lange sind Sie schon in New York?»

«Zehn Tage», antwortete ich.

«Und was machen Sie hier?»

«Ich bin geschäftlich unterwegs.»

«So», sagte er, «na ja. Ich soll Ihnen einen Gruss bestellen.»

«Von wem?»

«Von William Curtis Colepough», antwortete er. «Auch Billy genannt. Er wartet schon seit vierzehn Tagen auf Sie.»

«Ich kenne ihn nicht.»

Gilles ging an das Telefon. Er wählte eine Nummer. Sie war belegt. Der Agent fluchte. Beim zweitenmal hatte er Glück.

«Wir haben ihn», sagte er in den Apparat. «Kommt her... nein, ihr könnt ganz beruhigt sein, jeder Zweifel ist ausgeschlossen!» Er hängt ein.

Nelson fuhr mit seiner Vernehmung fort:

«Ich will Ihnen etwas sagen: Sie sind vor etwa fünf Wochen in der Frenchman-Bai an Land gegangen. Zu zweit. Dann sind Sie auf Umwegen nach Boston gefahren. Von Boston kamen Sie nach New York. In New York hat Ihnen Ihr Freund die Koffer gestohlen... Sie haben sie in der ‚Grand-Central-Station‘ wiederbekommen – toll, wie Sie das gemacht haben. Sie haben eine Menge Geld und Diamanten bei sich und einen Sender. Ich wette, dass Sie schon eine Meldung nach Deutschland durchgegeben haben. Ja», fuhr er fort, «wir haben schon lange auf Sie gewartet. Sie haben sich verdammt lange gehalten. Länger als alle Ihre Kollegen. Und Sie haben ohne Fehler gearbeitet.» Er spielte mit seiner Pistole. «Smith & Wesson», neuestes Modell. Er nahm sie in die Hand, deutete mit ihr zum Fenster hinaus. «Genaugenommen haben Sie einen einzigen Fehler gemacht: Sie hätten Ihre Kanone nehmen und gleich nach der Landung Billy zwischen die Augen schießen sollen... Kein Amerikaner hätte Ihnen das verübelt.»

«Das nächstemal mache ich es so», erwiderte ich. Er lächelte und klopfte mir auf die Schulter.

«Fein, dass Sie endlich zur Vernunft kommen», entgegnete er. Ich wusste, dass es keinen Sinn hatte, weiter den widerrechtlich festgenommenen Amerikaner zu spielen. Sie hatten Billy

– und Billy hatte mich verraten! Darüber gab es keinen Zweifel. Was sie über mich bereits wussten, konnte ich leicht zugeben. Was sie nicht wussten, musste ich unter allen Umständen verschweigen. Ich dachte an Joan, an Santi, an Brown, an meine Verbindungsleute in Südamerika. Sie alle schwebten in grösster Gefahr. Sie alle waren verloren, wenn ich den Mund nicht hielt.

«Wo wohnen Sie in New York?»

Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

«Wenn Sie es uns nicht sagen, ist morgen Ihr Bild in allen New Yorker Zeitungen. Sie können mit mir wetten, dass wir morgen um spätestens sieben Uhr Ihre Adresse haben. Glauben Sie mir das?»

«Allright», erwiderte ich, «ich wohne im Pennsylvania-Hotel, Zimmer 1559.»

«Es freut mich wirklich, dass Sie so vernünftig sind. Leider muss ich Sie jetzt untersuchen. Bitte leeren Sie Ihre Taschen aus.»

Ich legte alles auf den Tisch: einen Kamm, ein Messer, zwei Taschentücher, eine Briefftasche und mehrere Dollarbündel. Gilles zählte das Geld nach. Es waren über 10 '000 Dollar.

«Viel Geld schleppen Sie da mit sich herum.»

«Eine alte Angewohnheit von mir.»

«Bitte, sehen Sie noch einmal in Ihren Taschen nach, ob Sie nichts vergessen haben», sagte Nelson. «Ich bekomme sonst hinterher nur Ärger.»

«Meine Armbanduhr habe ich noch.»

«Geben Sie sie bitte her.»

Die Tür ging auf. Ein mittelgrosser Mann mit intelligentem Gesicht, mit lebhaften Augen, mit einem winzigen, flotten Bärtchen auf der Oberlippe betrat den Raum.

«Das ist unser Boss», erläuterte Nelson, «Mr. Connelly, der stellvertretende Direktor der FBI.»

«Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sir», sagte ich.

«Mich auch», erwiderte er und lächelte. «Gut, dass Sie sich Ihren Humor bewahrt haben. Sie werden ihn brauchen können.»

Seine Stimme klang angenehm. Ich sollte sie tagelang, wochenlang hören. Die Fragen, die er stellte, wurden immer unangenehmer, aber der Ton, in dem er sie vorbrachte, blieb gleich freundlich.

Nelson erstattete in einer Ecke Bericht. Connelly kam auf mich zu.

«Ich hätte eine Bitte», sagte er, «ich würde mir gerne einmal Ihr Hotelzimmer ansehen.»

«Gehen Sie doch hin», erwiderte ich.

«Nicht ohne Ihre Erlaubnis.»

«Das verstehe ich nicht», antwortete ich, «wenn ich Ihnen die Erlaubnis nicht gebe, lassen Sie es ja doch durchsuchen.»

Sein Lächeln wurde breiter.

«Morgen ja», sagte er, «aber heute nicht mehr. Heute erhalte ich keinen Durchsuchungsbefehl mehr.»

Diese beinahe pedantische Korrektheit war so seltsam, dass ich sie nicht begriff. Die FBI konnte es sich im letzten Kriegsjahr noch leisten, einem Feind, einem Spion, einem Saboteur gegenüber auch den letzten Buchstaben des Gesetzes zu beachten.

«Gehen Sie ruhig hin», sagte ich, «Sie werden sich freuen über das, was Sie alles finden.»

«Daran zweifle ich nicht.»

Connelly gab telephonisch die Anweisung zur Durchsuchung meines Zimmers.

«Gut», sagte er dann. «Ich fahre jetzt voraus. Wir vernehmen Sie in meinem Büro.» Er nickte mir und seinen Beamten zu.

«Es ist mir ausserordentlich unangenehm», sagte dann Nelson, «aber ich brauche jetzt Ihren Arm.»

Ich streckte ihn aus. Er verband mich mit Gilles durch Handschellen.

«Es ist eben Vorschrift», entschuldigte er sich.

Wir stiegen in ein Auto. Der Trubel auf dem Times Square hatte sich verstärkt. Silvester! Konfetti flogen uns um die Köpfe. Die Leute lachten, schrien, hasteten, tollten durcheinander. Ein neues Jahr begann. Ein Jahr, das mit Sicherheit den Frieden bringen musste. Die Amerikaner feierten ihn schon auf Vorschuss. Sie klopfen uns auf die Schultern, lachten uns an und bemerkten gar nicht, dass ich gefesselt war. Für sie begann das Jahr des Friedens. – Für mich würde es das Todesjahr sein.

Nelson chauffierte. Ich sass mit Gilles im Fond des Wagens.

«Es wäre Zeit, einen Whisky zu nehmen», sagte ich.

«Ich hätte auch Appetit», erwiderte Nelson.

«Na also. Darf ich die beiden Herren vielleicht zu einem Drink einladen?»

«Aber Sie werden doch nicht so gehen wollen!» Nelson lachte.

«Machen Sie halt für einen Drink die Handschellen auf.

Ich laufe Ihnen bestimmt nicht davon.»

«Das glaube ich», antwortete Nelson, «... aber vielleicht findet sich auf meinem Büro noch ein Schluck.»

Connelly erwartete uns. Er trug einen dunklen Anzug mit heller Krawatte. Er sah unternehmungslustig aus.

«Herzlich willkommen», sagte er. Es klang spöttisch, aber nicht gehässig.

«Ganz Amerika freut sich zur Stunde», sagte er. «Sie wissen gar nicht, was wir alles angestellt haben, um Sie zu fangen. Das nächstemal dürfen Sie Ihr Kleingeld nicht mehr in die Brusttasche stecken. Dadurch haben Sie sich verraten.»

«Ich werde es mir merken, Mr. Connelly», entgegnete ich.

Er klopfte mir auf die Schultern.

«Er ist nett», sagte er, «unser Freund Gimpel.»

Er wusste also auch bereits meinen richtigen Namen.

«Wo ist Billy?» fragte ich.

«Nebenan. Haben Sie Sehnsucht nach ihm?» «Keineswegs.»

«Sie gefallen mir gut», sagte Connelly. «Aber mit Ihrem Freund möchte ich nichts zu tun haben. Sie hätten uns die Arbeit abnehmen können. Jetzt müssen wir ihn aufhängen.»

Connelly goss mir einen Whisky ein.

«Trinken Sie ihn», sagte er, «das tut gut... Sie haben eine lange Nacht vor sich und einen langen Tag. Wir müssen Sie jetzt ins Kreuzverhör nehmen. Aber wir werden Ihnen das so angenehm machen wie möglich.» Ich ging auf seinen Ton ein.

«Kreuzverhöre sind überhaupt angenehm», erwiderte ich.

«Sie machen die Zeit so kurz.»

Zwei Beamte kamen vom «Pennsylvania-Hotel» zurück. Sie brachten meine ganze Spionageausrüstung: Geld, Diamanten, Photogeräte, Geheimtinte, Pistolen und Teile meines Senders. «Eine schöne Sammlung haben Sie da», sagte Connelly. Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Hinter ihm hing, beinahe lebensgross, Präsident Roosevelt im Silberrahmen. Das Bild war leicht angelaufen. Es sah aus, als ob der Präsident

schwitzte. Ich betrachtete ihn mir eingehend. Ich hatte die Vision, dass er mir mit dem linken Auge zublinzelte.

Connelly drehte sich nach dem Bild um und lächelte.

«Der Herr weiss schon Bescheid», sagte er. «Er wurde vor einer halben Stunde durch Mr. Hoover benachrichtigt. Mr. Hoover ist der oberste Chef der FBI. Das wissen Sie, nicht?» Er gab mir eine Zigarette, zündete sie an. «Sie können sich wirklich nicht über Mangel an Aufmerksamkeit beschweren. So weit wie Sie hat es eigentlich noch kein deutscher Agent gebracht.»

Er stand auf und ging im Zimmer hin und her.

«Noch einen Schluck Whisky?» fragte er.

Ich nickte.

«Haben Sie Hunger?»

«Ja.»

«Sagen Sie, was Sie möchten, Sie bekommen, was Sie wollen. Nicht nur heute. Sie sind in besten Händen. Wenn Sie gegessen haben, sprechen wir weiter», sagte er dann. «Guten Appetit!» Er gab einem Beamten einen Wink. Der Agent führte mich aus dem Dienstzimmer im Hauptquartier der New Yorker FBI in einen Raum, der als Behelfszelle hergerichtet war.

«Bringen Sie mir Steaks mit Pommes frites. Hinterher Eiscreme und einen Schluck Bourbon. Vielleicht können Sie auch noch etwas Konfekt mitbringen und ein paar Päckchen Zigaretten.»

«Wird gemacht», antwortete der Beamte. Er sperrte die Tür sorgfältig zu.

Ich setzte mich auf die Pritsche und hörte, wie sich zwei Männer vor der Tür halblaut unterhielten. Es war Nacht. Am Horizont sah ich improvisierte Feuerwerke. Knallfrösche, Luftheu-

ler und Pappkanonenschläge detonierten. Das neue Jahr war auf dem Marsch.

Prosit Neujahr! sagte ich mir und schlug mich mit der Faust gegen die Stirne. Während ich auf meine Steaks wartete, hatte ich für mich nichts übrig als abwechselnd Spott und Mitleid.

Letztlich konnte es mir egal sein, ob sie mich mit Höflichkeit hinrichteten oder nicht. So korrekt auch das Verfahren sein mochte, das man gegen mich anstrenge: Sein Ausgang stand zwangsläufig fest. In allen Ländern der Erde. Auf Spionage steht während des Krieges der Tod. Jeder Agent weiss das. Und jeder Agent hat nur einen Schutz dagegen: sich nicht fassen zu lassen. Die Pommes frites dufteten, das Steak war von der saftigen, nur halb durchgebratenen Art, die ich sonst so schätzte, aber mir blieb jeder Bissen im Halse stecken. Vielleicht begann jetzt gleich der «dritte Grad», jene geheimnisvoll-grausame Verhörmethode, die man der FBI nachsagt... Ich ass ganz langsam, um Zeit zu schinden. Man liess sie mir bereitwillig.

Ein Beamter steckte den Kopf zur Tür herein.

«Schmeckt es?» fragte er.

«Ausgezeichnet», erwiderte ich.

Ich war jetzt bei der Eiscreme. Ich dachte an Joan, sah sie vor mir, ihre Augen, ihren Mund, ihre Stirne. Sie hatte feuchte Augen mit roten Rändern. Sie begriff nicht, warum ich ihr das angetan hatte. Sie wusste nichts vom Job eines Spions. Gott sei Dank, dass sie nichts davon wusste! Ich muss mich darauf konzentrieren, sie zu schützen, suggerierte ich mir. Sie und Santi, Brown und die V-Leute in Südamerika, die jetzt vielleicht gerade versuchten, über die Grenze zu kommen ...

Aus. Gefasst. Verloren. Verraten. Das «Unternehmen Elster»

endete – nur halb vollendet – am Times Square, genau im Herzen von New York. An der belebtesten Stelle der Millionenstadt. Fünf Minuten vielleicht liess mir Mr. Connelly, der stellvertretende FBI-Direktor, noch Zeit. Ich steckte mir eine Zigarette an ...

Der verfluchte Times Square! Jetzt war auch ich sein Opfer geworden. Er hatte in den Akten der deutschen Abwehr einen miserablen Ruf. Sie hatte hier schon einmal empfindliche Verluste erlitten. 1941. Ich kannte den Fall Osten und dachte jetzt an ihn, nur um mein eigenes Geschick für ein paar Minuten zu vergessen . . .

1941 erhielt einer der gewiegtsten Offiziere der deutschen Abwehr den Auftrag, das deutsche Agentennetz in den USA zu organisieren: Major von der Osten. Es war noch vor dem Kriegseintritt Amerikas. Wenige Monate vor Pearl Harbour. Der Major reiste mit spanischem Pass. Er nannte sich Lido und kam über Honolulu – San Franzisko in die Staaten. Seine Papiere waren so ausgezeichnet wie seine Erfahrungen. Niemand schöpfte Verdacht. Er kam bis New York, ohne dass die amerikanische Abwehr auf ihn aufmerksam geworden war.

New York war Hauptsitz der deutschen Spionage. Ein Deutschamerikaner, dessen Name mit L. begann, leitete sie. Aber ihre Ergebnisse waren dürftig. Deshalb kam der Major nach New York; er wollte seine Leute ankurbeln. Von der Osten war schlank und gross. Er sprach Englisch mit einem un-nachahmlichen amerikanischen Akzent. Er konnte trinken und fluchen, dass es schon beinahe zu echt wirkte.

Von der Osten suchte L. auf. Der Agent übergab dem Major Aufzeichnungen, Pläne und eine Liste aller V-Leute. Von der Osten steckte sie in eine braune Aktenmappe. L. und der Ma-

jor nahmen ein Taxi und fuhren durch New York.

Am Times Square stand das Signal auf Rot. Die Spione benutzten die Gelegenheit, um auszusteigen. Sie zahlten. L. war als erster auf der Strasse, von der Osten folgte ihm. Die Ampel hatte die Fahrt freigegeben. Ein Sportwagen, von einem Betrunknen gesteuert, schoss wie ein Blitz heran, genau auf von der Osten zu. Der Major sprang mit einem Satz zur Seite, genau in die Fahrbahn eines Cadillac.

Ein Knall! Ein Schrei! Ein Auflauf!

L. handelte blitzschnell. Er riss dem Schwerverletzten die Aktentasche aus der Hand und verschwand im Gedränge. Ein paar Leute beobachteten das, meldeten es der Polizei.

Man schaffte den Major in ein Hospital, aber er starb unterwegs. Man prüfte den Pass und schöpfte Verdacht...

Der grausame Zufall vom Times Square aus dem Jahre 1941 kostete der Abwehr vierzehn bewährte Agenten. Man hatte die Beschreibung von L. – man jagte ihn –, die FBI fand ihn.

L. brach im Kreuzverhör zusammen. Und ein grosser Schlag gelang. Ein Auto hatte am Times Square in die Kriegsgeschichte eingegriffen. Es hätte mir eine Warnung sein sollen

...

«Wenn sie fertig sind», bestellte mir ein FBI-Beamter, «lässt Sie Mr. Connelly in sein Büro bitten.»

«Ich bin fertig», erwiderte ich.

Ich hatte nur einen kurzen Gang entlangzugehen. Drei Beamte warteten auf mich.

«Machen Sie es sich bequem», sagte Connelly, «es wird länger dauern.»

Ich nahm Platz, steckte eine Zigarette in den Mund. Der Beamte warf mir eine Streichholzschachtel über den Tisch zu. Feuer hatte man mir abgenommen. Hosenträger trug ich nicht. Die Schnürsenkel waren aus meinen Schuhen entfernt worden. Die Krawatte war in den Requisitenraum gewandert – die Vorschriften zur Verhinderung eines Selbstmordes sind auf der ganzen Welt gleich.

«Sie sind Deutscher?» fragte Connelly.

«Ja.»

«Sie nannten sich hier Edward Green?»

«Ja.»

«Sie sind hier auch noch unter dem Namen Jack Miller aufgetreten?»

«Ja.»

«Sie sind vor fünf Wochen illegal nach Amerika eingereist?»

«Ja.»

«Mit einem deutschen U-Boot?»

«Ja.»

«Wie heisst der Kommandant des U-Boots?»

«Das weiss ich nicht.»

Connelly nickte.

«Wissen Sie es nicht, oder wollen Sie es nicht sagen?» fragte er.

«Ich weiss es nicht», erwiderte ich.

Nelson lachte.

«Sie werden nicht verlangen, dass wir das glauben.» «Halten Sie es, wie sie wollen», entgegnete ich.

«Schön», erwiderte Connelly. «Sie sind Agent der deutschen Abwehr?»

«Jawohl.»

«Sie sind an eigenen Schulen dafür ausgebildet worden?»
«Ja.»
«An welchen Schulen?»
«Das sage ich Ihnen nicht.»
«Wie Sie wollen.»
Connelly stand auf, ging im Zimmer hin und her.
«Ich bin hier, um den Fall aufzuklären», sagte er dann, «nichts weiter. Sie werden hier anständig behandelt. Sie werden das erleben. Wir sind keine Gestapo. Ich habe sogar ein gewisses Verständnis dafür, dass Sie Ihre Kameraden decken wollen... Missverstehen Sie mich bitte nicht. Ich meine, ich habe menschliches Verständnis dafür. Als Beamter der FBI tue ich hier nur meine Pflicht.» Er setzte sich, zündete sich eine Zigarette an.
«Diese kleine Rede musste ich halten», fuhr er fort, «Sie wissen ja, dass wir Amerikaner gerne Reden halten.» «Ich habe nichts dagegen.»
«Welche Aufträge hatten Sie in Amerika?»
Ich schwieg.
«Leugnen Sie, dass Sie Informationen über die amerikanische Rüstungsindustrie sammeln wollten?»
«Nein», entgegnete ich.
«Sie wissen, dass man das Spionage nennt?»
«Ja.»
«Sie leugnen also nicht, ein Spion zu sein?»
«Nein.»
«Aber Sie wollen uns nicht sagen, was Sie ausspioniert haben?»
«Haben Sie schon einmal einen Spion getroffen, der Ihnen das erzählt hat?» fragte ich Connelly.
«Oh», erwiderte der Beamte lächelnd, «wir haben schon eine ganze Menge Dilletanten hier gehabt.»
«Dilettant bin ich keiner.»

Er lachte schallend.

«Ich habe nicht viel zu erzählen», sagte ich, «mein eigenes Schicksal interessiert mich und Sie nicht sehr... Ich bin mit einem Bürger dieses Landes nach Amerika gekommen – das ist keine Neuigkeit für Sie. Sonst gibt es niemand, der an diesem Unternehmen beteiligt war. Ich sollte nichts anderes, als die Kapazität der amerikanischen Rüstung ausspionieren. Ich habe es versucht. Es ist mir nicht gelungen... Soweit Sie Fragen stellen, die mich persönlich angehen, stehe ich Ihnen gern Rede und Antwort. Sie wissen, dass ein Agent immer nur ein Teil eines Räderwerks ist und von dem Räderwerk so wenig wie möglich weiss.» – Connelly nickte.

«Sie sind aber kein gewöhnlicher Agent», erwiderte er. «Sie haben schon in Peru für Deutschland gearbeitet. Damals waren Sie ein Laie. Dann wurden Sie ausgebildet. Sie dienten Canaris. Sie bewährten sich so, dass Sie zum Reichssicherheitshauptamt kamen. Das ist eine Dienststelle der SS. Und hier rückten Sie zu einem der gefährlichsten Spione auf. Ich werde Ihnen gleich ein paar Sachen aus Spanien erzählen... Nein, wenn man einen Mann wie Sie über den Ozean schickt, hat man seine Gründe.»

Wir redeten höflich und bestimmt aneinander vorbei. Wir erzählten uns nur, was wir wussten. Das Verhör wurde geradezu lässig geführt. Aber gerade das war die Gefahr. Die FBI huldigte vorerst der «weichen» Methode. Wann würde die «harte» kommen? Wann geht es los mit Geräusch, überlauter Musik, mit Scheinwerfern, mit Anschreien, mit Schlagen? Wann würde man mit vorgehaltener Pistole auf mich zukommen, mich mit dem Erschiessen bedrohen? Wann würde man mir die Freiheit versprechen? Die Hinrichtung beschreiben?

Wann würde man es mit der sexuellen Methode versuchen?
Wann mit der frommen? Wann mit der brutalen?

Es musste kommen. Heute vielleicht nicht mehr. Aber morgen. Es würde losgehen. Man würde mir das Bild meiner Mutter vorhalten, mit Repressalien gegen meine Familie drohen. Wie so etwas gemacht wird, wusste ich. Und ich wusste auch, dass es ganz wenig Chancen gab, die Foltermethoden schweigend zu überstehen.

Die Beamten lösten sich alle zehn Minuten ab. Neue Gesichter tauchten auf. Neue Namen. Mancher Beamte wirkte roh und brutal, aber alle sprachen sanft und höflich. Nein, auf die «weiche» Methode würde ich sicher nicht hereinfallen ...

Man brachte mir Kaffee. Ich rauchte pausenlos. Meine Finger wurden gelb. Der Morgennebel fiel über New York. Die Neujahrglocken läuteten. Die Stadt erwachte. Milchkannen klappten. Zeitungsleute riefen Schlagzeilen in den Morgen. Die Bürger wünschten sich ein gutes neues Jahr. Die Postboten bekamen Trinkgelder. Wer den Glauben nicht verloren hatte, ging in die Kirche. Wer zuviel getrunken hatte, ass Bismarckheringe. Wer dienstfrei hatte, schlief aus.

«Wie heißen Ihre Verbindungsleute in Amerika?»

«Was wollten Sie mit dem vielen Geld?»

«Sagen Sie uns, wie die Leute heißen, mit denen Sie verhandelten, dann können Sie zwei Tage ausschlafen.» Man brachte mir Ham and Eggs und wunderbaren Kaffee. Auf dem Tablett lagen Zigaretten. Man sparte mit nichts.

Und wieder kamen neue Gesichter. Es war warm. Ich zog meine Jacke aus, machte das Hemd auf. Der Bart wuchs. Es juckte im Gesicht. Ich fuhr mir ein paarmal über die Stoppeln.

«Ach, Sie wollen sich waschen?» unterbrach einer der Beamten die Vernehmung. «Entschuldigen Sie. Wir machen eine halbe Stunde Pause.» Ich wurde in meine Zelle geführt.

«Wie spät ist es?» fragte ich.

«Neun Uhr», erwiderte ein Beamter.

Das Verhör hatte schon elf Stunden gedauert. Es reichte mir. Aber es ging weiter.

Um zwölf Uhr war Connelly wieder da.

«Sagen Sie, was Sie sich zum Essen wünschen. Wir lassen es aus dem Hotel kommen. Sie können haben, was Sie wollen... Sie werden müde sein. Ich würde Sie ja gerne in Frieden lassen, aber Sie verstehen: meine Pflicht.» Wenn diese Grosszügigkeit, diese Menschlichkeit geheuchelt waren, dann war Mr. Connelly der beste Schauspieler, den ich je kennenlernte. Aber ich glaubte es nicht. Sie alle, die Beamten, ob sie kalt wirkten oder interessiert, ob sie sich mit mir privat unterhielten oder ob sie jedes Gespräch ablehnten, betrachteten mich mit einem bestimmten Blick, mit einer Mischung aus Scheu, Mitleid und Schauer. Tagelang, wochenlang sollte ich diesen Blick kennen- und definieren lernen. So betrachtete man einen Mann, der in absehbarer Zeit zum Galgen geführt wird.

Und weiter ging das Verhör. Immer wieder die gleichen Fragen, immer wieder die gleichen Antworten. Es wurde Abend. Wir waren keinen Schritt weitergekommen. Schweiss lief mir über die Stirne. Die Beine schwellen an. Der Gaumen war trocken, obwohl ich ständig Kaffee und Coca-Cola trank. Es wurde Nacht. Connelly fuhr für kurze Zeit nach Hause.

Was zu dieser Stunde hinter den Kulissen alles vor sich ging, erfuhr ich erst später. Im «Weissen Haus» fand meinethwegen

eine Sonderkonferenz statt. Man beschloss, die Verteidigungsanlagen an der Küste zu verstärken. Dass ein deutsches U-Boot den Sperrgürtel durchbrechen konnte, hatte peinliche Überraschung ausgelöst. Alle Schuldigen für diese Panne sollten vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Man rekonstruierte die Landung, man ging unserem Fluchtweg nach, man griff sich die Leute, mit denen wir – wenn auch noch so belanglose – Gespräche geführt hatten. Die FBI zeigte, was sie konnte ... Connelly kam zurück. Er liess Essen auffahren. Wir speisten zusammen, unterhielten uns über die richtige Methode, ein Steak zu grillen. Wir hatten den gleichen Geschmack. Zur Mahlzeit liessen wir uns über den Rundfunk ein Trompetensolo von Harry James blasen. «Haben Sie Beschwerden?» fragte mich Connelly.

«Eigentlich nicht», erwiderte ich.

«Rauchen wir noch eine Zigarette in Ruhe», sagte er nach dem Essen. Er stand auf, schaltete das Radio ab. «Wenn Sie wollen, schicke ich Ihnen auch einen Arzt.» «Ich bin kerngesund.»

«Na, sehen Sie», sagte er, «das ist viel wert. Meine Frau liegt im Krankenhaus. Sie hat plötzlich Diphtherie bekommen. Diphtherie mit 24 Jahren. Meine Kinder sind bei den Grosseltern.»

«Kinder haben Sie auch?»

«Zwei», sagte er, «einen Jungen und ein Mädchel.» Er drückte die Zigarette aus.

Im selben Augenblick ging die Tür auf. Zwei Beamte kamen herein. Die Vernehmung ging weiter. Connelly sass im Hintergrund. Er legte die Beine auf den Schreibtisch und fuchtelte mit einem überlangen Lineal in der Luft herum. Ab und zu sah ich zu ihm hin. Aber er schien es nicht zu bemerken. Er tat

alles, um seine scheinbare Gleichgültigkeit am Verhör zu demonstrieren. Es war Mitternacht. Wieder kam die Ablösung.

«Na», sagte Connelly, «wir wissen eigentlich immer noch nicht mehr, als wir schon wussten. Sie sind recht schweigsam, lieber Freund.»

«Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.»

«Ein deutsches Sprichwort?»

«Ja.»

«Sie können sich selbst und uns das Leben viel leichter machen. Sie brauchen uns nur Ihre Hintermänner zu sagen.» –

«Ich habe keine.»

«Dann wollen wir etwas Abwechslung in die Versammlung bringen», sagte er.

Wieder ging die Türe auf.

Halb gezerzt, halb gestossen tauchte Billy auf. Bleich, unraziert, mit aufgedunsenem Gesicht.

«Na, komm schon», sagte Nelson und stiess ihn vorwärts, «gib deinem Freund die Hand.»

Billy blieb wie angewurzelt stehen. Es war still im Raum. Ich zündete mir eine Zigarette an. Er brachte kein Wort heraus, konnte mich nicht ansehen. Er bot ein Bild so perfekten Stumpfsinns, dass ich einen Augenblick mit dem Mitleid kämpfte. Aber es verflog schnell.

«So», sagte Connelly, «jetzt mach den Mund auf, Billy! Jetzt erzähle uns noch einmal, was du über ihn weisst!» Billy schwieg. – «Na, red schon!»

Die Beamten schoben ihn näher zu mir her. Er hatte eine Beule am Kopf. Fein wurde er nicht behandelt, das sah man.

«Bist du stumm?» fragte Connelly.

«Ihr wisst doch alles», sagte Billy. Er starrte noch immer auf den Boden. «Er war bei der SS. Er war ein ganz hohes Tier.»

«Weiter, Billy», sagte Connelly. «Was weisst du noch?» «Er wollte hier Fabriken in die Luft sprengen.» «Welche?» – Billy schwieg.

Er stand da, bleich, geduckt, verkrampft. Seine überlangen Affenarme hingen herab, die Haare fielen ihm in die Stirne. Er war fahl. Er zitterte. Er stotterte.

«Billy», sagte Connelly, «du bist ein Schwein. Geh wieder zurück in deine Zelle.» Er wandte sich zu mir. «Einen feinen Kompagnon haben Sie sich nicht gerade ausgesucht.»

«Die besten Erkenntnisse kommen immer erst hinterher», erwiderte ich.

Die Vernehmungen gingen weiter. Tage und Wochen. Das Kriegsgericht trat zusammen. Verteidiger wurden gestellt. Sie kämpften verzweifelt und ergebnislos darum, das Verfahren gegen Colepough von meinem Fall abzutrennen. Ich sei Soldat gewesen, argumentierten sie, und Colepough ein Verräter. Aber sie kamen nicht durch damit. Es ging mit Riesenschritten auf die Verhandlung zu – auf mein Ende ...

In der einsamen Zelle von Fort Jay im Staat New York, wohin man mich nach dem Abschluss der FBI-Verhöre gebracht hatte, begann ich mich mit dem mörderischen Stumpfsinn der Gefangenschaft anzufeinden. Meine Zelle war eine Art Drahtkäfig, durch dessen Maschen man gerade eine Zigarette schieben konnte. Sie war blitzsauber und mittelgross. Ich konnte sechs Schritte vor und sechs Schritte zurück gehen. Tag und Nacht brannte eine 200-Watt-Lampe. Ein Feldbett sorgte für den nötigsten Schlafkomfort.

Ich war jetzt Gefangener der amerikanischen Armee gewor-

den. Meine Mithäftlinge in Fort Jay, die ich nur selten zu Gesicht bekam, waren amerikanische Soldaten, inhaftiert wegen Ungehorsams, Feigheit oder sonstiger militärischer Delikte. Das Bewachungspersonal wurde von der Militärpolizei gestellt. Die Wärter trugen Armeeuniformen und militärische Rangabzeichen. Einer von ihnen – Corporal Kelly – schob mir durch die Maschen des Drahtverhaus Zigaretten zu und stand Wache, dass mich niemand beim verbotenen Rauchen überraschte.

«Mein Bruder», sagte er, «ist Kriegsgefangener in Deutschland. Ich hoffe, dass sich dort auch ein menschlicher Wärter findet.»

Ich hoffte es mit ihm. Ich hatte es verlernt, vor den Härten des Krieges zusammenzuzucken, aber immer wenn inmitten des Dramas ein Mann auftrat, der menschlich dachte und handelte, wurde ich weich.

Ich erhielt amerikanische Armeeverpflegung, und es war nicht selten, dass auf der Karte Truthahn mit Preiselbeeren stand. Als es das zum erstenmal gab, erschrak ich: Ich dachte, dass dies meine Henkersmahlzeit sein würde.

Ich war der Stolz von Fort Jay. Jeden Tag besuchten mich höhere Offiziere. Drei», viermal täglich wurde die Tür aufgerissen, der Posten rief: «Achtung!», ich fasste meine Hose – der Gürtel war mir als Sicherheitsmassnahme gegen Selbstmord ebenso wie die Senkel meiner Schnürstiefel abgenommen worden – und humpelte den Staboffizieren entgegen. Sie waren ausnahmslos freundlich und ritterlich. Sie erkundigten sich eingehend nach meiner Behandlung, nach der Qualität des Essens und nach meinen persönlichen Wünschen, die sie mir unverzüglich erfüllten, wenn es in ihrer Macht stand.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich mich an die gute Behand-

lung gewöhnt hatte. Ich konnte einfach nicht begreifen, dass man so fair mit einem Gegner verfuhr. Die Behandlung, die man mir angedeihen liess, unterschied sich himmelweit von den Methoden des Haftvollzugs an meinem «Kameraden Judas», an Billy Colepough. Schon bei der FBI hatte ich beobachtet, dass man mit mir immer besonders liebenswürdig verfuhr, wenn Billy in der Nähe war. Das sah dann so aus:

«Haben Sie einen Wunsch, Mr. Gimpel?» fragte mich der Wärter.

«Nein», erwiderte ich.

«Haben Sie Beschwerden vorzubringen?»

«Auch nicht.»

«Whisky darf ich Ihnen leider keinen bringen, aber vielleicht können wir Ihnen eine andere Erfrischung anbieten?»

«Bringen Sie mir ein Coca-Cola», bat ich.

Einmal besuchte mich ein Oberst.

«Wie weit gehen Sie täglich spazieren?» fragte er mich. Ich sah ihn verständnislos an.

«Man verschafft Ihnen doch Bewegung, Mr. Gimpel?» «Ich mache meine Fussmärsche in der Zelle, Colonel», entgegnete ich.

Sein Gesicht lief rot an. Er liess den Offizier des Bewachungskommandos rufen.

«Jeder Häftling hat Anspruch auf frische Luft», schrie er ihn an, «wie kommt es, dass Sie Mr. Gimpel nicht aus der Zelle lassen?»

«Wie soll ich das machen, Sir?» antwortete der Captain. «Ich habe strenge Anweisung, ihn nicht mit den anderen Gefangenen zusammenzulassen.»

«Dann sperren Sie eben die anderen so lange ein», sagte der Oberst. Er bot mir eine Zigarette an, gab mir Feuer und setzte

hinzu: «Um diese Burschen ist es meistens sowieso nicht schade.»

Immer wenn es dunkel wurde, durfte ich nunmehr meine Runden auf dem riesigen Hof des kreisrunden Forts Jay drehen. Die Wachmannschaften sahen mir dabei zu. Einmal klatschten sie, als ich an ihnen vorbeikam. Und der Koch fragte mich, ob ich mit seinem Essen zufrieden sei. Ich war, wie gesagt, der Stolz von Fort Jay. Unter den Häftlingen war auch der frühere Trompetensolist des berühmten amerikanischen Jazz-Orchesters Benny Goodman. Er blies jeden Abend zum Entzücken der Wachmannschaft und der Gefangenen Trompete. An Stelle des Zapfenstreiches tremolierte er: «Good night, Lady.» Er war wegen eines militärischen Deliktes eingesperrt und sollte bald entlassen werden. Seine Wächter erfüllten ihm jeden Wunsch. Sie waren alle musikalisch ...

Ich mochte drei Wochen in Fort Jay gewesen sein, da wurde es ernst: Die Majore Charles E. Reagin (Offizierspatent 0239034 TC) und John E. Haigney (030772 INF) erwarteten mich im Besucherraum. Beide waren in mittleren Jahren, schlank, gewandt und liebenswürdig. Sie stellten sich mit so perfekter Höflichkeit vor, als hätten wir uns im «Waldorf» zu einer geschäftlichen Besprechung getroffen.

«Wenn Sie einverstanden sind», begrüßten sie mich, «sind wir bereit, in dem Gerichtsverfahren Ihre Verteidigung zu übernehmen.»

«Ich danke Ihnen vielmals», erwiderte ich, «selbstverständlich bin ich damit einverstanden.»

«Wir kennen Ihre Aussagen», entgegnete Reagin, «juristisch liegt Ihr Fall vollkommen klar.» «Ja», sagte ich.

Wir setzten uns und rauchten.

«Wir verteidigen Sie mit allen Mitteln, das garantieren wir Ihnen. Wir können Ihnen auch versichern, dass das Gericht in keiner Weise Ihre Verteidigung beschneiden wird. Es tritt schon in allernächster Zeit zusammen. Präsident Roosevelt hat es persönlich angeordnet.» «Und wie taxieren Sie meine Chancen?» fragte ich.

Der Major betrachtete mich gelassen.

«Rechtlich gesehen, haben Sie gar keine», erwiderte er. «Das wissen Sie genausogut wie ich. Ich glaube, wir sollten uns da nichts vormachen.» Ich nickte.

«Und trotzdem halte ich Ihren Fall nicht für hoffnungslos», fuhr Reagin fort. «Wenn Deutschland kapituliert, rettet Ihnen das vielleicht das Leben. Wenn der Krieg aber nicht zu Ende geht, wird man sie hängen. Ihr Leben startet sozusagen zu einem Wettlauf mit dem Kriegsende. Lange kann es nicht mehr ausbleiben. Die Russen stehen an der Oder, unsere Truppen im Ruhrgebiet.» «Gute Nachrichten bringen Sie mir da», entgegnete ich.

«Wir müssen das Verfahren so lange verschleppen, wie es geht», versetzte Reagin. «Ich will Ihnen hier einmal etwas sagen: Wir benutzen jeden Trick, jede Masche. Wir machen es der Anklage so schwer wie nur irgend möglich. Zunächst werden wir den Beginn des Verfahrens verzögern. Wir sind noch nicht mit dem Aktenstudium fertig. Damit schinden wir eine Woche heraus. Und jetzt hören Sie mir gut zu.»

Der Major stand auf und ging im Zimmer hin und her. Er hatte eine gesunde, frische Gesichtsfarbe. Auf seiner linken Uniformseite trug er eine Stange Orden. Er redete heftig und mit lautem Ton und unterstrich seine Worte durch sparsame Gesten.

«Man wird Sie in den Zeugenstand rufen. Man wird Sie fra-

gen, ob Sie sich für schuldig oder für nichtschuldig bekennen. Wenn Sie sagen, dass Sie schuldig sind, sind Sie bereits tot. Kümmern Sie sich nicht um die Aussagen, die Sie vor der FBI gemacht haben! Sie zählen vor Gericht überhaupt nicht. Stellen Sie sich hin, denken Sie, was Sie wollen, zwicken Sie sich von mir aus mit den Fingern in das Gesäss dabei und sagen Sie, so laut Sie können: ‚Nicht schuldig!‘»

Die beiden Majore gaben mir die Hand und gingen. Beide hatten in der Armee einen Namen. Sie waren die besten Verteidiger, die ich finden konnte, und sie setzten sich für mich ein, als seien sie nicht Angehörige eines Volkes, gegen das ich als Spion ausgezogen war.

«Sie haben Pech gehabt», hatte Major Haigney gleich bei der ersten Aussprache zu mir gesagt, «dass Sie gefasst wurden. Aber Sie haben Glück gehabt, dass Sie vor ein amerikanisches Gericht kommen. Stellen Sie sich einmal vor, Sie hätten auf der anderen Seite gestanden und wären beispielsweise in die Hände des ‚Reichssicherheitshauptamts‘ gefallen.»

Die Zerstreung, die die Wärter mir zuteil werden liessen, die noble Behandlung, die fairen Gespräche konnten mich über eine entsetzliche Gewissheit nicht hinwegtäuschen: Meine Tage waren gezählt.

Jedes Kriegsgericht der Welt würde mich zum Tode verurteilen, das stand fest. Gegen das Urteil gab es keine Berufung. Es war unabwendbar . . .

Ich konnte ein Gnadengesuch beim amerikanischen Präsidenten einreichen. Aber es wäre schade um das Papier. Der Präsident hiess Roosevelt. Sein Name bürgte in diesem Fall für den Strick.

Wenn man vielleicht noch drei, vier Wochen Zeit zum Leben hat, schiebt man den Gedanken an die letzte Stunde noch weit von sich. Aber am Abend überfällt einen umso heftiger die Vorstellung, dass man sich dem Grabe wieder um einen Tag genähert hat. Über das Sterben denkt man nur so lange männlich, als man nicht zum Sterben verurteilt ist. Aber im Schatten des Schafotts endet der heldische Krampf. Bevor man selbst stirbt, stirbt die Phrase vom «Tod für das Vaterland». Die sie geprägt haben, sind leider nie dafür gestorben .. .

Der Schauer, die Angst, das Grauen kamen immer näher und machten mit mir, was sie wollten. Ich zählte die Maschen meines Drahtkäfigs. Ich kam einmal bis auf 10 '000. Aber während ich mich mechanisch abzulenken versuchte, kroch es mir den Rücken hoch, legte es meinen Mund trocken, trieb es mir den Schweiß aus den Poren.

Zeitweilig lief ich hin und her wie ein Verrückter, grübelte Tag und Nacht, ob es eine Fluchtmöglichkeit gab oder ob ich eine Chance hätte, auf «legale» Weise dem Henker zu entgehen.

In diesen Tagen, da mir meine Gedanken und meine Nerven immer öfter durchgingen, erhielt ich wieder einmal den Besuch höherer amerikanischer Offiziere. Ein Oberst und zwei Majore liessen mich in das Vernehmungszimmer rufen. Der Oberst war gross und breit und sah aus wie ein saturierter Turnlehrer. Der eine seiner Begleiter war klein, schwächlig und hatte ein blasses, spitzes Gesicht mit fanatischen Zügen, der andere kombinierte die perfekte Ausdruckslosigkeit seines Gesichtes mit einem semmelblonden Schnurrbart. Ich sah mir die Besucher immer genau an. Ich war froh über jede Abwechslung. Über jede noch so belanglose. – «How do you

do?» begrüßte mich der Oberst. «Nehmen Sie Platz. Zigarette?» – «Danke, ja.»

Er schob mir ein ganzes Päckchen «Camel» über den Tisch. «Wir kommen direkt aus Washington», begann er, «es war eine lange Reise. Vielleicht lohnt es sich für Sie.» Ich hörte genau zu.

«Sie wissen, was Ihnen bevorsteht?»

«Es wird mir jeden Tag ein halbes dutzendmal geschildert», erwiderte ich.

Er stand auf und ging um den Tisch herum. Er hielt eine lange Zigarre zwischen seinen dicken Fingern und paffte schnelle, blaue Wölkchen in die Luft.

«Wir kommen von der OSS», sagte er, «vom Office of Strategic Service. Sie wissen ja wohl, was das ist?»

«Natürlich», antwortete ich, «ich bin einigen Ihrer Agenten schon einmal irgendwo begegnet.»

Die OSS war die militärische Spionageorganisation der Vereinigten Staaten. Die deutsche Abwehr hatte sich mit wechselndem Geschick mit ihr herumgeschlagen.

«Wir haben Ihnen einen Vorschlag zu machen... Sie brauchen sich nicht gleich zu entscheiden. Hören Sie auf jeden Fall erst einmal gut zu!» Er blieb stehen. «Wer, meinen Sie, dass den Krieg gewinnt?» fragte er.

Ich schwieg.

«Na», fuhr er jovial fort, «wir wollen einmal alle Hoffnungen und Befürchtungen beiseite lassen. Sie haben einen schönen, blonden Kopf, machen Sie Gebrauch davon! Haben Sie Zweifel, dass wir den Krieg gewinnen?» «Nein.»

«Well», sagte er, «Deutschland hat keine Chancen mehr.»

«Das kann sein.»

«Das ist so.»

Der spindeldürre Major mit dem fanatischen Gesicht mischte sich in das Gespräch:

«Ich gebe Ihnen gerne Einzelheiten», sagte er, «gestern wurde ein besonders schwerer Angriff auf Berlin geflogen. Elf Gauleiter sind davongelaufen. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen die Namen ... Das deutsche Volk, soweit es sich nicht an Kriegsverbrechen beteiligt hat, wünscht nur noch eines: Frieden. Jeder Tag, um den der Krieg verkürzt wird, erspart Blut. Vorwiegend deutsches Blut.»

«Sicherlich», erwiderte ich.

«Gut, dass Sie das einsehen», sagte der Major. «Ich glaube, so verstehen wir uns.»

«Was wollen Sie eigentlich von mir?» fragte ich.

«Man wird Sie hängen», sagte der Oberst.

«Das ist mir dank Ihrer Informationsfreudigkeit nunmehr hinreichend bekannt.»

Es entstand eine Pause. Ich sah von einem Offizier zum anderen. Der massive Oberst wirkte gleichgültig. Der Major mit dem fanatischen Gesicht sah zum Fenster hinaus. Der dritte Offizier studierte seine sorgfältig gepflegten Fingernägel. Zeit war genug da. Zeit für alle, nur nicht für mich. Für mich war sie abgelaufen. Oder doch nicht?

«Sie können für uns arbeiten», sagte der Oberst.

Ich schwieg.

«Sie können sich zum Beispiel an Ihre Morsetaste setzen und einige Meldungen nach Deutschland durchgeben, an denen wir interessiert sind.»

«Sie wollen mich also ‚umdrehen‘?» fragte ich.

Wenn an der lautlosen Front der Spione ein Mann gegen seine Auftraggeber arbeitet, also Doppelagent wird, nennt man das in der Fachsprache «umdrehen».

«Wenn Sie es so nennen wollen», erwiderte der Oberst. «Das wäre Verrat!»

«Nein», unterbrach mich der Colonel, «ich glaube, das wäre der grösste Dienst, den Sie Ihrem Vaterland im Augenblick leisten könnten.»

«Sie ersparen Blut», sagte der eine Major.

«Und Sie retten Ihren Kopf», ergänzte der zweite. «Ich glaube, das ist ein Argument, das Sie nicht so ohne Weiteres ausser Acht lassen sollten.»

Wieder entstand eine Pause. Ich überlegte angestrengt. Das Angebot war verlockend. Ich wurde müde, so unendlich müde, als ich darüber nachdachte. Am liebsten hätte ich mich hingelegt und wäre eingeschlafen. Die Versuchung wuchs, wurde riesengross, weich, einschmeichelnd, zärtlich. Frei, heraus aus dem Drahtkäfig! Keine Angst mehr vor der Zelle, vor dem Richter, vor dem Galgen. Zurück vielleicht zu Joan, zu Joan, an die ich Tag und Nacht dachte, die ich ständig vor mir sah, zum Greifen nah – und die dann doch verschwunden war, wenn ich die Hände nach ihr ausstrecken wollte . . .

Der Krieg war ja so gut wie aus. Er war verloren. Alles war vergeblich gewesen. Das Blut, das man in Russland investiert hatte, der Tod in Afrika, das Sterben in Frankreich, alles umsonst, alles für ein System, das den Untergang hundertmal, tausendmal verdient hatte. Was jetzt noch geschah, geschah lediglich, um die oberste Clique noch ein paar Monate vor der Strafe zu bewahren. Ich hatte in den letzten Wochen Gelegenheit genug gehabt, über das nachzudenken, was ich bisher mit stupider Beharrlichkeit immer weit von mir gewiesen hatte. Mir war klargeworden, dass man in diesem Krieg Deutschland nicht dienen konnte, ohne gleichzeitig ein Handlanger Hitlers zu sein. Aber ich hatte es mir zu spät eingestanden. Ein Hand-

langer gegen Hitler wäre ich geworden. Ein Handlanger gegen Deutschland – nie!

«Das kann ich nicht tun», antwortete ich dem Oberst. «Stellen Sie sich vor, Sie wären in deutsche Gefangenschaft geraten. Man würde Ihnen den Vorschlag machen, gegen Amerika zu arbeiten. Was würden Sie antworten?»

Er schwieg.

«Wir könnten Sie zwingen!»

Peinliches Schweigen.

Nach einiger Zeit nahm der Oberst die Unterhaltung wieder auf.

«Sie brauchen sich heute keineswegs zu entscheiden! Wir kommen morgen noch einmal vorbei. Ich habe Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Sie treten in unsere Dienste. Ich bin mir noch nicht klar darüber, wie wir Sie verwenden wollen. Vielleicht könnten Sie Rundfunkbotschaften an das deutsche Volk sprechen. Sie haben ja nun gesehen, wie es in Amerika aussieht, und Sie geben selbst zu, dass Deutschland den Krieg verlieren wird... Sie sind geradezu dazu berufen, dies Ihren Landsleuten klarzumachen. Sie werden es Ihnen nach Kriegsende danken. Wenn Sie diesen Vorschlag annehmen, sind Sie ein freier Mann. Mit gewissen Auflagen natürlich. Nach Kriegsende können Sie Amerika verlassen oder hierbleiben. Die Entscheidung darüber liegt ausschliesslich bei Ihnen. Sie werden nie vor ein Kriegsgericht kommen. Die amerikanischen Zeitungen wissen von Ihnen gar nichts. Verstehen wir uns? Es gibt einfach keinen deutschen Spion Gimpel. Es gibt einen deutschen Sprecher für alliierte Rundfunksender, für den wir uns noch einen Namen und eine Geschichte ausdenken werden.»

Er unterbrach sich, blieb stehen und sah mir starr in die Augen.

Die beiden Majore fixierten mich. Es vergingen ein paar Sekunden. Der Ventilator surrte leise. Es war warm im Zimmer. Die Amerikaner huldigten der Unsitte, ihre Räume zu überheizen. Vor dem Fenster ertönte ein Pfiff. Wachablösung. Und dann hörte ich ein paar Takte Musik, die mein Mithäftling aus dem Orchester Benny Goodman auf seiner Trompete blies. Dann kam Lachen, Schritte dröhnten vor der Tür. Ein Mann blieb auf dem Gang stehen und entfernte sich wieder langsam

...

Die drei Offiziere starrten mich immer noch an. Wieder war das trockene Gefühl in meinem Mund. Ich fuhr mir ein paar mal mit der Zunge über die Lippen. Sie waren spröde. Ich wollte etwas sagen, aber ich brachte kein Wort heraus. Es war auch ganz unwichtig. Was ich sagen wollte, konnte ich nicht sagen. Und was ich Ihnen erwidern musste, wussten sie bereits.

«Verdammt heiss», sagte einer der beiden Majore. Er öffnete das Fenster, sah einen Augenblick in den Hof hinaus.

Ich zündete mir eine Zigarette aus der Camel-Packung des Obersten an. Er gab mir Feuer, klopfte mir dabei auf die Schulter.

«Morgen um zehn Uhr können Sie uns Bescheid geben. Ihr Schicksal liegt in Ihrer Hand. Wenn Sie wollen, können Sie natürlich Ihr eigener Henker sein.»

Ich ging zurück in meinen Drahtverhau und warf mich auf meine Pritsche. Jenes Gemisch aus Hass, Furcht, Trotz und Selbstmitleid überkam mich. Ich hätte am liebsten gleichzeitig geschrien und geweint. Ich trommelte mit meinen Fäusten sinnlos gegen die Drahtmaschen.

«O. K., Boy», rief ein Posten lachend, «ich weiss schon, was dir fehlt.» Er schob mir eine Zigarette durch das Gitter.

Meine beiden Verteidiger besuchten mich. Ich erzählte ihnen von dem Angebot der OSS. Sie zuckten die Schultern und machten keinen Versuch, mich zu beeinflussen. Später sagte Major Reagin zu mir:

«Ich hätte von Ihnen gar nicht erwartet, dass Sie anders handeln. Ich muss sagen, ich hätte Sie auch gar nicht so gerne verteidigt, wenn Sie damals in Ihrer Haltung geschwankt hätten. Für mich sind Sie ein Soldat und nichts weiter. Ich bin auch einer. Eigentlich trennt uns nur die Farbe der Uniform. Und die Sprache.» Der Trick meiner Verteidiger war übrigens gelungen. Die Verhandlung war um eine Woche verschoben worden.

«Nach meiner Berechnung», sagte Reagin, «ist der Krieg im Mai 1945 zu Ende. Uns fehlen vier Wochen. Wie wir darüber hinwegkommen sollen, weiss ich nicht. Die Verhandlung beginnt am 6. Februar. Sie wird mindestens eine Woche dauern. Etwa vier Wochen nach der Urteilsverkündung wird man den Spruch der Richter vollstrecken. So ungefähr in der zweiten Aprilwoche. Ich kalkuliere, dass der Krieg in der zweiten Maiwoche beendet sein wird. Aber diese verdammten vier Wochen werden Ihnen vielleicht das Leben kosten.»

In eine seltsame Lage war ich geraten. Meine einzige Chance bestand darin, dass mein Vaterland auf schnellste Weise kapitulierte. Es war furchtbar. Die Vernichtung Deutschlands war die Voraussetzung, dass ich weiterleben durfte. Ich konnte, ich durfte, ich musste auf die totale Niederlage spekulieren. Und mein Bruder war bei Stalingrad gefallen. Und mein Vater war im ersten Weltkrieg verwundet worden. Und meine besten Freunde waren im Norden, im Osten, im Westen geblieben. Und Millionen waren für «Führer, Volk und Vaterland» gefallen. Und erst, als der letzte von ihnen im Schlachthaus

des Lebens geblieben war, desertierte der Hauptschuldige, dem sie die «grösste Zeit Deutschlands» zu verdanken hatten, ins Jenseits ...

Meine Wärter taten alles, um mich aufzuheitern. Aber mein grösster Feind waren meine eigenen Gedanken. Die Lebensgier in mir potenzierte sich. Tag und Nacht sinnierte ich darüber nach, was ich alles versäumt hätte. Mich befielen Vorstellungen, die einen Psychiater interessieren könnten. Ich fuhr in Cadillacs, badete in Miami, küsste überschlanke, wunderschöne Frauen, liess mir Massanzüge schneidern, ass Krebschwänze und zählte Tausenddollarscheine. Ich kaufte Schmuck, ich trank Champagner, und ich ass pfundweise Kaviar, aus dem ich mir nie etwas gemacht hatte.

Dann war mein Vater wieder da.

Ich sah sein ausgemergeltes, zerfurchtes Gesicht, ich erlebte seinen Hunger, seine Angst vor den Bomben, sein Bangen um mich – ich war ja das Letzte, das er noch hatte, drei Wochen vielleicht noch. Er hatte keine Ahnung, wo ich war. Er konnte nicht wissen, in welcher Lage ich mich befand.

Meine Dienststelle in Berlin wusste es freilich, aber sie würde sich hüten, irgendwelche Einzelheiten darüber zu geben. Als Dr. S. vom Reichssicherheitshauptamt erfuhr, dass ich gefasst worden war, fluchte er anhaltend vor sich hin.

Es fand eine Mitarbeiterbesprechung statt. Man beriet darüber, ob ich vor der FBI dichthalten würde oder nicht. Die meisten glaubten daran. Sie glaubten nicht zu Unrecht. Es war mir gelungen, die Namen unserer Leute, die in Amerika arbeiteten oder für uns gearbeitet hatten, geheimzuhalten. Freilich verdanke ich meine Standhaftigkeit in erster Linie der Fairness

der FBI, die keinen ernsthaften Versuch gemacht hatte, aus mir Informationen herauszupressen.

Übermässig erschütterte mein Schicksal die Kollegen vom Reichssicherheitshauptamt natürlich nicht. Sie waren alle eingehend mit sich selbst beschäftigt. Sie bereiteten ihre Flucht vor. Die meisten suchten einen Schleichpfad nach Spanien. Einer von ihnen baute sich mit meiner goldenen Uhr und anderen persönlichen Wertgegenständen, die ich im sicheren Tresor des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin zwangsläufig zurücklassen musste, eine neue Existenz auf ...

Mein Fall war immer noch streng geheim. Mir ist heute noch nicht klar, wie es der FBI und der Armee gelungen war, die clevere amerikanische Presse von mir fernzuhalten. Noch gab es keine Gimpel-Story. Aber bis in die Regierungskreise hinein zog die Landung von U 1230 in der Frenchman-Bai ihre Wellen. Präsident Roosevelt ordnete persönlich den Zusammentritt eines Kriegsgerichts an, das mich aburteilen sollte. Ich muss sagen, man erwies dem ehemaligen Agenten 146 der deutschen Abwehr alle Ehre. Den Armeebefehl über die Verhandlung unterschrieb der Kommandierende General T. A. Terry. Am Richtertisch sassen die Obersten Clinton J. Harrold, Lathrop R. Bullene und John B. Grier. Weiter sassen in der Jury ein Oberstleutnant und drei Majore. Die Anklage wurde von Major Robert Carry und Oberleutnant Kenneth F. Graf vorgebracht. Der Generalstaatsanwalt der Vereinigten Staaten von Amerika – er durfte den Titel «Euer Gnaden» führen – wohnte der Verhandlung als Beobachter und Berater bei. Neben ihm sass der leitende Staatsanwalt des Staates New York.

Die Verhandlung fand in einem Regierungsgebäude von Governors Island statt. Hier hatte auch der Kommandierende General des zweiten Armeekommandos sein Hauptquartier. Ich wurde in einem geschlossenen Wagen vorgefahren. Gefesselt. In einem zweiten Wagen sass Billy. Die Armee hatte peinlich dafür gesorgt, dass wir voneinander isoliert waren. Aber wir hatten auch keine Sehnsucht nacheinander.

Jetzt sah ich die ersten Reporter. Sie wussten keineswegs, um was es sich handelte, aber die Vorbereitungen des Kriegsgesichtes waren ihnen nicht verborgen geblieben. Sie hatten sich also mit Blitzlichtgeräten und Wochenschaukameras vor dem Eingang aufgebaut und kämpften verzweifelt gegen die Militärpolizei. Die MP blieb siegreich.

Sowie ich das Gebäude betreten hatte, wurden mir die Handschellen abgenommen. Ich sollte als freier Bürger vor die Richter treten. Die Gänge rochen nach Sauberkeit. Es war ein freundlicher Neubau. Der Verhandlungsraum befand sich im Parterre. Er war nicht übermässig gross und bis zum letzten Platz besetzt. Fast alle Zuhörer waren Marine- oder Armeefiziere. Im Hintergrund meines Falles versuchten Marine und Armee die Schuld an der geglückten Landung von U 1230 aufeinander abzuwälzen. Die internen Diskussionen waren schon so heftig geworden, dass sich die amerikanischen Wehrmachtsteile gegenseitig nichts mehr schenken konnten. Unter den vielen Zeugen, die vorgeladen waren, mussten sämtliche mit dem Küstenschutz des Staates Maine betrauten hohen Offiziere antreten. Sie alle zogen mit knallroten Köpfen vom Zeugenstand ab.

Am 6. Februar, Punkt neun Uhr, wurde ich in den Raum geführt. Links und rechts von mir ging je ein MP-Soldat.

Man hatte dekorierte Kriegshelden als Bewacher für mich ausgewählt. Kein amerikanisches Gericht verzichtet auf den Effekt, auf die Optik, auf das Schauspiel. Auf dem Tisch des Vorsitzenden lag ein riesiger Holzhammer. Der Tisch war mit dem Sternenbanner, der amerikanischen Nationalflagge, eingesäumt. Mit dem Ausdruck der eiskalten Gleichgültigkeit sah mir der übergrosse Kopf Roosevelts aus seinem Holzrahmen in das Gesicht.

Alle starrten mich an. Meine Verteidiger winkten mir. Ich nahm zwischen den beiden Majoren Platz. Sie nickten mir aufmunternd zu. Eine Minute nach mir wurde Billy hereingeführt. Man spürte förmlich die Welle der Animosität, die ihm entgegenschlug. Es wurde gezischt und getuschelt.

Vor Beginn der Verhandlung musste sich alles von den Sitzen erheben: die Mitglieder der Jury, die Vertreter der Anklage, der Verteidigung, das Gerichtspersonal und alle Zuhörer mussten gemeinsam schwören, über alle Einzelheiten dieser Verhandlung Stillschweigen zu bewahren.

Der Präsident, Oberst Clinton J. Harrold – er trug wie alle Mitglieder des Gerichts Uniform –, nahm seinen Holzhammer und schlug damit feierlich dreimal auf den Tisch. Harrold war gross, schlank und grauhaarig und hatte eine gesunde Gesichtsfarbe. Er sprach langsam und überdeutlich und war bestrebt, sich besonders gewählt auszudrücken. Er wirkte so gepflegt wie ein amerikanischer Präsidentschaftskandidat vor dem Fernsehschirm. «Die Sitzung ist eröffnet», sagte er.

Mit einem Ruck sprang Major Carry, der Ankläger, von seinem Stuhl hoch. Er war klein und sehnig, hatte schwarze Haare, ein blasses straffes Gesicht und dunkle, starre Augen. Er sprach sehr deutlich, sehr überzeugend.

Die Armee bot selbstverständlich ihren besten Ankläger auf. Am Morgen hatte mein Wärter zu mir gesagt: «Seien Sie vorsichtig mit Carry; der Mann ist verdammt gefährlich.» Ich kannte den Major schon. Laut Gerichtsverfassung hatte er mir unter vier Augen die Anklageschrift zu überreichen und mir dabei zu eröffnen, dass ich vor Gericht stehen würde. Diese Formel musste mir als freiem Bürger aufgesagt werden. Deshalb wurden mir die Handschellen abgenommen. Als der Major seinen Spruch herunterleierte, fiel mir auf, dass er seinen rechten Arm abgewinkelt auf dem Rücken hielt. Ich dachte zuerst, dass er im Krieg verwundet worden sei und sich deshalb angewöhnt hatte, die verletzte Hand zu verstecken. Später erfuhr ich, dass er in der Hand eine entsicherte Pistole gehalten hatte. Er war vom Inhalt seiner Anklageschrift, die mich als den gefährlichsten deutschen Spion bezeichnete, so überzeugt, dass er diese Sicherheitsmassnahme für notwendig hielt...

«Wenn es dem Hohen Gericht gefällt», begann Carry – er sprach langsam, tief und kokettierte beständig mit seiner sorgfältigen Aussprache –, «werde ich mit der Anklage beginnen. Es handelt sich um den Fall ‚Vereinigte Staaten von Nordamerika gegen Erich Gimpel und William Curtis Colepough‘.»

«Fangen Sie an!» sagte der Präsident.

Major Carry setzte sich in Positur. Seine Stimme klang jetzt heller. Er wirkte beteiligter. Seine nonchalante Routine war unverkennbar. Der Mann hatte schon Hunderte Male vor Gericht gestanden und die Anklage vorgebracht. Ich hingegen sass zum erstenmal auf einer Anklagebank. Wenn ich etwas ebenso fürchtete wie das Urteil, dann die Verhandlung selbst.

Ich betrachtete mir die Mitglieder der Gerichtskommission. Ich sah von einem zum anderen, und ich hatte das Gefühl, dass ein zäher, undurchdringlicher Schleier zwischen uns stand.

«Die Gefangenen Erich Gimpel und William Curtis Colpough», fuhr Carry fort, «Feinde der Vereinigten Staaten, passierten im Monat November 1944 heimlich und in Zivil und im Auftrag des Deutschen Reiches, einer feindlichen, kriegführenden Nation, die Küsten- und Landbefestigungen der Vereinigten Staaten mit der Absicht, Spionage und andere feindliche Handlungen durchzuführen. Die Anklage ist bereit, im Laufe dieser Verhandlung darüber den Beweis zu führen.» Carry setzte sich langsam. Er lehnte sich nach hinten, blätterte in den Akten und demonstrierte kühle Langeweile. Der Vorsitzende, Colonel Clinton J. Harrold, warf Carry einen Blick zu. Der Ankläger stand wieder auf, ging ein paar Schritte auf mich zu, sah mich an, hob seine Stimme:

«Ich frage nunmehr den Angeklagten Erich Gimpel, ob er sich für schuldig im Sinne der Anklage bekennt.»

Ich stand auf, aber Major Haigney, einer meiner Verteidiger, kam meiner Antwort zuvor.

«Bevor wir in das Verfahren eintreten», wandte er sich an den Präsidenten, «habe ich als Verteidiger von Mr. Gimpel einen Antrag zu stellen.»

«Bitte», entgegnete der Präsident.

Haigney legte eine Kunstpause ein.

«Hohes Gericht», begann dann der Major, «Sie urteilen hier über zwei Männer, von denen der eine deutscher und der andere amerikanischer Bürger ist. Deutschland und Amerika liegen miteinander im Krieg. Sie sind offene Feinde ... Die Verteidigung ist der Meinung, dass es nicht angeht, einen Landes-

verräter wie Colepough zusammen mit einem deutschen, wenn auch feindlichen Patrioten abzuurteilen... Ich will dem Hohen Gericht nicht vorgreifen, aber jedermann hier im Saale weiss, dass der Mitangeklagte Colepough der erbärmlichste Amerikaner ist, der jemals vor Gericht stand. Die Verteidigung befürchtet, dass sich die berechnete Empörung, die die amerikanische Nation über die Tat des Colepough hat, automatisch auch auf meinen Mandanten übertragen wird, dessen Tat nach Ansicht der Verteidigung mit ganz anderen Augen zu betrachten ist.»

Der Präsident unterbrach ihn.

«Sie wollen also», fragte er, «dass wir zwei Verfahren durchführen?»

«Genau das wollte ich beantragen, Hohes Gericht», antwortete Haigney.

Carry war sofort zur Stelle. Er versuchte mit juristischen Argumenten Haigneys Antrag niederzukontern. Die Kommission schwankte offensichtlich in ihrer Beurteilung. Es entwickelte sich ein heftiges juristisches Rededuell, das über zwei Stunden dauerte und von dem ich nicht einmal die Hälfte verstand. Ich begriff nur so viel, dass meine Verteidiger behaupteten, durch die Abtrennung der Fälle Colepough und Gimpel würde das Verfahren vereinfacht, während die Anklage das Gegenteil zu beweisen suchte. Die Kommission zog sich eine Stunde zur Beratung zurück.

Wieder schlug der Präsident mit seinem Holzhammer auf den Tisch.

«Der Antrag der Verteidigung des Angeklagten Gimpel ist von der Kommission abgelehnt worden», verkündete er.

Er wandte sich sodann an Major Carry:

«Fahren Sie fort.»

Wieder kam der Major auf mich zu:

«Ich frage den Angeklagten Gimpel, wie er sich zur Anklage stellt.»

Ich stand auf. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn einen plötzlich ein paar hundert Augen anstarren. Ich musste dem Rat meiner Verteidiger folgen. Von dem juristischen Hintergrund des Falles wusste ich wenig. Ich dachte nur, dass es seltsam klänge, wenn ich hier meine Unschuld betonte, nachdem ich in der Voruntersuchung ja bereits gestanden hatte, mit einem wichtigen Spionageauftrag nach Amerika gekommen zu sein. Ich suchte die Brüchigkeit meiner Stimme zu verbergen, blickte geradeaus und erwiderte, wie geheissen: «Not guilty.» Die gleiche Frage wurde nun an Colepough gerichtet. Auch er entgegnete, dass er unschuldig sei.

Der Ankläger begann nun, seine Anklagepunkte im Einzelnen zu begründen. Er offenbarte eine einzigartige Fleissarbeit der FBI. Es war ihr gelungen, fast jeden unserer Schritte auf amerikanischen Boden zurückzuverfolgen. Darüber hinaus wusste der amerikanische Geheimdienst Einzelheiten über unser Vorleben, dass wir aus der Verwunderung nicht mehr herauskamen. Der seltsame Weg Billys von Boston nach Berlin war mit allen Stationen richtig wiedergegeben. Major Carry kannte sogar die Namen der deutschen Beamten, die mit dem Überläufer in Verbindung gekommen waren. Er legte Billys Zeugnisse der Marineakademie vor. Er bewies die Kollaboration des ehemaligen amerikanischen Seekadetten mit deutschen diplomatischen Missionen. Was mein Vorleben betraf, so war Major Carrys Erzählung ein bunter Strauss von Wahren und Falschem, von Übertriebenem und Unterstelltem.

Trotzdem war es erstaunlich, mit welcher Sorgfalt die FBI meine Vergangenheit durchröntgt hatte.

Das Mittagessen wurde mit Verspätung eingenommen. Der Vorsitzende liess die Verhandlung nur für eine Stunde unterbrechen. Gegen 16 Uhr nachmittags ging die Darstellung der Anklage weiter. Carry blieb bemerkenswert sachlich und leidenschaftlos. Er wirkte jetzt wie ein überpedantischer Schulmeister, der in der Fortbildungsschule für Erwachsene über die Schlacht im Teutoburger Wald spricht. Ich begriff nicht, warum man ihn mir als besonders fanatisch und aggressiv geschildert hatte. Aber ich sollte es bald erfahren.

«Hohes Gericht», sagte Carry am Ende unserer Biographie, «ich habe aufgezeigt, wie die beiden Angeklagten an Bord eines feindlichen U-Bootes in unser Land gekommen sind, um gegen uns zu arbeiten. Ich habe hier den Weg von der Frenchman»Bai über Portland, Boston nach New York rekonstruiert, und ich habe jeden ihrer Schritte in New York wiedergegeben. Ein ganzes Heer von Zeugen wartet vor der Tür, und wir können umgehend mit ihrer Vernehmung beginnen... Ich möchte hier aber mit einer ganz anderen Sache in die Verhandlung eintreten.»

Seine scheinbare Schläfrigkeit, seine müde Distanz, seine pedantische Sachlichkeit fielen mit einem Schlag von ihm ab. Er stand jetzt da, kalt, zynisch, energisch. Er richtete sich auf. Seine Stimme wurde durchdringend, sein Blick wanderte von einem zum anderen, über uns, die Angeklagten, die Verteidiger, die Kommission, zurück zu den Zuschauern.

«Ich habe hier den Beweis anzutreten, dass die beiden Angeklagten in der Tat unendliches Unglück angerichtet haben. Es

ist nicht so, dass es nur bei ihrem Vorsatz geblieben wäre und sie nicht dazu gekommen wären, ihre Agententätigkeit auszuüben.» Er stockte, dann wurde seine Stimme noch lauter, noch durchdringender, sein Gesicht glühte förmlich, und seine Augen glänzten fanatisch:

«Ich behaupte hier nicht mehr und nicht weniger», sagte er, satanisch langsam, «dass 47 brave amerikanische Matrosen den Eintritt dieser Männer in unser Land mit ihrem Blut bezahlt haben. Ich führe hier den Beweis, dass der Getreidedampfer ‚SS Cornwallis‘ über Kurzwellenfunk von Gimpel an das U»Boot 1230 verraten wurde und dass dieser Verrat 47 Menschen, Bürgern dieses Landes, das Leben kostete.»

«Ich protestiere», rief mein Verteidiger, Major Haigney, laut in den Saal. «Dieser Fall hat mit den Anklagepunkten nichts zu tun.»

«Das werden wir sehen», entgegnete Carry heftig.

«Protest abgewiesen», erwiderte der Vorsitzende. Er lehnte sich zurück und sagte dann halblaut: «Die Gerichtskommission gedenkt die Rechte der Anklage ebensowenig zu beschneiden, wie sie die Rechte der Verteidigung einschränkt. Fahren Sie fort, Major Carry.»

Ein flüchtiges Lächeln huschte über Carrys Gesicht. Er war in seinem Element. Er beugte sich leicht nach vorne. Er wirkte jetzt erschreckend klein und schwächig. Aber er würde von jetzt an die Verhandlung Schlag um Schlag Vorwärtstreiben, unerbittlich, rastlos, entschlossen.

«Ich bitte die Hohe Kommission, den Kapitänleutnant Frank C. Gordon als Zeugen aufzurufen.»

Der Colonel nickte.

Der Mann, der in den Zeugenstand trat, hatte das typische Aussehen eines amerikanischen Marineoffiziers. Er war mit-

telgross, kräftig, hatte ein gebräuntes Gesicht und antwortete laut, militärisch und ohne Seitenblick.

«Herr Kapitänleutnant», begann Carry mit der Vernehmung, «wo sind Sie stationiert?»

«Im Hauptquartier der östlichen Atlantikküste.»

«Was machen Sie dort?»

«Ich kontrolliere den Raum.»

«Würden Sie das bitte näher erklären?»

«Ich führe die Aufsicht darüber, dass alle Küstenabschnitte gleichmässig und nach einem ganz bestimmten Plan von Luft- und Seepatrouillen abgefahren werden.» «Sie arbeiten also auch mit der Luftwaffe zusammen?» «Yes, Sir. Wir ergänzen uns gegenseitig.» «Und was ist Ihre militärische Aufgabe?»

«Wir haben den Feind anzugreifen und zu vernichten, die Schifffahrt zu beschützen und den Seeweg offenzuhalten!» Der Kapitänleutnant sagte das schnell und ohne Überlegung herunter. Man merkte, dass er diese Sätze schon in Dutzenden von Instruktionsstunden von sich gegeben hatte.

Ich hatte noch keine Ahnung, worauf Major Carry hinaus wollte. Tatsächlich wusste ich auch noch nichts von dem Drama auf hoher See am 3. Dezember 1944. Dies war der einzige Anklagepunkt, in dem ich völlig unschuldig war. Aber der anklagende Major sollte dafür sorgen, dass mir dieser Fall, psychologisch wenigstens, am meisten angekreidet wurde.

«Es untersteht Ihnen also auch die U-Boot-Abwehr?» fuhr Carry mit der Vernehmung fort.

«Selbstverständlich, Sir», erwiderte Kapitänleutnant Gordon.

«Wann haben Sie den letzten U-Boot-Angriff registriert?»

«Ich protestiere», rief der eine meiner Verteidiger. «Die Frage gehört nicht zur Sache.»

«Ich bitte, es mir zu überlassen, wie ich meine Anklage begründe», erwiderte Carry scharf.

Der Vorsitzende hielt sich aus dem Rededuell heraus. Die Diskussion brandete hin und her. Schliesslich entschied er:

«Das Gericht hält die Frage nach dem letzten U-Boot-Angriff für berechtigt. Einspruch abgelehnt. Fahren Sie fort, Major.»

Carry fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Er hielt dem Kapitänleutnant ein Schriftstück entgegen.

«Ich habe hier einen Bericht der wenigen Überlebenden des Getreidedampfers ‚SS Cornwallis‘. Erkennen Sie die Unterschrift?»

«Jawohl, Sir. Sie stammt von Admiral Felix Gygax, dem Kommandeur der Nordgruppe.»

Der Major fuhr blitzschnell zu dem Vorsitzenden herum, legte das Blatt auf dessen Tisch.

«Ich biete dieses Schriftstück als Beweismaterial an.» «Ich protestiere energisch», rief Haigney.

«Warum?» fragte der Vorsitzende.

«Die Anklage ist nicht bestrebt, diese Verhandlung sachlich zu führen. Die Versenkung des Getreideschiffes hat nichts mit den vorher gehörten Anklagepunkten zu tun. Die Anklage startet hier lediglich einen Versuch, mit Hilfe der 47 Toten der ‚SS Cornwallis‘ das Gericht gegen meinen Mandanten aufzuputschen. Hier handelt es sich um eine bewusste Hetze, die eines amerikanischen Gerichts unwürdig ist.»

«Dieses Dokument», unterbrach ihn Major Carry, «ist von einem Admiral unterzeichnet. Ich habe diesen Bericht aus einem Stapel von Dokumenten herausgegriffen, weil er am

Klarsten und Schnellsten den tatsächlichen Sachverhalt wiedergibt... Es ist der klare Beweis dafür, dass ein deutsches U-Boot – wir wissen, dass es sich hier um U 1230 handelt – einen mit Licht fahrenden Getreidedampfer ohne jede Vorwarnung torpediert hat. Ich weise es schärfstens zurück, den amtlichen Bericht eines amerikanischen Admirals als Hetzversuch zu bezeichnen.» Der Saal kochte. Major Carrys Theatercoup verfehlte seine Wirkung nicht. Noch war nicht entschieden, ob das Dokument zugelassen würde oder nicht, aber im Laufe der heftig hin- und hergehenden Diskussion gelang es dem Ankläger, in genussvoller Grausamkeit genaue Details vom Sterben der 47 Seeleute einzustreuen.

«Ich halte meinen Protest aufrecht», erwiderte Haigney. «Ich halte es für unstatthaft, das Dokument als Beweismittel zu verwenden.»

Der Vorsitzende entgegnete ihm scharf:

«Überlassen Sie es gefälligst der Kommission, zu entscheiden, was zulässig ist und was nicht.» Jetzt sprang mein zweiter Verteidiger ein.

«Ich habe ein paar Fragen an den Zeugen», sagte Major Reagin. «Herr Kapitänleutnant, Sie tragen eine Aktentasche in Ihrer Hand. Ich darf wohl annehmen, dass sie alle Schriftstücke enthält, die mit dem Untergang der ‚SS Cornwallis‘ zu tun haben?»

«Das stimmt», entgegnete der Offizier.

«öffnen Sie Ihre Tasche», sagte Reagin, «legen Sie die Dokumente vor sich hin. So, haben Sie auch den amtlichen Bericht vom Untergang der ‚Cornwallis‘ vor sich?» «Jawohl, Sir.»

«Sehen Sie nach», sagte Reagin, «was wurde als Grund der Versenkung angegeben?»

«Es wurde angegeben, dass das Schiff mit grösster Wahr-

scheinlichkeit durch ein feindliches U-Boot vernichtet wurde.»

«Was heisst mit grösster Wahrscheinlichkeit?»

«Das heisst, dass sich die Behörden keinen anderen Grund vorstellen können.»

«Das heisst aber nicht», erwiderte Major Reagin scharf, «dass es keinen anderen Grund geben könnte.»

«Nein, natürlich nicht.»

Reagin triumphierte jetzt ganz offen.

«Was wäre zum Beispiel ein anderer Grund?»

«Eine Mine, Sir.»

«Es lässt sich aber nicht mit Sicherheit sagen, dass es eine Mine war?»

«Nein, absolut nicht.»

«Ich darf darauf hin weisen», sagte Carry, «dass es in diesem Operationsgebiet keine feindlichen Minen gibt.» In seinem Eifer war er zum erstenmal in eine Falle meiner Verteidigung gelaufen.

«Wer sagt Ihnen denn», unterbrach ihn Reagin, «dass es sich dabei um eine feindliche Mine gehandelt haben könnte? Ich frage Sie, Herr Kapitänleutnant», wandte er sich an den Zeugen, «ob in diesem Gebiet Minen zur Küstenverteidigung eingesetzt werden?»

«Sie werden eingesetzt», antwortete Gordon unwillig.

«Es wäre also praktisch möglich, dass die ‚SS Cornwallis‘ auf eine amerikanische Mine gelaufen ist?»

«Diese Möglichkeit lässt sich nicht mit Sicherheit ausschliessen.»

«Ich danke Ihnen, Herr Zeuge», sagte Reagin. Er wandte sich mit einer Verbeugung an den Präsidenten. Er lächelte fein.

«Ich überlasse es der Hohen Kommission», sagte er, «ihre Schlüsse aus dieser Aussage zu ziehen. Ich betone noch ein-

mal, dass ich die Art und Weise, wie der Ankläger hier versucht hat, einen traurigen Zwischenfall des Krieges, den wir alle bedauern, dem Angeklagten in die Schuhe zu schieben, für unfair und für unamerikanisch halte. Ich beantrage, den Fall der ‚SS Cornwallis‘ aus dem Protokoll zu streichen.»

Der Präsident nickte.

«Das Gericht wird darüber bei der Urteilsfindung zu entscheiden haben... Die Sitzung ist auf morgen vertagt.»

Die Verhandlung ging mit entnervender Langsamkeit weiter. Das Gericht arbeitete derart gründlich, dass in mir keinerlei Zweifel über den Ausgang des Verfahrens offenblieben. Stundenlang schlugen sich meine Verteidiger mit Major Carry herum. Siege und Niederlagen folgten in bunter Reihe, aber meine Verteidiger waren eben an einen hoffnungslosen Fall geraten und demonstrierten sozusagen am toten Objekt ihre forensische Kunst. Mein Fall war durch die Zeitungen gegangen. Kommentarlos. Am ersten Gerichtstag schon hatten mich die Fotoreporter «geschossen». Es erschien mein Bild und darunter stand: «Ein feindlicher Agent.»

Einzelheiten wussten die Zeitungen nicht. Ich kann nicht sagen, dass das Foto, das sie von mir brachten, besonders vorteilhaft gewesen wäre. Aber ich legte zu dieser Zeit auch keinen Wert darauf. Und trotzdem sollte das Bild eine Wirkung haben, der ich eines Tages – ich glaube, es war der fünfte Tag seit Beginn der Gerichtsverhandlung – fassungslos gegenüberstand.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung wie immer mit kühler Noblesse.

Es wurde, glaube ich, gerade der dreissigste Zeuge vernommen. Jeder, der irgendwie mit mir in Berührung gekommen war, der erste Taxichauffeur, der Würstchenverkäufer, der Mann am Zeitungsstand, die Hotelportiers, selbst die Putzfrauen, wurde verhört.

Der Vorsitzende hielt einen kleinen Zettel in der Hand.

«Es hat sich bei Gericht», sagte er, «eine weitere Zeugin gemeldet. Sie wartet draussen. Wir können sie vernehmen.»

«Ich lege keinen Wert darauf», entgegnete Carry sofort. «Die Verteidigung ist grundsätzlich der Meinung, dass keine Möglichkeit der Wahrheitsfindung ausgelassen werden sollte», erwiderte Reagin.

«Dann wird sie das Gericht hören», sagte der Colonel. Er gab dem bulligen Sergeanten an der Tür einen Wink. Der Mann ging fort. Für eine knappe Minute kam im Saal eine halblaute Unterhaltung auf.

Die Tür öffnete sich langsam. Ich sah zunächst gar nicht hin. Erst als sich alle umdrehten, besah ich mir die Zeugin.

Ich erschrak auf den Tod! Ich wollte auf springen, ihr entgegenlaufen, sie zurückreissen! Ich wollte schreien, bitten, drohen. Aber ich blieb wie angeklebt auf meinem Stuhl sitzen.

«Sie heissen?» fragte der Vorsitzende.

Die Zeugin ging mit sicherem Schritt auf ihn zu. Sie war gross, schlank und hübsch. Sie sah geradeaus. Nur als sie an mir vorbeiging, hatte sie mich mit einem kurzen Blick gestreift. Er war traurig, todtraurig. Die Zeugin hatte lange, blonde Haare. Sie hatte eine ganz bestimmte Art zu gehen, zu sprechen, zu lächeln. Eine Art, wie Joan sie hatte.

Sie war Joan.

«Ich heiße Joan Kenneth», sagte sie. «Ich bin amerikanische Bürgerin, lebe in New York und führe selbständig einen kleinen Laden mit Modeartikeln.» Sie diktierte ihre Personalien in das Protokoll.

«Sie kennen den Angeklagten?» fragte Carry.

«Ja», entgegnete sie.

«Wo haben Sie ihn kennengelernt?»

«In der Wohnung eines Freundes.»

«Wann?»

«Vor sechs Wochen.»

«So», erwiderte Major Carry, «haben Sie gewusst, dass dieser Angeklagte ein deutscher Spion ist?»

«Nein», antwortete Joan leise.

Carry wandte sich an den Präsidenten.

«Ich wüsste nicht, wie die Zeugin dem Prozess dienlich sein sollte.»

Der Vorsitzende schwankte einen Augenblick.

«Aber ich», platzte Reagin in die Stille, bevor ich ihn noch am Sprechen hindern konnte. «Ich habe ein paar Fragen an Sie, Miss Kenneth – wenn es die Hohe Kommission erlaubt.»

«Stattgegeben», erwiderte Colonel Harrold.

Joan drehte sich nach mir um. Sie sah mich an. Ihr Gesicht war blass. Sie versuchte mich anzulächeln, aber das Lächeln verunglückte. Sie machte eine hilflose Geste mit der Hand, als ob sie auf mich zukommen, als ob sie mich streicheln wollte. Sie ignorierte die Männer, die sie anstarrten, die Befremdung in den Gesichtern der Gerichtskommission, die lauernde Gehässigkeit des Anklägers.

«Warum haben Sie sich als Zeugin gemeldet?» fragte Major Reagin behutsam.

«Ich stehe dem Angeklagten nahe.»

«Wie soll ich das verstehen?»

«Ich liebe ihn», entgegnete Joan schlicht.

Ein paar Sekunden war es still im Saal.

«Sie werden sich vielleicht wundern», fuhr Joan fort, «dass ich Ihnen das sage, obwohl der Angeklagte ein Feind unseres Landes ist. Ich weiss nicht, ob sein Auftrag, den er ausgeführt hatte, schlimm war ... Schuld an allem ist der Krieg. Und alle, die in seinen Diensten stehen, sind auch seine Opfer. Ich bin eine Frau. Als Frau kennt man einen Mann viel besser, als Männer ihn kennen können. Und ich muss Ihnen deshalb etwas sagen.»

Sie unterbrach sich wiederum. Das Sprechen fiel ihr jetzt schwer. Sie schluckte. Niemand ausser Reagin baute ihr eine Brücke. Aber es schien, als ob sie keine brauchte.

Ich konnte meinen Blick nicht von ihr wenden. Bisher war ich der Verhandlung mit stumpfem Gleichmut gefolgt. Ich fieberte. Es kroch an mir hoch, der Schmerz, die Erregung, das Würgen im Halse. Ich hätte hinausbrüllen mögen, hinaus-schreien: Lasst sie in Ruhe! Sagt, dass sie schweigen soll! Das ist unsere Sache. Unsere Sache ganz allein. Es geht nur uns beide an, und niemand hat sich darum zu kümmern, nicht das Gericht, nicht die Verteidigung, nicht die Anklage! Hängt mich auf! Hängt mich, aber lasst sie in Frieden!

Ich vergass Zeit und Raum. Ich sah nichts und hörte nichts mehr. Alles drehte sich vor meinen Augen. Immer schneiler, immer lauter, immer sinnloser. Ein Karussell war plötzlich da, mit Figuren, die menschliche Gesichter bekamen, höhnische, freche, feige, unverschämte.

Und in der Mitte stand Joan, und alles tanzte um sie herum, und alles wollte nach ihr greifen, und alles wollte sie in den Schmutz ziehen. Und sie lächelte, und sie sah durch das Karussell hindurch, mir genau in das Gesicht.

Und ich stand wieder neben ihr, wie damals in der Weihnachtsnacht...

Wir hatten das Fenster geöffnet, weil es im Zimmer zu warm war. Wir waren ganz dicht beieinander. Ich hatte meinen Arm um sie gelegt. Die neblige Nachtluft kühlte unsere Gesichter. Wir standen nebeneinander und sprachen kein Wort. Was wir uns zu sagen hatten, wussten wir bereits.

Ich zog sie noch enger an mich. Wir küssten uns. Es wurde immer wärmer, immer schöner. Alles versank, die Zeit, der Krieg, die Angst. Die Zukunft und die Vergangenheit vermengten sich zur Gegenwart, zu der einen Stunde, die uns gehörte, die uns für immer gehören sollte, die niemand etwas angeht, keine Macht der Welt, keinen Staat, kein Land, keinen Krieg, kein Gericht.

«Es ist so, als ob ich dich seit Langem kennen würde», sagte Joan. «Ich habe immer auf dich gewartet. Immer nur auf dich, und ich habe schon lange gewusst, wie du aussehen wirst.»

Und ich vergass alles. Ich sah ihr in die Augen. Wir küssten uns. Aber das Glück schmerzte ...

Und dann kam die Nacht, der Morgen, die Flucht. Und dann biss ich die Zähne aufeinander. Dann war alles vorbei. Joan zuliebe, die mich hassen würde.

Aber sie hasste mich nicht. Sie verstand alles. Sie verstand das Unbegreifliche. Sie wusste, warum ich sie verlassen hatte. Hätte ich sie doch nicht verlassen, wäre ich doch mit ihr geflohen, irgendwohin in das Glück, das keine Grenzen, keine Tränen, keine Kriege kennt! Hätte ich doch alles hinter mich geworfen, ich Narr ...

«Der Angeklagte ist ein Mensch», sagte Joan leise. «Er fühlt so, er denkt so, er handelt so ... Ich weiss nicht, als was man ihn hier hingestellt hat... Aber ich muss sagen, bestätigen:

Wenn dieser Mann etwas getan hat, was verurteilt werden muss, so denken Sie bitte daran, dass Sie über keinen Unmenschen zu Gericht sitzen. Und dass eine Frau ihn liebt, die Bürgerin dieses Landes ist.»

Es war still im Raum. Niemand sagte ein Wort. Aller Augen hingen an Joan, an ihrem lieben Gesicht, an ihren Haaren, an ihrer zierlichen Figur, an ihrem geschickt geschnittenen Pelzmantel.

«Eine Frage?» wandte sich der Vorsitzende an Major Carry. – «Ich verzichte», entgegnete der Ankläger.

«Wünscht die Verteidigung noch etwas zu wissen?» fragte der Colonel weiter.

«Verzichte ebenfalls», entgegnete Reagin schnell.

Er sah sich im Saal um. Niemand hatte sich der Wirkung von Joans Aussage entzogen, obwohl Joan nichts auszusagen hatte. Das Gefühl spielt in der amerikanischen Rechtsprechung eine beträchtliche Rolle. Die Toten der Cornwallis wurden gegen die Liebe einer jungen Amerikanerin kompensiert. «Sie sind entlassen», sagte der Vorsitzende zu Joan.

Sie zögerte eine Sekunde. Sie drehte sich noch einmal nach mir um. Wir sahen uns an. Wir pressten die Lippen aufeinander. Sie fasste ihre Handtasche fester unter den Arm, ging auf die Tür zu, Schritt für Schritt, ganz ruhig, ganz selbstsicher, ganz alltäglich. Mit jedem ihrer Schritte schmerzte die Entfernung mehr. Alles war noch einmal aufgerissen, noch einmal war das vor mir gestanden, was ich für immer, was ich endgültig verloren hatte. Was mir endgültig versagt bleiben sollte. Für meine Verteidigung war Joan ein wichtiger psychologischer Punkt. Aber was wusste meine Verteidigung von Joan und mir ...

Die Verhandlung ging weiter. Endlos. Zähe. Ich folgte ihr

apathisch. Zeuge um Zeuge kam, sagte aus, schwor und ging. Zu einer militärischen Delikatesse für alle, die ihr Genuss abgewinnen konnten, wurde der Aufmarsch der Offiziere der amerikanischen Küstenverteidigung. Das Gericht ging mit ihnen hart ins Gericht. Zeugen, blass wie Angeklagte, kamen in den Saal. Jede Unachtsamkeit, jede Fahrlässigkeit wurde mit schärfsten Worten gegeißelt. Meine Richter waren ja alle Militärs und kannten sich in Verteidigungsfragen genau aus. Als der fünfzehnjährige Pfadfinder Jonny S. Miller in den Zeugenstand trat, steuerte das blamable Schauspiel seinem Höhepunkt zu. Der Junge, ein aufgeweckter Bursche, der weit älter wirkte, als er war, schilderte, wie er unsere Fussspuren entdeckt und vergeblich versucht hatte, die amerikanische Abwehr auf sie aufmerksam zu machen. Vielleicht schien es mir nur so, aber ich hatte den Eindruck, als ob Anklage und Vorsitzender die Vernehmung Millers besonders ausführlich gestalteten. Abschliessend sagte Colonel Harrold:

«Du hast Mut und Umsicht bewiesen, mein Junge. Ich glaube, ich habe dir hier als Vertreter des amerikanischen Volkes dafür zu danken. Jedenfalls hast du an diesem Tag mehr Verantwortung bewiesen als mancher Mann und auch mancher Offizier, der eigens beauftragt war, sein Vaterland zu bewachen.» Die Beweisaufnahme ging zu Ende. Sechs Tage lang hatte ein Tauziehen zwischen Anklage und Verteidigung stattgefunden. Dass sich das Tau nach der Anklageseite hin bewegte, war selbstverständlich. Es würde zum Strick für mich werden ...

Am siebenten Tag traten wir in die Plädoyers ein. Die brachten natürlich nichts Neues. Aber Major Carry, der Ankläger, der sich zu Beginn der Verhandlung so entschieden weigerte, in

meiner und in Billys Handlungsweise Unterschiede zu erkennen und zu werten, änderte plötzlich in feiner Witterung für den Effekt seine Taktik. Spott und Hohn und die ständige Anklage fielen von ihm ab. Er wurde ritterlich. Er wusste, er hatte mich zur Strecke gebracht. Er hielt es für unwürdig und unnötig, auf meiner Leiche herumzutrampern.

Zuletzt ergriff der Generalstaatsanwalt, der zunächst nur als Beobachter fungiert hatte, Mr. Tom C. Clark, das Wort:

«Über den Angeklagten Gimpel habe ich nicht viel zu sagen. Er stand vor uns und sagte, dass er nichts zu sagen hätte. Ich bin sicher, dass er wusste, was ihn erwartete, als er seine Heimat verliess. Er wird sein Verhalten beurteilen wie der amerikanische Freiheitsheld Nathan Haie, der vor seiner Hinrichtung sagte: ‚Ich bedauere, dass ich nur ein Leben habe, das ich für mein Land opfern kann.‘ Anders verhält sich der Fall bei Colepough, einem Betrüger, einem Lügner und einem Verräter. Zuerst hat er sein Land verraten, dann hat er Deutschland verraten und dann hat er seinen Kameraden Gimpel verraten. Es gibt nur eine Antwort darauf: den Strick.»

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Noch einmal vergingen 48 Stunden. Dann führte man mich wieder in den Saal. Es war still. Die Anwesenden wussten, was kommen würde.

Die Gerichtskommission kam in den Saal. Wir standen auf. Der Vorsitzende rief mich. Ich trat an den Richtertisch.

«Angeklagter Gimpel, als Vorsitzender dieser Kommission habe ich die Pflicht, Ihnen das Urteil bekanntzugeben, das über Sie gefällt wurde. Sie wurden in allen Punkten für schuldig befunden ...

Der Richter stand auf. Er sah mich nicht an, als er die Worte sprach, die ich niemals vergessen werde:

«To be hanged by the neck until dead.»

Wörtlich übersetzt heisst das: «Du sollst am Genick hängen, bis du tot bist.»

In vier Tagen wird mir der Strick um den Hals gelegt werden. Mit dreizehn Knoten, wie es das düstere Reglement des Henkers verlangt. Ich hatte noch 96 Stunden Zeit zu denken und zu atmen. Dann war es vorbei mit dem Grauen in der Nacht, mit dem Warten in der Zelle, mit dem Würgen in der Kehle.

Ich raste wie ein Besessener in meiner Drahtzelle von Fort Jay hin und her. Die Stunden, die Minuten legten sich bleischwer auf mich, hämmerten auf mich ein, liefen rasend davon und blieben dann plötzlich wieder stehen, zogen sich in die Länge, sekundierten meiner Todesangst.

Meine Stirne glänzte schweissnass. Meine Zunge war trocken wie Leder. Ich trank wahllos in mich hinein, was man mir reichte. Man gab mir alles, was ich wünschte. Man betrachtete mich mit scheuem Seitenblick oder mit grinsender Verlegenheit. Fast alle hatten Mitleid mit mir. Aber das amerikanische Mitleid geht oft seltsame Wege.

Ich war ein Ausstellungsstück. Ich war der Mann, der allen gezeigt wurde, bevor man ihn hängte. Allen Leuten wenigstens, die gute Beziehungen zum Fort Jay und seinem Kommandanten hatten, die in der Armee etwas zu bestellen hatten. Tagsüber war ich selten allein. Fast alle, die kamen, drückten mir die Hand, erzählten mir etwas, was ich nicht verstand, wollten

von mir etwas wissen, was ich nicht wusste. Sie fragten mich, wie es mir ginge. Es klang wie Hohn. Aber es war keiner. Es war etwas viel Schlimmeres: die Gewohnheit.

Die Sonne ging auf wie an jedem Tag. Die Stunde hatte 60 Minuten, die Minute 60 Sekunden. Die Kinder spielten, die Mütter lachten, die Männer verdienten Geld wie an jedem anderen Tag. Die Sekretärinnen erschienen in den Büros, pünktlich wie immer, erzählten sich gegenseitig die Abenteuer des Vorabends. Die Liftboys grüssten dienstbeflissen, auf den Kasernenhöfen exerzierten die Rekruten. Die Welt ging ihren normalen Gang. Anormal war sie lediglich für mich. Anormal war lediglich, dass ich den fünften Tag, von heute ab gerechnet, nicht mehr erleben sollte. Die Richter hatten vor knapp fünf Wochen gesprochen. Das Urteil war klar. Eine Berufung dagegen gibt es nicht. Meine Verteidiger drückten mir die Hand, und Major Reagin sagte:

«Es war mir eine grosse Ehre, Sie zu vertreten, Mr. Gimpel.» Er gab mir eine Zigarette, reichte mir Feuer. Meine Hände waren bereits gefesselt. Knapp zwanzig Sekunden nach der Urteilsverkündung hatte mir ein MP-Soldat die Handschellen angelegt. Sie sollten mich in meinem weiteren Leben begleiten. In meinem Leben, das vielleicht noch fünf oder sechs Wochen währte. Höchstens. Die Handfesseln sollten mir treu bleiben bis zum Ende.

«Sie haben vor Gericht eine gute Figur gemacht», fuhr Reagin fort. «Wenn ich etwas nicht ausstehen kann, dann sind es zimperliche Angeklagte. Was meinen Sie, was ich schon alles erlebt habe ...»

Ich nickte.

«Kopf hoch», sagte Reagin, «so lange wenigstens, wie es noch möglich ist. Das Urteil geht jetzt zum Obersten Amerikani-

schen Gericht. Dort wird lediglich überprüft, ob Verfahrensmängel vorgekommen sind. Das war leider nicht der Fall.»

«Und dann?» fragte ich.

«Es bleibt noch der Weg eines Gnadengesuchs an den Präsidenten.»

«Das hat wohl wenig Sinn?»

«So gut wie gar keinen», erwiderte Reagin. «So lange wenigstens, als Krieg ist. Ein Gnadengesuch hat lediglich den Vorteil: es zeigt, dass Sie kein verstockter Nazi sind... Viele Verurteilte hätten vielleicht ihr Leben retten können, wenn sie nicht zu arrogant gewesen wären, um ein Gnadengesuch einzureichen.»

«Machen Sie bitte das Gnadengesuch fertig», antwortete ich. Ich versuchte zu lächeln. Ich weiss nicht, ob es gelang.

«Ich halte Sie auf dem Laufenden», sagte Reagin. «Ich besuche Sie jede Woche. Lassen Sie es mich wissen, wenn Sie an Ihrer Behandlung etwas auszusetzen haben. Das könnte ich sofort abstellen.»

Er gab mir die Hand.

«Die Fesseln hätte ich Ihnen gerne erspart», sagte er, «aber es geht nicht. Es ist Vorschrift.»

Er ging. Ich blieb. Eine Woche verging. Eine zweite. Eine dritte und vierte.

Jetzt war es soweit. Eines Morgens war ein Mann gekommen, der sich die Adresse meiner nächsten Angehörigen in Deutschland notierte. Ich wusste, was das bedeutete. Der Koch hatte sich erkundigt, was ich in den nächsten Tagen zu essen wünschte. Ich wusste, was das bedeutete. Der Armegeistliche hatte anfragen lassen, ob er mich besuchen sollte. Ich wusste, was das bedeutete ... Ich habe den Leuten die Adresse meines Vaters gegeben, hatte mir aber erst ein paar

Sekunden lang überlegen müssen, wo mein Vater wohnt. Wie weit, wie lange, wie hoffnungslos lag das alles hinter mir.

Ich sah den Mann vor mir, von dem ich die Figur, die Haltung, die Augen, die Nase und die Lust, das zu tun, was man nicht tun soll, geerbt habe. Als ich drei Jahre alt war, stand ich am Sarg meiner Mutter. Ich begriff nichts. Ich war noch zu klein. Mein Vater erzog mich. Ich wuchs neben ihm in der selbstverständlichen, schweigenden Kameradschaft auf, die der frühe Tod der Mutter zwischen Vater und Sohn schafft. Ich tat als Junge alles, was man nicht tun darf. Wir spielten auf der Strasse Fussball. Ich schoss ein Tor. Der Ball landete genau im Schaufenster einer Konditorei. Zwischen den Glasscherben angelte ich blitzschnell meinen Ball, dann jagte mir die Konditormeisterin mit dem Besenstiel nach.

Ich kam mit zwei Stunden Verspätung nach Hause. Ich ahnte nichts Gutes. Als ich ankam, hatte mein Vater den Schaden bereits bezahlt.

«Du hast wohl Angst?» fragte er mich.

«Ja», gestand ich kleinlaut.

«Das ist Unsinn», fuhr mein Vater fort, «glaubst du etwa, dass ich in meiner Jugend nichts angestellt habe?» Was er jetzt machte? Ob er an mich dachte? Er hatte mich nie gefragt, für wen ich arbeitete.

«Ich will es gar nicht wissen», hatte er einmal zu mir gesagt.

«Du wirst schon wissen, was du tust. Ich habe nur einen Wunsch: Ich will dich nach dem Krieg gesund wiederhaben.»

Nach dem Krieg! Nach dem Krieg! Es gab kein Danach ...

Jonny, mein Bewacher, kam. Er schob mir eine brennende Zigarette durch die Drahtmaschen.

«Schnell», sagte er, «bei dir weiss man ja nie, wer zu Besuch kommt. Edward», rief er mich nach einer Weile – alle nannten mich bei meinem fingierten Vornamen –, «es ist gar nicht so schlimm, wie du es dir ausmalst.» «Sicherlich nicht», erwiderte ich.

«Ich habe neulich ein Buch gelesen», fuhr Jonny fort, «ein Schulmeister hat es geschrieben. Es handelt vom amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.»

«Interessant», entgegnete ich.

«Pass nur auf», sagte Jonny, «ein Mann war zum Tode verurteilt worden. Sie haben ihn an einem Baum aufgehängt. Wie er schon gebaumelt hat, ist die Begnadigung gekommen. Man hat ihn wieder vom Strick geschnitten.»

«Meinst du, dass sie es bei mir auch so machen?»

«Das ist unwahrscheinlich», antwortete Jonny, «nein, ich erzähle die Sache aus einem ganz anderen Grund: der Mann hat nämlich hinterher ein Buch geschrieben, wie es einem zumute ist, wenn man aufgehängt wird. Er hat geschrieben, dass man zuerst fürchterliche Angst aussteht und dann plötzlich gar nichts mehr spürt. Dass plötzlich alles weich und sanft und leicht wird, dass man das Gefühl hat, schon in einer anderen Welt zu sein, und dass die letzten Sekunden viel schöner sind, als man denkt... Nur dann», fuhr Jonny fort, «als man ihn abgeschnitten hatte und Wiederbelebungsversuche machte, hat der Mann furchtbare Schmerzen ausgestanden.»

Ich versuchte, nicht mehr hinzuhören. Jonny war dumm, harmlos und gutmütig. Er wollte mich beständig trösten. Aber sein Trost war fürchterlich. Er hatte ein offenes, junges Gesicht. Ein Finger an der linken Hand war gelähmt. Das hatte ihm den Job in Fort Jay verschafft. Er schrieb an alle Verwandten und Be-

kannten Briefe, in denen von mir die Rede war. Ich war das Abenteuer seines Lebens. Aber dieses Abenteuer endete in sechsendneunzig Stunden.

Ich wurde verrückt, wenn ich daran dachte.

Ein Sergeant betrat meine Zelle. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Es war ein schwächtiger Bursche mit einem Spitzmausgesicht und einer Nonchalance in der Uniform, die man getrost als Schlamperei bezeichnen konnte. Er gab mir die Hand und sah dabei zum Fenster hinaus. Er hatte kleine, dunkle Augen, die nicht stillstehen konnten. Der Mann reichte mir vielleicht bis zur Schulter. «Fehlt Ihnen etwas, Mr. Gimpel?» fragte er.

«Nein», erwiderte ich.

«Essen gut.»

«Ja.»

«Zigarette?»

«Ja.»

Ich nahm sie. Der Mann betrachtete mich von der Seite. Sachlich, abschätzend, lauernnd. Ich machte ein paar schnelle Züge. Jetzt sollte er doch endlich zum Teufel gehen, dachte ich mir. Er hatte mich gesehen, er hatte mit mir gesprochen, er konnte jetzt seiner Freundin die Ansichtskarte schreiben.

Er blieb, ging um mich herum. Wenn ich die Augen von ihm liess, war der lauernnde Seitenblick wieder da. Ich spürte instinktiv, dass der Mann etwas von mir wollte. Etwas Unheimliches, etwas Entsetzliches, etwas Grauenhaftes. «Leider darf ich Ihnen nichts zum Lesen geben», sagte er. «Strenge Vorschrift. Höchstens die Bibel.» «Die habe ich bereits.»

«So long», sagte er, gab mir die Hand, sah wieder weg und ging.

«He», rief Jonny, «weisst du, wer das war?»

«Natürlich nicht.»

Jonny war ganz aufgeregt.

«Das war der Henker», sagte er. «Er ist gekommen und hat dabei deine Masse und dein Gewicht abgeschätzt, damit er weiss, wie er seine Sache machen muss. Er hat Mass genommen. Hast du es nicht gemerkt? Weissst du übrigens, dass bei uns jeder seinen eigenen Strick bekommt? Da kennen die nichts. Da wird nicht gespart.» Er lachte. Er konnte den Mund nicht halten. Er schob mir ständig Zigaretten durch die Maschen und plapperte vor sich hin, was er dachte. Er war dumm, dumm, aber ehrlich.

«Jonny», fragte ich, «wie lange habe ich noch zu leben?» «Ich weiss es nicht», erwiderte er, «genau weiss man das immer erst eine Nacht vorher. Aber ich glaube, dass sie dich am 15. April holen. Ich habe so etwas läuten hören...»

Um elf Uhr rief man mich zum Kommandanten. Man nahm mir einen Augenblick die Handschellen ab.

«Mr. Gimpel», sagte der Offizier, «ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Der amerikanische Präsident Roosevelt hat Ihr Gesuch um Begnadigung abgelehnt. Damit kann das Todesurteil vollstreckt werden. Sie erfahren zwölf Stunden vor der Hinrichtung, wann es soweit ist.» Er hatte einen kleinen Mund, eine gerade Nase und einen runden Kopf. Ich sagte das ständig vor mich hin, um die Haltung nicht zu verlieren.

«Sie haben sich bisher benommen wie ein Mann. Benehmen Sie sich weiter so. Guten Morgen.»

Wieder in der Zelle. Wieder allein. Wieder der Zeit und dem Geschwätz ausgesetzt.

Ob das Leben schön ist? Ob es nicht besser ist, wenn es zu Ende geht? Es gibt so viele Gemeinplätze und man sagt sie so

oft und denkt sich nichts dabei. Und einen von ihnen sagte ich immer wieder laut vor mich hin: «Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.»

Bald war es wohl vorbei. In einem einfachen Holzsaarg würde man mich davontragen. Zur Anatomie natürlich.

«Hier sehen Sie die Leber, die Milz, die Galle», würde ein Professor dozieren. «Das Herz war kerngesund. Woran erkennen Sie das, Mr. Shuster?»

Nie mehr würde ich erleben, wie die Kirschbäume blühen, nie mehr würde ich eine Frau umarmen, nie mehr würde ich am Steuer eines Autos sitzen, nie mehr würde ich die Trompete Louis Armstrongs oder die Posaune von Tommy Dorsey hören. Nie mehr... Nie mehr... Nie mehr...

Die Frauen meines Lebens zogen an mir vorbei. Ich stand an der Reling der «Drottningholm» – 1942 war es –, und neben mir lehnte im hauchdünnen Sommerkleid die blonde Schwedin Karen S. Der Wind spielte mit ihren Haaren.

«Komm mit! Mein Vater hat dich bestimmt gern. Er mag Leute deines Schlages. Wir können heiraten. Ich bin nicht arm. Und der Krieg ist dann für dich vorüber. Wenn du mich liebst, kommst du mit.» «Ich liebe dich», erwiderte ich.

«Du liebst mich nicht.» – Ich küsste sie.

«Später», entgegnete ich, «nach dem Krieg.»

Nach dem Krieg! Unsinn ...

Und dann stand Margarete vor mir, die kleine, kesse Berlinerin.

«Sei nicht verrückt», sagte sie, «bleib hier. Fahr nicht nach Amerika, alle sagen, dass du nicht zurückkommen wirst. Du bist irrsinnig, wenn du gehst. Schau dir diesen Billy an, seine

Affenarme, seine falschen Augen. Der wird dich verraten, verlass dich darauf. Eine Frau fühlt so etwas. Bleib hier in Deutschland – bei mir.»

Wie viele Warnzeichen des Schicksals hatte ich überfahren? Und jetzt stand Joan vor mir. Schlank, grazil, gross. «Selt-sam», sagte sie, «ich habe das Gefühl, als ob wir uns schon lange kennen würden... Bei dir weiss ich immer im Voraus, was du sagst, was du denkst. Ich glaube, Männer wie du sagen immer, was sie denken. Und sie denken richtig.»

Sie legte den Arm um mich. Ich sah ihr in die Augen. Der Krieg stand still. Durfte ich sie küssen? Durfte ich sie lieben? Durfte ich ihr Leben mit dem Fluch verbinden, der an meiner Tätigkeit als Spion haftete? Gehaftet hatte. Haften würde?

Das Herz dachte anders als der Kopf. Wir lachten, flüsterten, küssten. Für ein paar Stunden, bis ich gehen musste...

Waren damals die Stunden genauso lang wie jetzt in der Zelle, wie jetzt, da ich auf den Sergeanten mit dem Spitzmauskopf wartete, der mir sachgerecht die dreizehn Knoten um den Hals legen würde? Ich warf mich auf die Pritsche, stand im gleichen Augenblick wieder auf.

Der Schweiss war wieder da, die Trockenheit, das lederne Gefühl im Mund. Nur nicht daran denken, lenkte ich mich ab, redete ich mir ein. Denk an etwas anderes! Denk an das, was in deinem Leben schön war! Denk nicht an den verfluchten Krieg, an das verdammte Ende. Am besten: denk überhaupt nichts!

Und dann stand der Wahlspruch des Reichssicherheitshauptamtes vor mir, und ich hörte einen meiner Chefs sagen:

«Überlassen Sie das Denken den Pferden, die haben einen grösseren Kopf.»

Es war jetzt zehn Uhr. Jonny wurde abgelöst. Um zwölf Uhr würde er zurückkommen. Sein Nachfolger spendierte mir sofort eine Zigarette. Seltsam, auf Fort Jay wurden alle Vorschriften genau eingehalten, nur mit dem Rauchen – da machte jeder eine Ausnahme.

Ein GI aus der Küche brachte mir ein zweites Frühstück: Bohnenkaffee, Hefengebäck, Butter und Marmelade. Er stellte es auf den winzigen Tisch.

«Dass du mir heute anständig isst», sagte er, «so geht das nicht weiter. Gestern hast du das halbe Essen zurückgehen lassen... Nimm dir ein Beispiel an den anderen; die fressen wie die Scheunendrescher.»

«Ich mag nichts.»

«Davon wird es auch nicht besser», entgegnete er. «Mit einem vollen Bauch lässt sich die Welt gleich wieder ganz anders an.»

Er grinste. «Du brauchst eine anständige Marschverpflegung», fuhr er fort.

«Rutsch mir den Buckel 'runter!» Rauh, aber herzlich war der Ton auf Fort Jay.

«Der Koch lässt fragen, was du morgen essen willst», fuhr der Soldat aus der Küche fort. «Er sagt, er kann eine Gans auf europäisch zurichten, mit Kastanien und so ... Wenn du willst, brät er dir eine.»

«Ich pfeife drauf», antwortete ich, «ich will nichts als meine Ruhe. Mach die Türe von draussen zu.»

«Sofort», entgegnete er, «ich weiss nicht, die anderen sind immer viel besser bei Laune, wenn ich sie besuche.» «Die anderen werden auch nicht übermorgen aufgehängt.»

«Das stimmt auch wieder», sagte er und ging endlich.

Eine Viertelstunde blieb es ganz still. Ich legte mich auf die Pritsche, versuchte zu schlafen. Das war natürlich hoffnungslos. Heute noch. Morgen noch. Übermorgen noch. Dann ging es dahin, rechnete ich mir zum hundertsten Male aus. Um fünf Uhr früh würden sie mich holen. Sie würden mir noch eine Zigarette anbieten. Das Todesurteil würde noch einmal verlesen werden. Es war kurz. Es dauerte nicht lange. Dann zieht man mir eine schwarze Jacke an. Mit Kapuze. Die Kapuze muss ich aufsetzen. Dann führt man mich zur Richtstätte. Sie lag etwas ausserhalb von Fort Jay. Gewöhnlich richtete man in Fort Jay niemanden hin. Fort Jay war militärisches Gelände. Und das Militär war nicht zuständig für die Exekution. Normalerweise wenigstens nicht. Man schaffte die Todeskandidaten nach Sing-Sing. Sing-Sing liegt im Staate New York; dort richtet man die zum Tode Verurteilten auf dem elektrischen Stuhl hin. Ich aber wurde ausdrücklich zum Tod durch den Strang verurteilt. Sing-Sing war da nicht zuständig. Hinrichtung zuständigkeitshalber an Fort Jay abgetreten... Daher die Aufregung, die ständigen Besuche, die Sorge um mich. Nichts als der Reiz des Neuen: meine Hinrichtung.

Bisher hatte ich mich noch nicht mit dem Tod beschäftigt. Wer denkt schon an den Tod, solange er jung und kräftig ist? Das Sterben war für mich etwas, das noch unendlich lange Zeit hatte. Später einmal, mit 70 oder 80 oder, wenn es geht, noch später. Wenn man alt geworden ist und müde, wenn das Essen nicht mehr schmeckt, wenn man nicht mehr richtig sieht, wenn die Hand zittert, da denkt man vielleicht an den ewigen Schlaf. Da kommt er vielleicht gar nicht so ungelegen. Da macht man eines Tages die Augen zu und wacht nicht wieder auf, und die Leute sagen:

«Ja, der arme Erich... Alt ist er halt schon gewesen. Sicher war es so am besten für ihn.»

Ich war aber nicht alt, zum Teufel. Ich wollte nicht sterben. Zum Teufel? Ich wollte leben. Leben wie jeder andere! Wie jeder andere, der jung und gesund ist.

Ich sah in den Spiegel. Ich war etwas blasser und schmaler geworden, aber sonst war mein Gesicht das alte. Und dieses Gesicht würde es nur noch ein paar Tage geben. Ein paar Tage noch. Noch vierundneunzig Stunden und ein paar Minuten. Und am Tor von Fort Jay würde ein Plakat hängen, auf dem stand: «Wegen Spionage, Sabotage und Verschwörung gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde heute Morgen um fünf Uhr dreizehn der deutsche Staatsbürger Erich Gimpel alias Edward Green durch den Strang hingerichtet. Der Tod ist nach ärztlicher Feststellung 70 Sekunden nach der Exekution eingetreten. Gimpel war von einem Militärgericht für schuldig befunden worden. Der Oberste Amerikanische Gerichtshof hat das Todesurteil bestätigt. Der Präsident hat das Gnadengesuch des deutschen Spions abgelehnt.»

Es war jetzt zwölf Uhr. Jonny war zurückgekommen. «Ich bin wieder da», rief er.

«Ich habe es gemerkt», entgegnete ich. Diesmal war ich froh, dass er Wache hatte. Sein Geschwätz war mir lieber als meine Gedanken. Aber ich konnte nicht verhindern, dass sie immer wieder zu der düsteren Szene im Morgengrauen abglitten, dass ich immer wieder an das Unfassbare denken musste. Vor Jahren hatte ich einen Film um «Mata Hari» gesehen. Eine sentimentale Schnulze mit tragischem Ende. Alles hatte geschluchzt im Kino. Ich hatte gelacht. Ich glaube, Margarete sass neben mir. Auch sie hatte feuchte Augen. Die Spionin

trug ein dunkles Kleid. Sie hatte ein Gesicht, das ganz der Tragik einer Hinrichtung angepasst war. Sie trug ein silbernes Kreuz um den Hals. Sie küsste es und schenkte es ihrer Wärterin. Die Wärterin weinte. Ein Soldat im Stahlhelm trat ein. In seinem Gesicht zuckte es. Es war ein junger, französischer Leutnant.

«Es ist meine Pflicht, Madame», sagte er.

Wer sich bis dahin zurückgehalten hatte, weinte jetzt endgültig. Nur ich lachte noch lauter. Die Stimme des Leutnants klang belegt.

«Ich verstehe nicht, warum man sie überhaupt hinrichtet, wenn sie so edel ist», sagte ich zu meiner Begleiterin. Eine Frau hinter mir rief aufgebracht: «Ruhe!»

Mata Hari wurde über einen endlos langen Gang geführt. Man sah sie von vorne, von hinten, von der Seite. Vorwiegend sah man ihr Gesicht. Es sah von allen Seiten gleich schön aus. Und edel. Und traurig. Und verloren.

Dann war der Gang endlich zu Ende. Es ging hinaus ins Freie. Dichter Nebel. Eine Gruppe von Soldaten tauchte plötzlich auf. Alle trugen sie offen ihre Leichenbittermiene zur Schau. Kunststück, dachte ich mir, Soldaten tun sonst mit einer schönen Frau alles andere lieber, als sie hinzurichten – da krachte schon die Salve, und Mata Hari starb langsam und photogen. Wie würde ich sterben? Würde ich schreien? Würde ich mich loszureissen versuchen? Würde ich um Hilfe brüllen? Was blieb über von der photogenen, männlichen Todesverachtung, wenn einem der Henker so dicht auf den Fersen war?

«He, Edward», rief Jonny, «bist du für den Pfarrer zu sprechen?»

«Nein», erwiderte ich.

«Sei nicht so dumm», sagte er, «er ist ein feiner Hund. Ich kann ihn dir nur empfehlen.»

Der Geistliche trug die Uniform eines Captains. Er war gross und schlank, hatte breite Schultern. Er vereinte die Figur eines Baseballspielers mit der Noblesse eines Herrenreiters. Und er wirkte nicht eine Spur fromm. Deshalb war er mir von der ersten Sekunde an so sympathisch.

«Eine fürchterliche Sache ist das mit Ihnen», begann er. Er ging auf und ab. «Wir können ganz offen darüber sprechen: Es ist leichter vom Sterben zu reden als zu sterben. Deshalb sind Sie mir gegenüber von Vornherein in der Vorhand.»

«Gut gesagt, Captain», entgegnete ich.

Er lächelte.

«Captain bin ich nur im Nebenberuf», sagte er, «Sie wissen ja, ich bin Pfarrer. Ich bin nur gut getarnt in der Uniform.»

«Sie brauchen sich nicht zu tarnen», erwiderte ich.

Wir gaben uns die Hand. Zum erstenmal seit Tagen wich die Beklemmung von mir. Zum erstenmal vergass ich, was mir bevorstand.

«Ich will Ihnen nicht auf die Nerven gehen», sagte der Geistliche. «Seien Sie unbesorgt, ich halte Ihnen auch keine Predigt. Leider ist alles, was kommt, Ihre Sache. Sie müssen damit fertig werden. Ich wollte, ich könnte Ihnen dabei ein wenig helfen.» Er betrachtete seine Fingernägel. «Ich habe leicht reden, nicht?» «Aber Sie reden gut, Captain.»

Wir sprachen jetzt über Baseball und Kriminalfilme. Nach einer Stunde wollte er gehen, aber ich bat ihn, zu bleiben.

Der Soldat aus der Küche brachte das Mittagessen.

«Noch eine Portion, bitte», bestellte ich lächelnd.

«Na, endlich wird er vernünftig», entgegnete er.

Wir assen gemeinsam. Der Pfarrer sagte mir, wie er hiess und wo er herkam. Er war tatsächlich auf der Universität Baseballspieler und hatte innerhalb eines Studententeams einen Namen gehabt. Er wollte Maschinenbauingenieur werden.

«Und warum sind Sie Geistlicher geworden?»

«Das ist eine lange Geschichte», sagte er, «und Sie würden sie vielleicht gar nicht verstehen. Ich war nämlich nicht gerade ein Freund der Kirche gewesen.»

«Und?»

«Dann bin ich es eben doch geworden. Meine kleine Schwester ist gestorben. Was soll ich Ihnen sagen: Ich habe sie über alles geliebt. Ich hatte mein College geschwänzt und war mit ihr spazierengegangen ... Sie war mit fünf Jahren schon eine richtige, kleine Lady gewesen. Sie hatte soviel Charme gehabt. Na, was soll ich Ihnen sagen – Sie können es sich nicht vorstellen.»

«Und dann?»

«Dann wurde sie von einem Lastauto überfahren. Vor sieben Jahren. Ich glaube, ich bin danach eine Zeitlang verrückt gewesen. Meine Eltern waren schon lange tot. Ich war allein mit meiner Schwester gewesen. Es gab keinen Trost für mich. Nicht den Zipfel einer Einsicht. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich diese Zeit überlebt habe. Es hat Monate, vielleicht Jahre gedauert, bis ich darüber hinweggekommen bin.»

Ich sah zu Boden, betrachtete mir dann sein Gesicht. Jedes Wort, das er sprach, war echt, einfach, überzeugend. Er stand auf, ging hin und her. Sein Gesicht, das für ein paar Minuten starr geworden war, belebte sich wieder. «Sehen Sie», sagte er, «dann bin ich Geistlicher geworden. Eigentlich nur des-

halb, um Leuten beistehen zu können, die so etwas Entsetzliches mitmachen müssen, wie ich es erlebt habe. Sie sollen nicht verrückt werden darüber.»

«Ja», erwiderte ich.

«Sehen Sie», fuhr er fort, «einer von denen, die nicht verrückt werden sollen, sind Sie.»

«Ich glaube, ich werde nicht verrückt», entgegnete ich. «Und wenn ich es werde, schadet es niemandem.»

Er schwieg. Wir rauchten, sassen nebeneinander auf der Pritsche. So nahe beieinander, dass sich unsere Schultern berührten.

«Haben Sie schon einmal gebetet?» fragte er mich.

«Ja. Natürlich. Aber es ist schon lange her. Ich war noch ein Kind. Später habe ich es vergessen.»

«So geht es vielen», entgegnete er. «Sie vergessen es einfach. Aber manchmal fällt es ihnen dann wieder ein.» Er stand auf.

«Ich komme morgen wieder», sagte er, «wenn es Ihnen recht ist. Wenn Sie mich sehen wollen: ich komme zu jeder Stunde gerne.»

Wir reichten uns zum Abschied die Hände.

Beten? Kann man das? Soll man das? Muss man das?

Ich versuchte mich zu erinnern, wie es damals war, als ich noch ein Kind war, als in der Kirche die Orgel spielte, der Pfarrer uns segnete, als ich meinen ersten dunkelblauen Anzug mit langen Hosen trug, als die Kerzen jenen Duft verbreiteten, dem ich ein Leben lang aus dem Wege gegangen bin ..

Ich versuchte, mich an die Worte des Gebets zu erinnern, aber es dauerte lange, bis sie mir einfielen. Sie wollten mir nicht über die Lippen gehen. Trotzdem wollte ich zu beten versuchen.

«Vater unser», sagte ich vor mich hin, «der du bist im Himmel.» Ich sagte es wieder und wieder, mechanisch, stumpfsinnig, so lange, bis es einen Sinn bekam.

Wer hatte schon noch an das Beten gedacht? Das Reichssicherheitshauptamt hatte alles abgeschafft: Gott, den Himmel, das Werk Christi. Nur etwas hatte es nicht abgeschafft: den Tod, das Sterben, das Ende. Der Tod hatte sich nicht um das Reichs Sicherheitshauptamt gekümmert.

Es war jetzt 14 Uhr. Wieder wurde Jonny abgelöst. Heute war ein unruhiges Treiben im Zellenhaus von Fort Jay. Andauernd hörte ich das Blubbern von Gummistiefeln auf dem Gang. Mein neuer Wärter war ganz korrekt. Ich wollte rauchen, aber ich hatte kein Feuer. Ich rief ihn an. Er gab mir keine Antwort. Wahrscheinlich fürchtete er die Strafpunkte.

Gegen 15 Uhr besuchte mich der Wachoffizier.

«Zufrieden?» fragte er.

«Soweit ja.»

«Gut.»

«Ein Whisky täte gut», sagte ich.

«Das ist das einzige, ausser Ihrer Freiheit, was ich Ihnen nicht geben kann. Vielleicht kommen wir einmal auf mein Büro», meinte er dann, «und treffen uns zu einem schnellen Schluck. Ich weiss, wie das ist, so ohne Whisky.»

Er setzte sich auf meine Pritsche.

«Haben Sie mit dem Pfarrer gesprochen?»

«Ja.»

«Gut so.»

Ein aufgeregter Soldat lief über den Gang. Plötzlich hörte ich Geschrei. Ich horchte angestrengt, aber ich verstand nichts.

Der Captain stand unwillig auf. Ein GI stürzte in die Zelle. Er hatte einen roten Kopf. Er wollte etwas herausprudeln, aber der Offizier gab ihm ein Zeichen. Sie gingen in die Ecke.

Ich hatte es mir angewöhnt, von den Lippen zu lesen. Ich starrte den Soldaten angespannt an, beobachtete den Captain. Etwas Aussergewöhnliches musste vorgefallen sein, etwas ganz Besonderes, etwas, was die routinierten Kommissköpfe von Fort Jay durcheinanderbrachte.

Ich sah auf die Lippen des GL Ich glaubte zu verstehen, was er sagte. Aber ich begriff es noch nicht.

«Roosevelt is dead», sagte der GL

Ganz Amerika hörte im gleichen Augenblick: «Roosevelt ist gestorben.»

Der Mann im Weissen Haus war tot! Tot! Gestorben an Gehirnblutung.

Der Captain ging auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter.

«Sie haben Glück», sagte er.

«Warum?» fragte ich.

«Der amerikanische Präsident ist gestorben. Das bedeutet vier Wochen Staatstrauer.»

«Und was nützt das mir?» fragte ich.

«Während der Staatstrauer wird kein Todesurteil vollstreckt.»

Der Offizier ging. Ich traute meinen Ohren nicht. Aber dann begriff ich es: Franklin Delano Roosevelt hatte mir einen Gefallen erwiesen ...

Dass der Offizier recht behalten hatte, erfuhr ich am Morgen meiner Hinrichtung:

Sie fiel aus.

Ein paar Stunden später begannen, von allen amerikanischen Rundfunkstationen übertragen, die Trauerfeierlichkeiten für Franklin Delano Roosevelt. Ich hörte sie mir an und begriff nichts. Erst ganz langsam musste ich mich wieder an die Vorstellung gewöhnen, dass ich noch lebte, dass ich einem Zufall zu verdanken hatte, noch nicht gehenkt zu sein. Meine Wächter gratulierten mir überschwänglich. Jeder wollte mir die Hand drücken. Ein Sergeant sagte lachend:

«Lebend bist du uns jedenfalls lieber als tot.»

«Ich mir auch», entgegnete ich. Niemand nahm es mir übel, dass mir Roosevelts Tod lieber war als mein eigener. Vier Wochen Aufschub. Eine lange Zeit! Eine kurze Zeit! Der Krieg in Europa lief mit Riesenschritten seinem Ende zu. Man konnte sich an den Fingern ausrechnen, wann die letzte Bombe geworfen sein würde. Es war kurz vor der Kapitulation. Aber wie lange dauerte es noch? Wie lange noch? Tage, Wochen? Meine Verteidiger waren zuversichtlich. Ganz Amerika war Zuversichtlich. Ich wollte es sein, aber einmal begegnete ich im Hof von Fort Jay meinem Henker. Da war es vorbei mit der Ruhe... Die Kapitulation Deutschlands kam sozusagen pünktlich.

Wiederum beglückwünschten mich alle. Ich wartete ungeduldig auf meine endgültige Begnadigung. Sie blieb aus. Aber es war auch nicht mehr von Hinrichtung die Rede. Es schien einfach so, als ob man mich vergessen hätte.

Dann wurde ich verlegt. Auf amerikanische Weise. Ich wurde in Handschellen durch halb Amerika geschleift. Die Handschellen waren Vorschrift. Meine Begleiter beteuerten dies mindestens dreimal am Tag und sagten, wie leid es ihnen täte. Es kam oft zu den merkwürdigsten Szenen. Die Zivilisten

starrten mich an, Schuljungen liefen mir nach, Bürger blieben auf der Strasse stehen.

Die Fahrt ging im Fernexpress vom Staate New York über Pennsylvania, Ohio, Indiana, Illinois nach Missouri. In St. Louis mussten wir den komfortablen Zug verlassen. Wir machten ein paar Stunden Station. Mein Begleit-Offizier sagte:

«Ich muss hier Bekannte besuchen, da kann ich Sie nicht brauchen. Ich werde Sie solange in das Stadtgefängnis stecken.»

«Allright», erwiderte ich.

«Aber ich weiss nicht, wie das Essen dort ist», fuhr er fort, «ich glaube, wir sollten in einem Restaurant speisen.» Wir blieben in der Bahnhofswirtschaft. Ich habe nie im Leben unter so seltsamen Umständen getafelt. Das Nebenzimmer war von einem Gesangsverein besetzt, und wir mussten in den Hauptsaal gehen.

Man nahm mir jetzt die Handschellen ab. Der Captain liess sich die Gelegenheit zu einer echt amerikanischen Demonstration nicht entgehen. Er gruppierte um den Tisch herum vier baumlange MP-Soldaten, deren Maschinenpistolen genau auf meinen Teller zielten. Sie sahen martialisch aus und blieben mit der Waffe im Anschlag, während ich mein Steak zerkleinerte.

Am Nebentisch sassen amerikanische Wehrmachtshelferinnen – Waes. Sie sahen fortwährend zu mir her. Sie dachten, dass ich ein amerikanischer Soldat sei, der wegen irgendeines militärischen Vergehens bestraft würde. Sie riefen ständig meinen Bewachern «bäh» zu und streckten ihnen die Zunge heraus. Eine von ihnen, eine hochaufgeschossene Blondine, ging auf den Wachoffizier zu und sagte:

«Macht euch doch nicht so wichtig, Boys, oder habt ihr Angst vor ihm?»

Der Offizier blieb ernst, die Mädchen verspotteten ihn weiter. Ich löffelte noch meine Eiscreme, dann brachte man mich mit einem Jeep in das Stadtgefängnis.

«Die paar Stunden werden Sie schon überstehen», sagte mein Begleiter.

Ich wurde von einem bulligen Aufseher in Empfang genommen. Während der Begrüßungszeremonie musste ich meine Hände auf den Tisch legen, dabei wurde alles aus meinen Taschen geholt und registriert. Es war ohnehin nicht viel. Über dem Schreibtisch des wachhabenden Wärters stand in grossen Lettern:

«Wenn es dir nicht gefällt, sag es uns, wenn es dir gefällt, sag es deinen Freunden.»

Ich musste hellauf lachen.

«Es lohnt sich ja gar nicht, dich in die Zelle zu stecken», sagte der Aufseher, der viel liebenswürdiger wurde, als meine Bewacher abgezogen waren. «Du siehst so brav aus, was hast du denn ausgefressen? Hast du Hunger?» «Nein», entgegnete ich. «Wirst dich schon noch an das Fressen gewöhnen», erwiderte er. «Wenn sie 'reinkommen, haben sie alle keinen Hunger. Wenn sie gehen, fressen sie alle wie die Scheunendrescher. «Für ein paar Stunden kam ich doch in die Zelle, dann wurde ich abgeholt. Im Auto ging die Fahrt weiter, quer durch Missouri nach Kansas. In Leavenworth wurde ich abgeliefert. Meine Begleiter verabschiedeten sich sehr herzlich von mir. Ich kam zunächst in das Fort. Ein paar Tage später sollte ich der zivilen Strafanstalt übergeben werden. In diesen Tagen hatte ich eine entsetzliche Begegnung mit dem Tod.

Fünf deutsche Soldaten starben. Sinnlos. Nur weil sie es abgelehnt hatten, ein Gnadengesuch an den amerikanischen Präsidenten zu machen.

Sie waren Kriegsgefangene gewesen. In ihrem Camp hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine arbeitete mit den Amerikanern zusammen, die andere gegen sie. Es waren Denunziationen vorgekommen. Es wurden laufend Leute an die Lagerleitung verraten.

Der Verräter verlor einen Brief. Man kannte ihn jetzt. Es kam zu einem Tumult, in dessen Verlauf er gelyncht wurde. In blindem Eifer griff sich die Lagerleitung fünf Schuldige. Ob sie tatsächlich schuldig waren, wusste kein Mensch. Jedenfalls hatte man Sündenböcke. Sie wurden wegen Mordes zum Tode verurteilt. Das Urteil wäre sofort aufgehoben worden, wenn sie sich zu einem Gnadengesuch herbeigelassen hätten. Einer der fünf, ein verbissener Fanatiker, erklärte:

«Ein deutscher Soldat lehnt es ab, einem amerikanischen Präsidenten ein Gnadengesuch einzureichen.»

Allen Bitten, Drohungen, Argumenten gegenüber blieben die fünf Todeskandidaten verstockt. Sie liessen sich hängen. Im Fort Leavenworth. Und ich sah sie, ein paar Stunden vor ihrem letzten Gang, mit bleichen, hassenden Gesichtern. Des Krieges letzte Amokläufer ...

Die Strafanstalt von Leavenworth beherbergt über zweitausendvierhundert Gefangene. Ich erhielt die Nummer 62098. Ich war jetzt mitten unter der Gesellschaft, mit der ich die nächsten zehn Jahre meines Lebens verbringen sollte: Unter Mördern, Zuhältern, Einbrechern und Bankräubern. Sie hatten alle ihre Sündenregister, und sie waren stolz darauf. Ein Zuchthaus hat eine ganz bestimmte Rangordnung. Am ange-

sehensten sind die Bankräuber. Die Mörder sind Aussenseiter. Die Diebe gelten als kleine Fische. Vor den Einbrechern hat man Respekt. Die Zuhälter kann niemand ausstehen.

Spione haben noch keinen bestimmten Platz in der Rangordnung. Sie werden nach ihrem Verhalten in der Haft beurteilt. Ähnlich erging es der Elite der amerikanischen Kommunisten, die eine Zeitlang mit mir die Haft teilte. Ihnen und mir ist es gelungen, nach und nach einen guten Platz im Prestige zu erobern. Aber noch war es nicht soweit. Ich kam in die Quarantänestation. Vier Wochen lang. Die Quarantäne wurde vom Teufel direkt erfunden. Alles grinste mich schadenfroh an. Ich dachte, es würde sich um eine gesundheitliche Massnahme handeln, aber es war sozusagen die Rekrutenausbildung des Zuchthäuslers, der Schliff, der Drill, die Umstellung auf die neue Lebensart mit Nummer und gestreiftem Gewand.

Die Wärter trugen Uniformen. Manche von ihnen waren Menschen, manche Maschinen. Ich sollte meine Erfahrungen noch sammeln. Der Mann, der mich auf der Quarantänestation in Empfang nahm, wirkte nicht sehr sympathisch. Er hatte ein rotangelaufenes Rabaukengesicht, schrie immer lauter als es nötig war und stichelte mit gehässigen Redensarten. Ein Glück, dass er jeweils nach sechs Stunden Dienst abgelöst wurde. Sein Vertreter gefiel mir besser. Doch war auch er keineswegs so gutmütig, wie sein Gesicht aussah.

«So», sagte er, «Gimpel heisst du. Komischer Name. Was hast du denn ausgefressen? So, Spionage. Hättest du sein lassen sollen. Wirst du schon noch merken... Hast ja Zeit dazu.»

Der Mann hiess mit Spitznamen «Kürbis». Alle Wärter haben Spitznamen. Ihre Gewohnheiten, Gesten, Eigenheiten werden

von den Häftlingen scharf beobachtet. Manche der Aufseher geraten fast völlig in die Hand der Häftlinge. «Kürbis» hielt sich in der Mitte. Auf der Quarantänestation hatte er es leichter als seine Kollegen draussen. Er hatte es mit Anfängern zu tun. Und er konnte sich auf verschärfte Bestimmungen stützen.

Wir waren zwanzig. Wir wurden isoliert. Am nächsten Morgen begann unser Kurs. Zunächst im Schulungsraum. Der Inspektor erschien persönlich.

«Rauchen verboten!» sagte er. «Wer erwischt wird, bekommt Bau.»

Bau – das war strenge Einzelhaft bei Wasser und Brot ohne Bewegungsmöglichkeit.

«Hier wird nicht gearbeitet. Hier wird nicht gelacht. Hier wird nicht gegangen. Hier wird gelaufen. Wenn der Wärter mit euch spricht, habt ihr stramme Haltung anzunehmen. Ihr habt mit ja oder nein zu antworten. Auf Widerrede steht Bau. Auf Unhöflichkeit ebenfalls. Auf Nachlässigkeit auch.»

Er plapperte seinen Vortrag herunter. Er hielt ihn alle vier Wochen, seit zwanzig Jahren. Sein Gesicht war grau und schmal. Er war magenkrank. Magenkranke Aufseher sind in den Strafanstalten nicht sehr beliebt. «Ihr habt Anspruch auf Kirchenbesuch. Jeden Sonntag. Einmal Haarschneiden im Monat, zweimal in der Woche duschen. Wenn ihr euch gut führt, dürft ihr alle sieben Tage einmal ins Kino. Keine Kriminal- und Liebesfilme. Wie man ein Verbrechen verübt, wisst ihr schon, und Liebe braucht ihr hier keine . . . Wer arbeitet, verdient. In der Kantine sind Schokolade, Kekse, Bonbons, Rasierseife und Zigaretten zu kaufen. Zigaretten zwei Päckchen pro Woche. Das reicht für euch.»

Er musterte uns der Reihe nach.

«Wer nicht hören will, muss fühlen», fuhr er fort. «Wer unrasiert ist, kommt in den Bau. Wer die Knöpfe an seiner Jacke nicht schliesst, ebenfalls. Auf euch wartet immer der Bau. Denkt daran! Wir haben genug Einzelzellen.»

Manche von uns lachten bei seinem Vortrag. Aber das Lachen sollte uns bald vergehen. Beim Bettenbau zum Beispiel. Die Kanten der Kopfkissen mussten angefeuchtet werden, damit sie sich hielten. Es gab die kleinlichsten Vorschriften. Ein amerikanisches Zuchthaus hat eine verteilte Ähnlichkeit mit einem deutschen Kasernenhof.

Wir mussten unsere Rechte und Pflichten auswendig lernen. «Auf was hast du Anspruch?» wurde ich vom «Kürbis» gefragt.

«Zwei Rasierklingen in der Woche.»

«Im Monat, du Dussel. Und auf was noch?»

«Auf die Kopfhörer für das Radio.»

«Wie lange?» – «Bis um 21 Uhr abends, Sir.»

Der «Kürbis» grinste.

«Wenn du wieder 'rauskommst, kannst du länger hören», sagte er dann. «Aber vorläufig bist du noch hier. Und denk an den Bau. Da ist es einsam. Nicht schön da. Du wirst es ja noch sehen.»

Wir wurden täglich als letzte in den Speisesaal geführt. Wir hatten schweigend Platz zu nehmen, schweigend unsere Suppe auszulöffeln. Einmal mussten wir wegen Ungehorsams unter die Tische. Unsere Blechteller fielen um. Das Fleisch lag am Boden. Ersatz gab es nicht. Ich habe mir deshalb angewöhnt, mein Fleisch sofort zu essen. Diese Angewohnheit habe ich heute noch. Die Häftlinge waren mir gegenüber zunächst sehr reserviert. Ich war ein Aussenseiter. Zwar brachte

ich das Plus mit, dass ich mindestens lebenslänglich Zuchthaus erhielt, aber die Taten eines Spions werden in der Strafanstalt sehr unterschiedlich eingeschätzt.

Eines Tages gelang es mir jedoch, die volle Sympathie meiner Mithäftlinge zu erringen. Ich war vierundzwanzig Stunden lang das Tagesgespräch von Leavenworth. Ich wurde in die Gemeinschaft der alten Hasen aufgenommen.

Wir saßen im Speisesaal wie jeden Tag. Jeder hatte seinen Stammplatz an den Tischen. Der Koch, selbst ein Häftling, kam vorbei und teilte mit seiner Kelle das Essen aus. Er sprach Deutsch.

Er beugte sich zu mir herunter.

«Unter dem Tisch sind zwei Päckchen ‚Camel‘», sagte er. «Vergiss nicht, sie mitzunehmen.»

Ich dachte, dass er sich einen Witz mit mir erlauben würde. Die Tische hatten keine Schubladen, ihre Unterfläche war glatt. Verstohlen tastete ich darüber hin. Der Koch hatte geschickt eine Gabel eingeklemmt und daran die Zigaretten befestigt. Ich schob sie in die Tasche. Ganz wohl war mir nicht dabei. Die Mithäftlinge am Tisch mussten den Zwischenfall bemerkt haben. Das hatte Unruhe unter sie gebracht. Unruhe fiel den Wächtern immer sofort auf.

«Fertig», rief die «Ratte», der unbeliebteste unserer Aufseher. «Aufstehen!»

Ruckartig fuhren alle von den Stühlen hoch. Gelernt ist gelernt. Der Abmarsch erfolgte in einer ganz bestimmten Reihenfolge. Jetzt war unser Tisch daran. Wir gingen schweigend hintereinander.

«Halt!» sagte die «Ratte». – «Hände hoch!»

Taschenvisitation ... Am Ausgang des Speisesaals. Blitzartig ging das. Einer nach dem anderen.

Ich riss die Hände in die Höhe. Zwischen den Fingern hatte ich die zwei Päckchen Zigaretten eingeklemmt.

Die «Ratte» stand vor mir. Klein, schwächlich, misstrauisch. Wenn sie sich streckte, reichte sie mit ihrem Kopf an meine Schultern. Der Mann klopfte meine Taschen ab. Er wurde ungeduldig, fuhr mit beiden Händen hinein. Die anderen Häftlinge umstanden uns. Er fand nichts. Sein Gesicht lief blutrot an. Er hatte sich blamiert. Die Häftlinge grinsten.

Ich stand immer noch da. Mit erhobenen Händen. Mit den Zigaretten zwischen den Fingern. Jeder sah sie. Nur nicht die «Ratte». «Seht, dass ihr in eure Unterkunft kommt!» schrie der Mann.

«Los!» sagte er dann zu mir. «Auf was wartest du noch! Hau ab!»

Ich liess die Hände sinken und schob die Zigaretten blitzschnell in die Tasche. Ich lief davon, so schnell ich konnte. Der Trick hatte mir unter den Kriminellen den Ritterschlag eingebracht. Ich überstand die vierwöchige Quarantänezeit ohne Bau, avancierte zum «ordentlichen» Strafhäftling und wurde in den Hauptteil der Anstalt verlegt. Und kam damit in den Genuss der üblichen Vergünstigungen.

Ich wunderte mich, wie viele Deutsche unter meinen Mithäftlingen waren. Die meisten von ihnen waren als renitente Kriegsgefangene oder als Helfershelfer der deutschen Abwehr verurteilt worden. Ich traf mit Hermann Lang zusammen, der ein Bombenzielgerät nach Deutschland verraten haben soll – seine Schuld ist heute noch nicht erwiesen. Ich lernte einen Amerikaner deutscher Abstammung kennen, der als Bewacher deutsche Kriegsgefangene hatte entkommen lassen. Ich wurde mit den seltsamsten Schicksalen und Typen konfrontiert.

Ich sass in der Zelle, in der der angebliche Nordpolfahrer Cook sein vielbelachtes Betrugsmanöver gesühnt hatte. Cook hatte sich als Bezwinger des Nordpols in aller Welt feiern lassen, bis sich herausstellte, dass er niemals dort gewesen war. Amerika verzieh ihm die Blamage nie. Er sass, bis er starb. Mein Schicksal war immer noch ungewiss. Formell war ich noch zum Tode verurteilt. Meine Verteidiger hatten ein zweites Gnadengesuch an Mr. Truman, den Nachfolger Roosevelts, eingereicht. Eigentlich war das unstatthaft, denn Trumans Vorgänger hatte ja bereits über die Ablehnung entschieden.

Der Krieg in Europa war nun schon mehrere Monate zu Ende. Ich hatte mich allmählich zu einem versierten Kohlenschaufler entwickelt. Ich musste am Tag einen ganzen Berg schaffen. Sonntag gab es nicht. Bezahlung auch nicht. Ich konnte das gewaltige Arbeitspensum nicht allein erledigen. Zwei bärenstarke Neger halfen mir dabei. Sonst waren Farbige und Weisse auch noch hinter Gefängnismauern streng voneinander getrennt. Aber bei der verachtetsten Arbeit, dem Kohlenschaufeln, gab es keine Rassenunterschiede mehr. Den Job verdankte ich dem Direktor der Strafanstalt Leavenworth, der mich nicht aus stehen konnte. Er hat mich entgegen den Vorschriften weder empfangen noch verabschiedet. Der Abschied freilich sollte ein paar Jahre später unter seltsamen Umständen vor sich gehen . . . Meine Mithäftlinge, vor allem die Deutschen unter ihnen, benahmen sich mir gegenüber sehr kameradschaftlich. Gleich beim Haftantritt überreichte mir ein ehemaliger Kriegsgefangener eine Tüte im Werte von zehn Dollar – ein Vermögen hinter Gefängnismauern – mit Bonbons, Seife und Zigaretten. Sie halfen alle zusammen und hielten mich über Wasser.

Wenn ich vom Kohlschäufeln in die Zelle zurückkam, fiel ich in der ersten Zeit vor Müdigkeit förmlich um. Allmählich aber entwickelten sich meine Bizeps wie bei einem Preisboxer. Einmal geriet ich mit einem Einbrecher in einen Meinungsstreit und boxte ihn nieder. Jetzt gehörte ich endgültig zur «Führungsschicht» von Leavenworth.

An einem Septemberabend des Jahres 1945 spielte im Radio meine Lieblingsband: Tommy Dorsey. Seine Posaune verstummte um 20 Uhr. Nachrichten. Ich wollte verärgert den Hörer vom Kopf reißen, unterliess es aber. Es waren politische Meldungen aus aller Welt. Irgendeine Unstimmigkeit mit den Russen. Ich erinnere mich noch ganz genau daran. Ein Kriminalfall in Deutschland. Ein US-Soldat hatte wegen seiner deutschen Freundin seine Frau ermordet. Die Sendestation schilderte mit genüsslicher Grausamkeit den Verlauf der Tat. Dann kamen Meldungen aus Washington.

Auf einmal sprang ich wie elektrisiert von meiner Pritsche auf. Ich hörte meinen Namen. Ganz deutlich! Jeder Irrtum ausgeschlossen!

Der Sprecher redete langsam und gemächlich weiter. Er wusste ja nicht, was sein Text für mich bedeutete. Er las: «Der amerikanische Präsident Harry S. Truman gab heute die Begnadigung des deutschen Spions Erich Gimpel zu lebenslanglichem Zuchthaus bekannt. Gimpel war gegen Ende vorigen Jahres an Bord eines deutschen U-Bootes nach den Vereinigten Staaten gekommen, um Atomgeheimnisse auszuspionieren. Der FBI gelang es, ihn zu verhaften. Ein amerikanisches Kriegsgericht hatte ihn zum Tode durch den Strang verurteilt.

Die Hinrichtung war nach dem plötzlichen Tod von Präsident Roosevelt bis auf Weiteres ausgesetzt worden.»

Meine Zellengenossen gratulierten mir begeistert. Ein Wärter kam, streckte seinen Kopf herein und sagte: «Haben Sie es gehört, Gimpel? Sie können Ihre Rübe behalten! Mancher hat halt Glück ...»

Am Nachmittag dieses Tages hatte der amerikanische Präsident im Weissen Haus eine Pressekonferenz abgehalten. Es wurden laufende politische Fragen besprochen. Die Sitzung hatte fast zweieinhalb Stunden gedauert. Am Ende verlas Truman meine Begnadigung. Einige hundert amerikanische Journalisten waren anwesend. Ich erfuhr die Einzelheiten am nächsten Tag aus der Zeitung.

«Warum haben Sie Gimpel begnadigt, Mr. Präsident?» wurde Truman gefragt.

«Gimpel war Spion», entgegnete Truman, «ein Spion ist ein Mann, der für sein Land kämpft. Kein Land der Welt kommt im Krieg ohne Spionage aus ... Wir haben selbstverständlich in Deutschland auch unsere Leute gehabt. Es ist üblich, dass man Spione im Kriege hängt. Es ist aber auch üblich, dass man sie nach Kriegsende begnadigt.» Der Präsident lächelt steif in die Kameras der Wochenschauen, in das Blitzlicht der Photographen.

«Deshalb habe ich mich entschlossen, die Todesstrafe in eine lebenslängliche Freiheitsstrafe umzuwandeln.»

Ich sollte die Hand des unsichtbaren Gefängnisdirektors von Leavenworth noch lange zu spüren bekommen. Ich schaufelte vier Jahre lang Kohlen. Der Stumpfsinn der mechanischen Arbeit hielt anfänglich alle Gedanken von mir ab. Aber dann wurden sie immer drängender.

Lebt mein Vater noch? Wie sieht es in Deutschland aus? Komme ich jemals aus dem Zuchthaus heraus? Nimmt dieses Warten auf nichts, nimmt diese stupide Hoffnungslosigkeit,

diese Orientierung nach ein paar Zigaretten, nach einem Stückchen Schokolade jemals ein Ende? Werde ich jemals wieder mit Leuten sprechen, die nicht von ihrem Verbrechen schwärmen oder ihre Unschuld beteuern? Werde ich jemals wieder als freier Mann ein Restaurant betreten und mir aus suchen, was ich wünsche?

Ein Gedanke, ein Vorsatz, eine fixe Idee setzte sich in meinem Kopf fest: Tag und Nacht dachte ich nur noch an die Flucht. So hoffnungslos es schien: Ich wollte es versuchen, und ich traf meine Vorbereitungen. Ganz langsam, ganz geduldig, ganz unauffällig.

Ich konnte mich jetzt innerhalb der Strafanstalt schon viel freier bewegen. Auf drei Seiten war es unmöglich, aus Leavenworth zu entkommen. Nach der vierten bildete das Zellenhaus die natürliche Mauer, die noch zusätzlich im Abstand von einigen Metern durch einen Drahtzaun geschützt war. Ringsum standen Wachtürme. Sie wurden von Posten mit Maschinengewehren besetzt. Aber die Wachen pflegten zu schlafen. Der Drahtzaun war nachts angestrahlt. Seit Jahren hatte niemand versucht, über ihn zu entkommen. Es gab ganz andere Gelegenheiten. Tagsüber, beim Aussendienst. Hier unternahmen mitunter Vorzugsgefangene ihre Fluchtversuche. Zwei-, dreimal im Monat heulten die Sirenen in Leavenworth; das hiess: Häftling entflohen. Die Farmer aus der Umgebung strömten dann zusammen und begaben sich auf die Jagd. Für jeden entflohenen Häftling, den sie stellten, erhielten sie eine Belohnung von fünfzig Dollar. Manche von ihnen hatten es schon zu ganz beträchtlichen Nebeneinnahmen gebracht und waren für die Fahndung trainiert.

Ich wollte es auf eine andere Art versuchen. Man liess mich ja

nicht ausserhalb der Anstalt arbeiten. Dafür sorgte der Direktor. Einmal ging im Maschinenhaus der Kohlenaufzug zu Bruch. Die gesamte Heizanlage drohte auszufallen. Eine Katastrophe schien bevorzustehen. In Kansas ist es im Winter sehr kalt. Der leitende Ingenieur der Strafanstalt versuchte verzweifelt, den Schaden zu beheben. Es gelang ihm nicht. Er erinnerte sich an mich. Wir schafften es zu zweit. Aber der Direktor durfte nicht erfahren, dass ich mitgeholfen hatte.

Der Ingenieur forderte mich als Hilfskraft an. Er machte meine Fachkenntnisse dem Anstaltsleiter schmackhaft. Aber er hatte kein Glück. Ich blieb, wo ich war – und sann weiter auf Flucht. Tag und Nacht.

Zuerst musste ich versuchen, aus dem Zellenhaus herauszukommen, das nachts einfach abgeschlossen wurde. Ich glaubte, eine Möglichkeit gefunden zu haben. Ich konstruierte ein Werkzeug, mit dem man die Gitterstäbe auseinanderbiegen und dann hindurchschlüpfen konnte. Not bricht Eisen ... Ich sagte niemandem etwas von meinen Fluchtplänen.

Eines Tages war es soweit.

Ich wartete bis Mitternacht. Dann setzte ich meinen Hebel an. Es gelang auf Anhieb. Ich sprang vom Zellenhaus ins Freie – in das schmale Niemandsland zwischen Zellenhaus und Drahtzaun. Noch konnte ich mich im Schatten des Hauptgebäudes halten. Jetzt musste ich einen schnellen Sprung über den hell erleuchteten Zwischenraum machen. Glückssache! Sah man mich, hatte ich keine Chance. Kam ich bis zum Drahtverhau, war die erste Fluchtetappe geschafft und die zweite, die schwierigere, begann. Vielleicht wiesen die Maschinengewehre genau auf die Stelle, an der ich mich durch den Draht arbeiten wollte.

Ich presste mich an die Wand des Zellenhauses. Ich kauerte mich zum Sprung zusammen. Ruhe! Ruhe! befahl ich mir selbst. Dann schnellte ich hoch ...

In derselben Sekunde huschte der Strahl eines Scheinwerfers an der Wand des Zellenhauses entlang. Langsam, gemächlich, zufällig, zwei, drei Meter von mir entfernt, dann weiter weg, näherkommend, ganz nahe. Ich warf mich zu Boden. Der Schein ging über mich hinweg, senkte sich. Ich war im Kegel. Ein zweiter Scheinwerfer wurde vom anderen Wachturm aus eingeschaltet. Ich war erkannt, gestellt, taghell angestrahlt. Eine Sekunde später krachten die ersten Warnschüsse.

Ich sprang vom Boden hoch, hob die Arme in die Höhe und wartete.

Sie hatten mich gefasst.

Am nächsten Morgen stand ich zur Verhandlung vor dem Vizedirektor der Strafanstalt Leavenworth.

«Geben Sie zu, dass Sie flichen wollten?» fragte er mich.

«Es bleibt mir nichts anderes übrig.»

Er nickte.

«Vielleicht hätte ich es an Ihrer Stelle genauso gemacht», meinte er, «aber Sie sind sich darüber im Klaren, dass ich Sie bestrafen muss?»

«Ja.»

«Ich verurteile Sie zu vierzehn Tagen strenger Einzelhaft bei Wasser und Brot.» Er nickte mir noch einmal zu.

«Well, das wäre es.»

Ich überstand die vierzehn Tage gut. Wenn man weiss, dass die Strafe befristet ist, fällt sie nicht so schwer, und ich war mittlerweile ein gegen alle Unbill abgehärteter Zuchthausinsasse geworden.

Aber ich hatte meine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wirt war in diesem Fall der Direktor der Anstalt, der mich

nicht leiden konnte. Als ich den strengen Arrest überstanden hatte, wurde ich für acht Monate in Einzelhaft gesteckt. Ich erhielt Sprechverbot. Jeden Tag vor dem Mittagessen erschienen Anwärter für den Beamtdienst im Strafvollzug, vor denen ich mich ganz ausziehen musste. Die lästige Zeremonie, die angeblich zur Verhinderung weiterer Fluchtversuche dienen sollte, war lediglich eine Schikane. Frische Luft, Bewegungsmöglichkeiten über die wenigen Quadratmeter Fläche der Zelle hinaus blieben mir versagt. Wenn ich während der täglichen Kontrolle auf den Gang geführt wurde, gelang es mir mitunter, mich per Zeichensprache mit den Leidensgenossen zu unterhalten.

Es ist fürchterlich, wenn man acht Monate lang seine eigene Stimme nicht hört, keinen Sonnenstrahl sieht, keine frische Luft atmet, nicht weiss, was in der Welt vor sich geht. Wenn die Zeit stehenbleibt, wenn Erinnerungen auftauchen, Erinnerungen an etwas, das unendlich weit zurückliegt und nie wiederkommt.

Ich weiss nicht, wie ich diese Zeit überstand. Viele Gefangene vor und nach mir haben sich in Einzelhaft das Leben genommen. Mit diesen Gedanken habe ich aber nie gespielt, obwohl es schien, als ob das Leben mir alle Notausgänge zugemauert hätte. Als ich nach acht Monaten die Zelle verlassen durfte, konnte ich nicht mehr gehen. Ich wäre die Treppe hinabgefallen, wenn mich nicht der begleitende Wärter am Arm gefasst hätte.

«Nicht so hitzig, Boy», sagte er, «du musst erst wieder laufen lernen. Es geht allen so, wenn sie herauskommen. Es stimmt nicht mehr mit dem Gleichgewicht.»

Bei diesen ersten Gehversuchen begegnete mir der Mithäftling Dasch. Dasch, der Verräter. Der Mörder seiner Kameraden. Der Mann, der sechs deutsche Agenten auf den elektrischen

Stuhl gebracht hat. Der unbeliebteste Häftling von Leavenworth.

Es war nicht meine erste Begegnung mit ihm. Wir waren längst vorher zusammengekommen. Als ich endlich vom Kohlschaufeln abgelöst wurde, verwandte man mich bei Ausschachtungsarbeiten innerhalb des Gefängnisterrains. Eigentlich war das eine Vergünstigung. Ich konnte mir nicht erklären, warum man sie mir gewährte. Eines Tages sah ich mir den Mann auf der anderen Seite des Grabens genauer an. Und da wusste ich um den Hintergrund der Vergünstigung. Der Mann war Dasch. Er trug den Gefängnisanzug wie ich, und er trug eine Nummer wie ich, und er verbüßte die gleiche Strafe wie ich: lebenslänglich.

Er schaufelte langsam. Kein Mensch sprach mit ihm. Jeder lehnte es ab, ihm die Hand zu geben. Seine Mitgefangenen standen einheitlich gegen ihn, ob sie Deutsche waren oder Amerikaner. Verrat ist international geächtet... Unter zweitausendvierhundert Menschen, die alles verbochen haben, was Gott verboten hat, ist nur eine einzige Kategorie von Häftlingen Aussenseiter für immer: die Innung der Verräter.

Wir standen uns Tage und Wochen gegenüber. Genau gegenüber. Nur zwei Meter voneinander getrennt durch einen lächerlichen, flachen Graben. Und jeder von uns hatte eine Schaufel in der Hand. Eine besonders stabile amerikanische Schaufel. Und täglich wartete man in Leavenworth darauf, dass etwas passieren würde. Es warteten der Direktor, sein Vertreter, das Wachpersonal, die Gefängnisinsassen.

Sie warteten vergebens. Der Mann, der mir gegenüberstand, war ein Gefangener seiner eigenen Gedanken. Er stand am Marterpfahl seines Gewissens. Er stand am Pranger seines

Verbrechens. Er erlebte täglich, stündlich, minütlich, was er heraufbeschworen hatte. Er war ein Kamerad Judas gewesen, und er wusste es. Er erlebte, wie er mit seinen sieben Kameraden, von einem deutschen U-Boot abgesetzt, in Amerika gelandet war. Wie er, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, zur FBI ging, wie die amerikanische Abwehr zuschlug und wie sechs von seinen sieben Kameraden auf dem elektrischen Stuhl zum Sterben fertiggemacht wurden ...

Ich gewöhnte mich an Dasch. Er gewöhnte sich vielleicht auch an mich. Wir wussten beide, dass die Gefängnisdirektion auf einen Zwischenfall spekulierte. Wir liessen es zu keinem kommen. Was ging mich der Verräter Dasch an! Ich war genug mit meinem eigenen Schicksal beschäftigt. Nach drei Wochen etwa wandte sich ein fast zwei Meter grosser Häftling an mich. «Du weisst doch, was mit Dasch los ist?» sagte er.

Ich nickte.

«Solche Kerle gehören umgelegt», fuhr er fort.

«Was willst du eigentlich von mir?» fragte ich.

Er grinste.

«Wenn du mir zehn Päckchen Zigaretten gibst», schlug er dann vor, «stirbt Dasch morgen.»

«Wie willst du das machen?»

«Ganz einfach. Ein kleiner Unfall. Ich sitze da oben auf einem Baugerüst. Wenn Dasch morgen vorbeigeht, lasse ich eine zwei Zentner schwere Eisenstange genau auf seinen Kopf fallen. Verstanden?»

«Ja.» – Er streckte mir seine Hand her.

«Also, dann gilt's! Die Zigaretten brauchst du mir natürlich nicht auf einmal zu geben.»

«Ich habe keine Zigaretten», erwiderte ich und liess ihn stehen. Dasch lebt heute noch. Er wurde ein paar Jahre vor mir

aus der Haft entlassen und nach Deutschland abgeschoben.

Meine Tage in Leavenworth waren gezählt. Mein Fluchtversuch war nach Washington gemeldet worden. Und die oberste amerikanische Vollstreckungsbehörde fasste einen Entschluss, der mir das Blut gerinnen liess.

Ich sollte nach Alcatraz verlegt werden, auf die «Teufelsinsel» in der Bucht von San Franzisko – in das sicherste Gefängnis der Welt, in das Zuchthaus für lebendig Begrabene. In die Strafanstalt, die bisher nur Tote oder Sterbende verlassen haben.

Wir wurden zu zweit in einem Gefängniswagen quer durch Amerika geschleust. In Handschellen und Fussketten. Der Mann, der tagelang zusammen mit mir an der gleichen Kette hing, hiess William Kingdom de Norman und war die rechte Hand des berühmten Gangsterkönigs Dutch Schulz, der von einer Konkurrenzbande auf offener Strasse mit der Maschinenpistole niedergeschossen worden war. Die Vergangenheit des Mannes, der wie ein siamesischer Zwilling an mir hing, war durch ein halbes Dutzend Schussnarben ausgewiesen. Er war liebenswürdig, fast heiter und zeigte gute Manieren. Wir benahmen uns den Umständen entsprechend wie Gentlemen. Selbst wenn wir assen oder wenn wir die Toilette aufsuchten, mussten wir zu zweit sein. Die Ehre, zu den gefürchtetsten Ausbrechern zu gehören, bezahlten wir mit vielen Widrigkeiten.

Nach tagelanger Fahrt landeten wir in Alcatraz. In San Franzisko wurden wir von einem, Motorboot der Anstalt in Empfang genommen. In Alcatraz, einem Felsenriff, zwei Meilen vom Festland entfernt, kommt auf jeden Häftling ein Wärter.

Es waren fast nie mehr als zweihundert Gefangene auf der «Teufelsinsel». Ich war der kleinste Fisch unter ihnen. Mit nur «einmal lebenslänglich» musste ich mich sehr zurückhaltend benehmen. Einer meiner Mitgefangenen war zu sechshundert Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Viele hatten «lebenslänglich und einen Tag», manche 199 Jahre, andere dreimal «lebenslänglich und einen Tag» erhalten. Hier hatte Al Capone, der berühmteste amerikanische Gangsterboss, einen Teil seines Lebens zugebracht. Der prominenteste Insasse zu meiner Zeit war «Maschinengewehr-Kelly», so genannt, weil er mit dem Maschinengewehr seinen Namen in die Wand schiessen konnte. Er hat schätzungsweise dreissig Morde auf dem Gewissen.

Der Captain der Wachmannschaft nahm mich in Empfang. In Alcatraz gibt es nur Einzelzellen, aber sie sind so angelegt, dass man mit seinen Nachbarleuten sprechen kann. Es sind Eisenkäfige auf einem langen Gang. Wenn man einen Spiegel benutzt, kann man seine Nachbarn auch sehen. Jeder Insasse in Alcatraz ist hinreichend mit Spiegeln eingedeckt. Man benutzt sie auch dazu, um die Bewegungen der Wächter zu kontrollieren.

Der Mann in der Nachbarzelle war ein Neger. Er grinste freundlich und gab mir als Begrüssungsgeschenk eine Zeitung. Das Licht war sehr schlecht. Ich konnte kaum lesen. Ein Zivilist überraschte mich dabei.

«Sie werden sich die Augen verderben», sagte er.

«Das stimmt.»

«Ich werde dafür sorgen, dass man Ihnen Licht macht», fuhr er fort.

Ich dachte zunächst, dass ich jetzt wieder mit Wasser und Brot bestraft würde. Aber fünf Minuten später wurde in meiner Zelle tatsächlich die Glühbirne eingeschaltet. Der Mann, der

dies angeordnet hatte, hiess Edwin B. Swope. Er war Direktor der Gefängnisinsel.

So seltsam es klingt – Alcatraz war für mich eine Verbesserung. Die Insel zählt zu den Raritäten Amerikas. Fast jede Woche kamen Senatoren, ausländische Journalisten und Polizeifachleute zur Besichtigung und bestaunten den Musterbetrieb – das einzige Gefängnis der Welt übrigens, aus dem noch nie ein Häftling entkommen ist. Vier Gefangenen war der Ausbruch über die Felsen geglückt; sie wurden im Wasser erschossen.

Bei schönem Wetter umkreisten Ausflugsboote unsere Felsen. Wir hörten aus den Bordlautsprechern die Stimme des Fremdenführers:

«Meine Damen und Herren, links oben an dem langgestreckten Gebäude sehen Sie die Zelle, in der Al Capone gelebt hat. Wenn Sie etwas tiefer gehen und etwas weiter nach rechts rücken, stossen Sie auf die Zelle von ‚Machine-gun-Kelly‘. Er ist heute noch nicht der dreissig Morde überführt, die er verübt hat. Wenn er ein Maschinengewehr hätte, könnte er selbst auf diese Entfernung noch jeden einzelnen von Ihnen abknallen.» Manchmal kamen die Ausflugsschiffe zu nahe an die Insel heran. Unsere Wärter gaben dann Warnschüsse in die Luft ab. Die Gefangenen stürzten an die winzigen Ausgucklöcher in die Welt. Sie sahen hübsche und hässliche, üppige und überschlanke Frauen in leichten Sommerfähnchen. Sie sahen gepflegte Herren, die sich den Mokka mit Greuelgeschichten würzten. Sie sahen Kinder, die mit neugierigen, brennenden Augen auf die «Teufelsinsel» starrten. Bei schönem Wetter konnte man, wenn man gute Augen hatte, jede Einzelheit auf den Schiffen erkennen. Man sah, wie sich die Gäste, mit Alcatraz im Hintergrund, photographieren liessen ...

Am Abend fahren die Schiffe zurück. Die Menschen auf ihnen hatten sich für ein paar Dollar Nervenkitzel gekauft. Am Abend sahen wir die Lichter von San Franzisko. Wir konnten die «Golden Gate Bridge», die längste Hängebrücke der Welt, sehen. Wir klebten mit hungrigen Augen an den Lichtreklamen, und der Wind spülte mitunter Tanzrhythmen in unsere Zellen, wenn die Golf- und Segelklubs ihre Strandfeste feierten.

Amerikanische Gefängnisse sind human. Soweit Gefängnisse human sein können. Jede Woche durfte ich einmal in das Kino. Die Filme waren um die Hälfte kürzer. Alles war aus ihnen herausgeschnitten, was die Häftlinge beunruhigen könnte. Vor allem die Frauen. Vor allem Liebesszenen. Vor allem Szenen, die zeigen, wie man lebt, wenn man leben darf.

Alles ist gar nicht so schlecht. Man gewöhnt sich an die Nummer. An das Essen. An die Mitgefangenen. An die Mörder. An die Strauchdiebe. An die Zuhälter. In der Zelle sind die Mörder nicht die schlechtesten. Man gewöhnt sich daran, dass das Licht ausgedreht wird, dass das Radio abgeschaltet wird, dass man am Sonntag arbeiten muss. Man gewöhnt sich daran, dass die Zellennachbarn schnarchen, phantasieren, dass sie schreien, dass sie sich prügeln, dass sie sich umarmen. Alles ist nicht so schlimm, man gewöhnt sich daran, dass das Licht knapp ist, dass man das Fenster nicht öffnen kann, wenn man will, dass die Toilette stinkt. Man gewöhnt sich an die Unfreiheit. Man findet sich damit ab. Alles ist erträglich. Bis auf eins: Dass es keine Frauen gibt. Dass man Frauen kaum sieht. Dass man sie nicht lachen hört. Dass man nicht mit ihnen sprechen darf. Dass man nicht mit ihnen Spaziergehen kann. Dass man sie nicht umarmen darf. Dass man ihnen nichts schenken

darf. Dass man nicht von ihnen beschenkt wird. Dass man sie nicht ansehen darf. Das ist das Schlimmste.

Das Allerschlimmste.

Jeden Tag, jede Stunde, jede Minute denkt man in der Haft an Frauen. Unter dem grossen Leben stellt man sich das Leben mit einer Frau vor. Man malt sich aus, wie sie aussehen muss. Man wünscht sie sich blond oder rot, gross oder klein. Man formt sie in seiner Phantasie, bis sie lebendiges Leben wird.

Der Gefangene von Alcatraz ist abgeschrieben für immer. Die Ausweglosigkeit hat im Jahre 1946 zu einer blutigen Revolte geführt, bei der fünf Menschen starben und fünfzehn schwer verletzt wurden.

Am 2. Mai 1946 begann der Aufstand. Er dauerte achtundvierzig Stunden. Die Wärter waren hilflos, denn die Gefangenen hatten sich bis an die Zähne bewaffnet. Amerikanische Marininfanterie trat zum Sturm auf die Insel an ...

Was in Alcatraz vorgefallen war, erfuhr die amerikanische Öffentlichkeit erst Tage später: Zwei Häftlinge überfielen einen Wärter, nahmen ihm den Schlüsselbund ab und sperrten ihn in die «blutige Zelle», in die Zelle 403. Den beiden Gefangenen gelang es, an die Gewehrgalerie heranzukommen. Einem dritten Wärter wurden Gewehr und Pistole abgenommen. Die anderen Gefangenen wurden befreit.

«Jetzt gehört Alcatraz uns! Hauen wir ab!» riefen sie im Chor. Der Freiheitsrausch dauerte nicht lange.

Die Schlüssel zu den massiven Stahltüren, die die Zellenhäuser von der Aussenwelt abriegeln, fehlten. Einzelne Häftlinge gingen freiwillig in ihre Zellen zurück. Drei Offiziere aber, die die Gefangenen zur Vernunft bringen wollten, wurden über-

wältigt und in die Zelle 403 gesperrt.

«Nehmt doch Vernunft an», rief Captain Weinhold aus Zelle 403, «ihr könnt euch nicht lange halten. Die Sache wird euch teuer zu stehen kommen.»

Einer der Gefangenen erwiderte:

«Wenn jemand sterben muss, dann bist du der erste.»

Die Sirenen heulten. Alarm? Der Häftling Kretzer schoss in einem plötzlichen Wutanfall in die Zelle 403. Der Direktor von Alcatraz musste Hilfe von aussen anfordern. Die Aufständischen verschanzten sich in der Gewehrgalerie. Es war wie in einem Wildwestfilm. Die Schlacht dauerte zwei Tage.

Die Marinesoldaten arbeiteten sich bis an den Luftventilator heran. Sie schossen Gasgranaten ab. Selbst dann war die Revolte noch nicht niedergeschlagen.

Die Soldaten deckten das Dach ab und warfen Handgranaten in die Gewehrgalerie. Die letzten Gefangenen verbarrikadierten sich in einem Tunnel unter dem Zellenhaus. Sie wurden im Kampf erschossen ...

Alcatraz war fast völlig zerstört und musste wieder neu aufgebaut werden. Und der Insasse Nummer 866 in diesem Zuchthaus mit der blutigen Vergangenheit hiess Erich Gimpel und stammte aus Deutschland.

Obwohl jede Organisation verboten war, waren die Gefangenen nirgends so straff organisiert wie in Alcatraz. Die Führung hatten die Bankräuber und Kidnapper. Hinter der Seilerei wurde in alten Regenmänteln Schnaps gebrannt. Aus Zucker, Hefe und gestohlenen Rosinen brauten Spezialisten ein hochprozentiges Gemisch, das nur Leute erhielten, die den illegalen Führern der Gefangenen sympathisch waren. Ich wusste davon lange Zeit nichts. Eines Tages rief mir ein Mann zu:

«He, komm mal her. Du sollst auch was haben.»

Ich trank einen ganzen Becher aus und hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Von da an erhielt ich meine tägliche Ration. Der Alkohol machte alles viel ertäglicher. Mitunter wurden unsere Schnapsvorräte gefunden und vernichtet, aber die primitive Brennvorrichtung behielten wir weiter. Natürlich merkten die Wärter, dass wir tranken, aber es war eine Art stillschweigenden Abkommens, dass sie es nicht ganz unterbanden.

Ein Mitgefangener namens Kenny Palmer hatte eines Tages zuviel getrunken und lag halb bewusstlos auf dem Boden. Als wir nach beendeter Arbeit in die Zellen zurückgeführt werden sollten, torkelte er zu unserem Entsetzen auf den Captain der Wachmannschaft zu und lallte:

«Du bist ein feiner Hund, Captain. Aber wie ich jetzt die Treppe hinaufkommen soll, weiss ich nicht.»

Der Captain legte seinen Arm um ihn herum und zerrte ihn in seine Zelle.

«Schlaf dich aus», sagte er, «du bist krank. Sieh zu, dass du wieder gesund wirst.»

Er erstattete keine Anzeige, was ihm alle Gefangenen hoch anrechneten. Seit dem blutigen Aufstand des Jahres 1946 hatten Gefangene und Wachmannschaften voneinander gelernt. Obwohl Alcatraz als die strengste amerikanische Strafanstalt verufen ist, hat sie auch ihre angenehmen Seiten.

Zum Beispiel den Speisesaal. Er war so appetitlich und fast so komfortabel, dass man glauben konnte, in einem Hotel zu sein. Die Tische waren aus Nussbaumholz. Wir sassen zwanglos gruppiert. Der Speiseplan war wohlausgewogen, das Essen gut zubereitet.

Das war typisch für die Mentalität des Strafvollzugs: Da kei-

ner der Gefangenen eine Chance hatte, jemals wieder in Freiheit zu kommen, wollte man der dumpfen Verzweiflung wenigstens dadurch entgegenwirken, dass man den Häftlingen bei aller Strenge wesentliche Erleichterungen einräumte. Auch hier durfte ich zweimal im Monat in das Kino gehen. Einmal im Jahr wurde jeder Gefangene vor eine Disziplinarkommission gestellt, der der Captain der Wachmannschaft, der Anstaltsleiter, die Wärter des Blocks und der Geistliche angehörten. Obwohl diese Kommission nur über kleine Hafterleichterungen entschied, war ihr Zuspruch, psychologisch gesehen, sehr wichtig.

Ein Beamter sagte zum Beispiel zu mir:

«Ich weiss eigentlich gar nicht, warum Sie hier noch sitzen, Gimpel. Sie sind doch Kriegsgefangener. Ich will einmal sehen, ob sich nichts für Sie tun lässt.»

Die Hoffnung, Alcatraz jemals wieder verlassen zu können, wuchs selbstverständlich unter diesen Worten, obwohl es nachgerade sinnlos war, sie zu nähren.

Das sechste Jahr meiner Haft war nunmehr gekommen. Von der Aussenwelt wusste ich nicht mehr, als ich in gelegentlich eingeschmuggelten Zeitungen lesen konnte. Jede Verbindung zur Heimat war abgebrochen. Ich erhielt keine Briefe. Als ein Wärter zu mir kam und sagte: «Für Sie ist Besuch da, Gimpel. Machen Sie sich fertig», glaubte ich, dass ich verwechselt worden sei.

Aber es stimmte.

Ich wurde in den Besuchsraum, eine der merkwürdigsten Einrichtungen von Alcatraz, geführt. Gast und «Gastgeber» waren durch eine Mauer voneinander getrennt, in die man aus dickem Glas Gucklöcher eingebaut hatte. Man konnte sich gegenseitig sehen, aber nicht verstehen. Deshalb waren an beiden Seiten der Wand Telephonapparate angebracht. Während

man sich sah, telephonierte man miteinander. Ein Wärter hörte mit. Sobald das Gespräch eine Wendung nahm, die ihm nicht behagte, drückte er auf einen Knopf und unterbrach damit die Leitung. Ich ging wie ein Schlafwandler in den Besuchsraum. Mein Begleiter wies mir ein Guckloch an. Ich sah hindurch. Auf der anderen Seite stand im eleganten Anzug ein Herr in mittleren Jahren. Er lächelte mich an. Ich nahm den Hörer.

«Guten Tag, Herr Gimpel», sagte der Herr auf deutsch, «Sie werden sich wundern, Besuch zu erhalten. Ich wollte Sie schon lange besuchen, aber ich habe erst jetzt eine Sprecheraubnis bekommen. Ich bin der deutsche Generalkonsul von San Franzisko, Dr. Schönbach.» – «Sehr erfreut», stammelte ich.

«Ich will Ihnen nur sagen, dass wir Sie nicht vergessen haben. Wir tun alles, was wir können, um Sie hier heraus zu bekommen. Sie werden verstehen, dass wir dabei behutsam vorgehen müssen. Sie müssen Geduld haben und noch einmal Geduld.»

«Die habe ich mir angewöhnt», erwiderte ich. «Ich danke Ihnen vielmals, Herr Generalkonsul. Sie glauben gar nicht, was es für mich bedeutet, einmal wieder mit einem Menschen zu sprechen, der weder Aufseher noch Häftling ist.»

«Das kann ich mir denken. Ich wollte Ihnen eigentlich Trost zusprechen. Aber ich habe wohl leicht reden. Ich bin nicht allein gekommen», sagte er dann, «ich habe hier noch den Geistlichen der deutschen Kolonie von Frisko mitgebracht.»

Er lächelte mir noch einmal zu, und an das Guckloch trat jetzt ein Mann mit dem typischen Habitus des Pastors.

Wir unterhielten uns zwanzig Minuten lang. Beide Herren ver-

sprachen mir, wiederzukommen. Sie hielten ihr Wort. Beim zweiten Besuch entschloss sich der Direktor zu einer ganz aussergewöhnlichen Massnahme: Ich durfte die beiden Herren in einem normalen Raum, ohne Guckloch und Telephon also, sprechen.

In diesen Wochen, da ich begann, wieder Hoffnung zu schöpfen, geriet ich, ohne es zu wollen, in eine Häftlingsrevolte im Kleinen. Wir waren wie jeden Tag in den Speisesaal gekommen. Auf dem Küchenzettel stand Spaghetti mit Fleischsosse. Das Häftlings-Diner war also weit dürftiger als sonst. Während des Essens herrschte im Speisesaal ganz unnatürliche Ruhe. Kein Mensch sprach mit seinem Nachbarn. Es schien, als wäre es verabredet worden. Aber ich wusste nichts von der Absprache.

Auf einmal ging es los. Wie auf Kommando sprangen die Gefangenen von ihren Sitzen hoch, warfen die Tische um und schlugen alles kurz und klein.

«Meat! Meat!» brüllten sie. «Wo bleibt das Fleisch? Wir wollen eure Dreckssosse nicht fressen. Fleisch wollen wir!» Die Maschinengewehre der Wachmannschaften wurden durch die Glasfenster des Speisesaals gestossen. Wir warfen uns zu Boden. Jeden Augenblick musste die Schiesserei losgehen. Nach dem blutigen Aufstand des Jahres 1946 verstanden die Wachmannschaften keinen Spass mehr. Der Captain betrat den Saal. Er wurde ausgepiffen. Dann kam der Direktor persönlich. Es war auf einmal wieder so still wie vor dem Zwischenfall. «Was ist los mit euch?» fragte er. «Seid ihr verrückt geworden?» Er erhielt zunächst keine Antwort.

«Ich verlange von euch, dass ihr jetzt einzeln den Speisesaal verlasst. Habt ihr verstanden? Wer meiner Aufforderung nicht

folgt, wird als Meuterer behandelt. Überlegt es euch!» – Niemand rührte sich.

«Ich gebe euch noch sechzig Sekunden», fuhr Mr. Swope fort. «Noch fünfundfünfzig. Noch fünfzig. Noch fünfundvierzig.» Ein Häftling stand zögernd auf, sah weder nach links noch rechts, verliess den Speisesaal. Er wurde ausgepiffen. Andere folgten ihm. Die meisten von uns hatten mehr Angst vor den illegalen Anführern dieser Revolte als vor der Straffraktion des Direktors. Man musste darauf bedacht sein, nicht zu früh zu gehen und nicht zu lange zu bleiben.

Nun meldete sich einer der Häftlinge zu Wort.

«Wenn wir morgen kein Fleisch erhalten», sagte er, «passiert das wieder. Wir haben Anspruch darauf. Wir brauchen das für unsere Ernährung.»

«Ich werde den Fall überprüfen lassen», versicherte der Anstaltsleiter.

Der Sprecher Pinszky kam als Rädelsführer zur Strafe in den Block D, den Schweigeblock. Sechs Monate hielt er es aus, dann verübte er Selbstmord. Es war am Weihnachtsabend. Er hatte sich eine Rasierklinge verschafft und sich damit die Pulsadern aufgeschnitten. Wie ihm das gelingen konnte, ist nie geklärt worden. Mit den Rasierklingen wurde nämlich auf Alcatraz geradezu ein Kult getrieben.

Zweimal in der Woche erschien ein Vorzugshäftling mit einem Tablett. Auf ihm waren auf genau angegebenem Platz Rasierklingen. Man erhielt sie für drei Minuten, dann musste man sie wieder auf das Tablett legen. Jede Woche wurden sie gewechselt. Die Gefängnisleitung wollte verhindern, dass auch noch andere Häftlinge den Weg des Mr. Pinszky gingen.

Das moderne Sicherheitssystem auf Alcatraz arbeitet mit allen technischen Raffinessen. Wer sich zur Arbeit meldete, musste beim Verlassen und Betreten des Zellenhauses einen Apparat passieren, der auch das kleinste Stückchen Metall registrierte. Wenn der Apparat summete, musste sich der Gefangene bis auf die Haut ausziehen und durchfilzen lassen. Es war also ausgeschlossen, irgendwelches Ausbruchswerkzeug in seine Zelle zu schmuggeln.

Im Gegensatz zu anderen Strafanstalten war in Alcatraz die Arbeit nicht Pflicht. Man konnte sich für die paar Dollar, die man verdiente, auch nichts kaufen. Die sogenannten «Marketerwaren» wurden nicht verkauft, sondern zugeteilt. Jeder erhielt drei Päckchen Zigaretten pro Woche. Die Rasiercreme war gratis. Das Obst ebenfalls. Auch etwas Schokolade wurde ausgegeben.

Ich war dreieinhalb Jahre in Alcatraz und hatte mir einige Fingerfertigkeit in der Seilerei angewöhnt. Auf meinem Konto standen ein paar hundert Dollar, mit denen ich nichts anfangen konnte. Ich besass das Vertrauen meiner Mithäftlinge und das der Gefängnisleitung. Ich ging jeden Morgen zur Arbeit und lag jeden Abend missmutig im Bett.

Mitten in der Nacht wurde ich geweckt.

Ich sah auf die Uhr. Drei Uhr morgens.

«Ist etwas passiert?» fragte ich schlaftrunken.

«Ja», erwiderte der Wärter, «es ist etwas passiert. Rate mal.»

«Was weiss ich», antwortete ich mürrisch. «Lass mich schlafen oder ich beschwere mich. Du hast kein Recht, mich zu wecken.»

«Pack deine Sachen, du Trottel», entgegnete der Wärter.

«Der Kerl verschläft seine eigene Entlassung.»

«Entlassung?» fragte ich.

«In fünf Minuten hole ich dich ab. Du bist nach Atlanta im Staate Georgia verlegt.»

Ich glaubte zu träumen. Ein Wunder war geschehen! Ich sollte gesund und lebend von der «Teufelsinsel» Alcatraz kommen? Eine Sensation, die durch alle Zeitungen gehen würde. Eine Nachricht, die man für unglaublich halten musste. Verlegt nach Atlanta!

Das konnte das Vorzimmer der Freiheit sein.

Meine Hoffnungen waren weit schneller als die amerikanische Justizmaschine. Ich betrat die Strafanstalt von Atlanta im Staate Georgia an der Ostküste Amerikas – von Alcatraz aus gesehen also am anderen Ende des Kontinents – mit dem Gefühl eines Mannes, den das alles nichts mehr angeht. Was Warten heisst – hoffnungsvolles, stupides, resignierendes Warten –, sollte mir einmal mehr in meinem Leben demonstriert werden. Meine Strafe war zum zweitenmal reduziert worden. Ich hatte jetzt dreissig Jahre Haft zu verbüssen. Wer sich gut führt, kann nach amerikanischer Gewohnheit Antrag auf Entlassung im Rahmen des «Parole-Verfahrens» stellen, wenn er ein Drittel seiner Strafe verbüsst hat. Häftlinge, die im Zuge dieses typisch amerikanischen Verfahrens entlassen werden, müssen sich jeden Tag bei einer bestimmten Polizeistation melden. Sie haben um eine bestimmte Zeit nach Hause zu gehen, sie dürfen keinen Alkohol trinken – sie sind weiterhin mit einem Bein im Gefängnis.

Ich beantragte Entlassung auf Parole. Ich wurde einem Parole-Offizier zugeteilt. Es war Mr. Boone. Ein Farbiger. Er war gross, schlank, trug ein kleines Schnurrbärtchen auf der Ober-

lippe und lieferte den Beweis, dass sich ein Gefangenaufseher mit der Ritterlichkeit eines Gentleman benehmen kann. Er war ein menschlicher Mensch. Dass ich heute auf freiem Fusse bin, verdanke ich ihm.

Erster Parole» Antrag abgelehnt! Ich war verzweifelt. Die Hoffnung wechselte in Lethargie über. Ich ass ganz wenig, konnte nicht mehr schlafen, verfiel in einen stumpfen Gefängniskoller. Nur einmal im Jahr kann man sich der Parole-Kammer stellen. Ich würde also noch einmal 365 Tage in Atlanta zubringen. Mr. Boone kämpfte meine Resignation nieder. Auf seinen Rat hin meldete ich mich in die Weberei. Ich entwickelte mich zu einem Facharbeiter. Arbeit lenkt ab.

Am Webstuhl beging ich mein zehnjähriges Zuchthausjubiläum. Vom Winde verweht nach Atlanta, dem Schauplatz des berühmten Romans «Vom Winde verweht». Zehn Jahre unter Gaunern und Mördern, unter gehässigen Gefangenen und unter gleichgültigen Aufsehern. Zehn Jahre die Nummer am Arm. Dreitausendsechshundertfünfzig Nächte in der Zelle. Nächte voller Sehnsucht, voller Hoffnung, voller ungeweinter Tränen, voller ungeschehener Küsse, voller ordinärer Flüche. Vielleicht schaufelte ich Kohlen an dem Tag, an dem mein Vater starb. Ich wusste es ja nicht. Ich wusste überhaupt nichts. Ich wollte auch nichts wissen. Mich interessierte weder die Auseinandersetzung Ost-West noch der Krieg in Korea, noch der Konflikt in Indochina.

Nichts, ausser essen, schlafen und einmal Kino in der Woche. Dann kam der Mann zu mir in die Zelle, der seine Frau ermordet hatte. Wie gut Mörder manchmal aussehen können! Er war jung, hübsch und blond, lachte herzlich, und er brachte ganz gute Manieren mit. Ausser der Tatsache, dass er seine Frau umgebracht hatte, störte mich nichts an ihm. Er war in

Deutschland gewesen. In München. Auf der Strasse hatte er seine Freundin kennengelernt. Und dann passierte die Geschichte. Der Psychiater bewahrte ihn vor dem Galgen. Man schaffte ihn von München nach Atlanta und gab ihm lebenslänglich. Er erzählte Stories aus Deutschland. Der Appetit verging mir dabei.

Wir waren zu sechst in der Zelle. Ausser mir ein zweiter Deutscher. Auch ein Spion.

«Jede Frau kann man in Deutschland haben», sagte der Mörder. «Manchmal musste ich zehn Zigaretten geben, manchmal zwanzig. Vielleicht auch eine Tafel Schokolade dazu.»

«Halt's Maul», erwiderte ich.

«Im Ernst», fuhr der Mörder fort. «Die sind leichter hergegangen als die Französinnen.»

«Affe», sagte der deutsche Mitgefangene. «Von den Amerikanerinnen habe ich früher immer noch zehn Zigaretten dazubekommen.»

Der Ekel kroch mir hoch. Ich ging an das Fenster. Es war geschlossen. Den ganzen Tag die trockene, müde Zuchthausluft und die rüden Gespräche und die verdrossenen Gesichter der Aufseher und die alten Witze. Und das grelle Gelächter.

Wieder einmal holte man mich von der Arbeit weg.

Mr. Boone, der farbige Parole-Offizier, nahm mich auf die Seite. «Reissen Sie sich zusammen», sagte er. «Ich habe durchgesetzt, dass Sie heute noch einmal vor den Parole-Richter kommen. Vorzeitig. Sehen Sie zu, dass Sie einen guten Eindruck hinterlassen!»

Der Mann am Richtertisch sah gemütlich, kleinbürgerlich und typisch amerikanisch aus. Er war weder gleichgültig noch teilnehmend. Er war ein Sendbote der Bürokratie aus Washing-

ton. Er wusste wohl kaum, dass er Schicksale in seinen Händen hielt.

«Sie sind also Gimpel?»

«Yes, Sir.»

Er schob seine eckige Brille etwas nach oben. Ich hatte nicht einmal Zeit gehabt, mir die Hände zu waschen. Meine Kleidung war verschmiert. Ich fühlte mich gehemmt.

«Nun sagen Sie mir etwas», ermunterte mich der Richter. Ich brachte kein Wort heraus.

«Sie wollen doch etwas?» fuhr er fort.

«Ich möchte meine Freiheit, Sir.»

Er spielte mit seinem Bleistift.

«Und?»

Mr. Boone schaltete sich ein.

«Der Mann kommt gerade von der Arbeit, Sir. Er hatte keine Ahnung, dass er heute vor die Parole-Kammer kommen würde. Ich bitte, ihm das nachzusehen.»

Der Richter zögerte einen Augenblick. Dann wurde er eine Nuance freundlicher.

«Ich weiss, dass Sie sich hier gut geführt haben. Aber, aber» – er räusperte sich ein paarmal – «Spionage gegen die Vereinigten Staaten, das ist keine Kleinigkeit.» Er legte eine Pause ein.

«Wenn wir Sie nach Deutschland zurückschaffen liessen», sagte er, «gingen Sie nach dem Osten oder Westen?»

Er sah mich gespannt an.

«Nach dem Westen, Sir.»

Er nickte befriedigt.

«Well, ich will sehen, was ich für Sie tun kann.»

Ich ging wieder zurück zur Arbeit. Ich hörte nichts mehr von ihm. Wochen und Monate nichts mehr. Wieder redete mir Mr. Boone zu. Aber die Haftpsychose, deren Anfällen ich bisher

glücklicherweise entgangen war, griff endgültig nach mir. Ich schwankte ständig zwischen Stumpfsinn und Gereiztheit. Die Krise erreichte ihren Höhepunkt, als ich in eine andere Zelle verlegt wurde. Es waren unappetitliche Leute, mit denen ich zusammen kam. Ich wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Ich meldete mich nach der Arbeit bei meinem Wärter.

«Ich gehe nicht mehr in die Zelle zurück», sagte ich.

«Das ist Ungehorsam. Sie wissen, was darauf steht?»

«Mir ist alles egal.»

«Ich muss Sie melden», entgegnete er.

Ich kam in Einzelhaft. Nichts Neues für mich. Wasser und Brot. Am zehnten Tag hatte ich vierzig Pfund abgenommen. Ich war spindeldürr geworden. Man machte sich Sorgen um mich. Ich gab nicht einmal eine Antwort, wenn man mich ansprach.

Eines Tages wurde ich zum stellvertretenden Direktor gerufen. Der Mann, der mich führte, hiess Mr. Lowe. Er war ein Mensch und keine Maschine.

«Reiss dich zusammen», sagte er, «sei nicht so stur. Sie mögen dich hier alle ganz gern. Aber du darfst dich nicht gegen die Ordnung auf lehnen.»

Ich erwiderte nichts.

Der Vizedirektor sah mich von oben bis unten an.

«Na, Gimpel», begann er dann, «immer noch verstockt?» «Ja wohl, Sir.»

«Ich gebe Ihnen eine Minute Zeit, sich Ihre Antwort zu überlegen», entgegnete er. Er stand auf und ging im Zimmer hin und her. «Sie sind kein Kind, überlegen Sie sich genau, was Sie sagen.»

Er blieb stehen.

«Gehen Sie in Ihre Zelle zurück?»

«Nein, Sir.»

«Abführen!» rief der Beamte unwillig.

Mr. Lowe ging neben mir. Am Gang blieb er stehen.

«Hör mich an», sagte er, «du kennst mich genau, nicht?» «Ja.»

«Du weisst, dass ich dir nicht schaden will?»

«Ja.»

«Du gehst jetzt zurück zum Direktor und sagst ihm, dass du dich unterwirfst. Ich darf dir nicht sagen, um was es geht, aber ich beschwöre dich, geh zurück, du würdest es bitter bereuen.»

Mein Stumpfsinn war grenzenlos. Aber ich schätzte und liebte Lowe. Er war schon ein alter Mann, der oft von seiner Familie erzählte. Ich ging zurück, nur um ihm einen Gefallen zu erweisen. Freudestrahlend meldete er mich beim Vizedirektor.

«Haben Sie es sich doch noch überlegt?» fragte er.

«Jawohl, Sir.»

«Sehen Sie ein, dass Sie falsch gehandelt haben?»

«Jawohl, Sir.»

«Gut. Sie werden morgen entlassen. Ihre Parole ist genehmigt worden.»

Ich konnte es nicht begreifen. Fast elf Jahre hatte ich auf meine Freiheit gewartet, und als ich sie zurückerhielt, wusste ich nicht, was die Nachricht bedeutete. Ich sah in das glückliche Gesicht von Mr. Lowe.

«Verstehst du mich jetzt?» fragte er.

«Ja.»

«Ich durfte dir das nicht sagen. Aber wenn du dich jetzt nicht unterworfen hättest, wäre deine Begnadigung zurückgezogen worden. Wegen Widersetzlichkeit. Sei froh, dass ich dir geholfen habe.»

Ich gab ihm die Hand. Ich hielt mich an der Wand fest, um nicht zusammenzubrechen . . .

Es ging rasend schnell. Ich suchte mir einen Anzug aus und ein Hemd. Ich erhielt Papiere und eine Anweisung über ein paar hundert Dollar. Ich hatte gerade noch Gelegenheit, ein paar Leuten die Hand zu drücken. Dann führte man mich aus dem Gefängnis.

Frei. In Zivil. Mensch unter Menschen. Mensch mit Namen, ohne Nummer. Begleitet von einem Beamten der Auswanderungsbehörde. Von einem liebenswürdigen Beamten.

In schnellem Tempo fuhren wir zum Flugplatz von Atlanta. Am nächsten Tag schon verliess die «Italia», die mich nach Deutschland zurückbringen sollte, den New Yorker Hafen.

Ich stand in der Flughalle. Ich schob mein Ticket ein. Ich lachte. Ich atmete. Ich sah alle Leute, alle banalen Alltagsverrichtungen mit verklärten Augen an. Und ich begriff immer noch nichts.

Ich ging über das Rollfeld zu der viermotorigen Maschine. Auf der Rolltreppe stand eine Stewardess im hübschen, blauen Kostüm.

Sie war schlank, blond und schön. Und sie lächelte. Ein paar Sekunden blieb ich wie angewurzelt stehen, starrte sie an, versuchte, auch zu lächeln. Aber es verunglückte. Mein Begleiter klopfte mir auf die Schulter.

«Go on», sagte er.

Ich nahm Platz, nahm einen Kaugummi, schnallte mich an. Tausend Meter, fünfzehnhundert Meter, eine Stunde, zwei

Stunden. Wir landeten in Washington, flogen nach New York weiter. Am Flugplatz wurde ich erwartet. Von einem farbigen Polizeibeamten.

«Are you Gimpel?»

Mein Begleiter antwortete für mich.

Der Neger zog gleichgültig Handschellen aus der Tasche, legte sie mir an.

«Sind Sie verrückt?» sagte der Beamte zu ihm. «Er ist frei.»

«Ich habe meine Vorschriften», entgegnete der Neger kalt.

Vor allen Fluggästen führte man mich ab wie einen Schwerverbrecher. Die blonde, hübsche Stewardess sah mir erschrocken nach. Der Beamte der Einwanderungsbehörde entschuldigte sich bei mir für seinen Kollegen und ging kopfschüttelnd davon.

Wir fuhren durch New York, durch die Stadt, in der ich gejagt worden war, durch die Stadt, in der ich Joan geliebt und verlassen hatte.

Joan... Es schmerzte noch. Nach zehn Jahren noch.

Im Stadtgefängnis wurde ich aus meinen melancholischen Träumen gerissen. Ich war nun wieder ganz ein Zuchthäusler, wurde fotografiert, registriert.

«Los, stell dich nicht so an», sagte ein Wärter zu mir. «Tauch deine Pranke schon in die Druckerschwärze.» Und wieder einmal wurden mir die Fingerabdrücke genommen. Ich schlief keine Minute. In ein paar Stunden würde mein Schiff auslaufen. Ohne mich wahrscheinlich. Vielleicht war alles nur ein Missverständnis gewesen? Vielleicht hatte man von meiner Widersetzlichkeit erfahren und die Parole zurückgezogen? Theoretisch war ich frei. Aber wenn man einen freien Mann in der letzten Nacht mit Mördern, Dieben und Räubern zusam-

mensperrt, wenn man ihn behandelt wie Mörder, Diebe und Räuber, dann konnte etwas nicht stimmen.

Um ein Viertel vor sechs Uhr wurde an meiner Zellentür gerüttelt. «Zieh dich an!» rief mir jemand barsch zu. Dann schob man mir durch das Zellenfenster eine Tasse Kaffee und zwei Schnitten Weissbrot.

Ich wurde in das Vernehmungszimmer geführt.

Und nun begann die Prozedur von gestern zum zweitenmal. Fotografieren, Registrieren, Fingerabdrücke, Handschellen. Ein Wagen fuhr vor.

Der Beamte, der mich am Vortag vom Flugplatz abgeholt hatte, setzte sich neben mich. Er sprach kein Wort. Er sah zum Fenster hinaus. Vielleicht dachte er über seine Vorschriften nach.

In einer Stunde würde die «Italia» auslaufen. Die Angehörigen der Passagiere standen am Pier, lachten, scherzten, manche hatten auch ein paar Tränen in den Augen. Es war heiss, drückend heiss. Die Frauen trugen ganz leichte Kleider.

Die Neugierigen bildeten eine Gasse, als ich, immer noch in Handschellen, über die Gangway auf die «Italia» geführt wurde. Die Fotoreporter waren zur Stelle. Von allen Seiten wurde ich «geschossen».

Mein Begleiter musste schon öfter Gefangene auf der «Italia» abgeliefert haben. Jedenfalls kannte er sich aus. Ohne zu fragen, steuerte er auf das Kinderzimmer zu. Er nahm mir die Handschellen ab, warf meine Papiere auf den Tisch, schob sich einen Kaugummi in den Mund. «Setz dich», sagte er zu mir. Es war das erstemal, dass er überhaupt etwas sagte. Er sah auf die Uhr. Es dauerte ihm zu lange. Ich betrachtete mir die

bunten Fresken von «Schneewittchen und den sieben Zwergen» an der Wand.

Mein Wächter sah wieder auf die Uhr, stand auf.

«O. K.», sagte er. Er tippte mit dem Zeigefinger lässig gegen die Stirne.

Das war der Abschied von Amerika.

Er sperrte die Türe von aussen ab, sprach ein paar Worte mit einem Steward. Das Schiff lief aus. Nach Deutschland. In die Heimat. In die Freiheit. In das grösste Abenteuer meines Lebens. Als wir die Dreimeilenzone passiert hatten, sperrte der Steward das Kinderzimmer auf.

«Es sind Bürokraten», sagte er. «Ist ja alles Unsinn.» Er zeigte mir die gedruckte Schiffsliste. Mein Name stand an letzter Stelle. Im Nachtrag.

«Mr. Erich Gimpel», las ich.

Mister!

Ich starrte das Wort immer wieder an. Vom Häftling zum Mister! Es dauerte Tage, Wochen, Monate, bis ich das Wunder der Freiheit begriffen hatte. Bis ich die Leute wieder unbefangen ansehen konnte. Bis ich wieder essen konnte, was mir schmeckte. Bis meine Zunge wieder einen Moselwein von einem Pfälzer unterscheiden lernte. Bis ich den Frauen nicht mehr aus dem Wege ging. Bis ich es wagte, nach meinen Angehörigen zu forschen ...

Ich bin fünfundvierzig Jahre, zehn Monate und elf Tage alt. Ich habe ein paar tausend Mark auf meinem Konto. Ich schulde den Vereinigten Staaten von Amerika noch über neunzehn Jahre Haft. Für Amerika bin ich immer noch ein Spion – für Deutschland ein Spätheimkehrer.

Ich habe ein paar Monate an meinen Erinnerungen geschrieben. Ich habe sie bewusst unsentimental wiedergegeben. Ich

habe nichts beschönigt. Es gibt, es gab, es wird keine Roman-
tik geben in diesem Metier. Der lautlose Kampf der Spione ist
gemein, kalt und unerbittlich. Er ist die schmutzigste Seite des
Krieges. Und ich hasse den Krieg.
Ich hasse das Gewerbe der Spione.
Für immer ...